

**SITZUNGSBERICHTE  
DER LEIBNIZ-SOZIETÄT**

**Band 87 • Jahrgang 2006**

trafo Verlag Berlin

ISSN 0947-5850 ISBN 3-89626-580-6

***Inhalt***

***Aus der Klasse für Naturwissenschaften***

*01 Rüdiger Hardeland: Melatonin - Nachthormon, pleiotroper Regulator und protektives Agens*

*02 Heinz Kautzleben: Mitteilung*

***Aus der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften***

*03 Reimar Müller: Die Welt der Technak und die Technik. Antike und moderne Elemente in Herders Kulturtheorie*

*04 Jörg Roesler: Dialog, Monolog und Wohlfahrtsstaat. Zur Realisierung von Eigeninteresse der herrschenden Eliten und Interesse des Volkes in Deutschland in den vergangenen 60 Jahren*

*05 Heinrich Badura: Nachhaltigkeit und Ethik*

*06 Uwe-Jens Heuer: Marxismus und Glauben*

*07 France Bernik: Nationale Identität der slowenischen Literatur*

*08 France Bernik: Die Demokratisierung und Europäisierung der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste*

***Gedenken***

*08-1 Helmut Abel: "Bildung für alle" - Erinnerungen an Oskar Hauser*

*Friedbert Ficker: Ein bedeutender Forscher und Deuter der serbischen mittelalterlichen Kunst. Zum 10. Todestag von Vojislav J. Djuri?*

***Rezensionen***

*10 Herbert Hörz: Macht, Herrschaft und Kampf in der sozialen Welt Karl Heinz Domdey, Band 1: World Economics, Globalisierung, paneuropäische Integration; Band 2: Globale Alleinherrschaft, Oligarchie*

oder ...? US-Universalmacht versus EU-Hybrid; *Band 3: Die Atlantische Ideologie. Zum Kommen und Gehen partialer Sichten und Absichten in der Gesellschaftsgeschichte; Band 4: Hegemonische Psychologie. Seelische Faktoren im globalen Herrschaftsstreben*

*11 Hannelore Bernhardt*

Die Berliner Universität in der NS-Zeit *Band I: Strukturen und Personen.*

Hrsg. von Christoph Jahr unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt

*Band II: Fachbereiche und Fakultäten.*

Hrsg. von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt

*12 Armin Jähne: Der Wissenschaftler und politische Gesellschaftsmensch*

Mommsen Stefan Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie

*13 Rainer Schimming: Ernst Schmutzer, Projektive Einheitliche Feldtheorie mit Anwendungen in Kosmologie und Astrophysik*

*14 Heinz Kautzleben: Klaus Fleischmann, Zu den Kältepolen der Erde. 50 Jahre deutsche Polarforschung*

*15 Gerhard Öhlmann: Detlev Möller, Luft - Chemie · Physik · Biologie · Reinhaltung · Recht*

*16 Stefan Bollinger: Ostrowski - Westrowski - Zentrowski? Ein Oberbürgermeister zwischen den Fronten des Kalten Krieges Norbert Podewin, Otto Ostrowski - der gelöschte Oberbürgermeister. Ein Schicksal im Berlin des Kalten Krieges*

Rüdiger Hardeland

## **Melatonin – Nachthormon, pleiotroper Regulator und protektives Agens**

Vortrag in der Klasse für Naturwissenschaften am 14. September 2006

Das Indolamin Melatonin (Abb. 1) wurde zunächst auf Grund seiner hautaufhellenden Wirkung bei Fischen und Amphibien als Hormon des Pinealorgans (Epiphysis cerebri, Zirbeldrüse) entdeckt, einer Ausstülpung des Zwischenhirns [1]. Diese Funktion lässt sich nicht auf alle Wirbeltiere übertragen, nicht einmal auf alle Fische. Eine wesentlich weiter verbreitete Wirkung, die als nächstes aufgeklärt wurde, besteht in der Vermittlung des Signals „Dunkelheit“ [2,3], was dem Melatonin den Beinamen „Troll unter den Hormonen“ einbrachte. Diese Rolle ist nur unter der folgenden Voraussetzung möglich, nämlich dass das Melatonin in der Nacht vermehrt sezerniert wird und am Tage niedrige Spiegel aufweist. Diese Bedingung ist bei den meisten Wirbeltieren erfüllt, und zwar bemerkenswerterweise sowohl bei tag- als auch nachtaktiven Spezies, die in anderen tagesperiodischen Funktionen eine entsprechend unterschiedliche Phasenlage besitzen, wie Körpertemperatur, Exkretionsraten, Enzymaktivitäten, Konzentrationen anderer Hormone, Schlaf-Wach-Verhalten usw. Melatonin vermag folglich bei allen diesen Organismen Informationen über die Dunkelzeit zu vermitteln. Nachts wird die Synthese des Melatonins im Pinealorgan hochreguliert und das Hormon sowohl in die Blutzirkulation [2,3] als auch über seine Verbindung zum Zwischenhirn, den Recessus pinealis, in die cerebrospinale Flüssigkeit des 3. Hirnventrikels entlassen, letzteres sogar in erheblich höherer Konzentration als ins Blut [4,5]. Bildung und Sekretion des Melatonins unterliegen einem circadianen Rhythmus, d.h. einem endogenen, vom Organismus hervorgebrachten Tagesrhythmus, den das Melatonin beim Säuger seinerseits durch eine Rückkopplung auf den circadianen Schrittmacher, den Suprachiasmatischen Nucleus (SCN), zu beeinflussen vermag. Der Rhythmus des Melatonins beinhaltet zweierlei Art von Zeitinformation, zum einen jene über die Phasenlage der Dunkelheit innerhalb des Tageszyklus, zum anderen aber auch

über die saisonal variierende Länge der Nacht, also eine Jahreszeitinformation, die

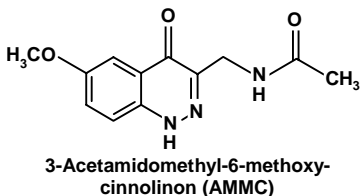
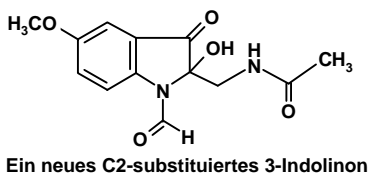
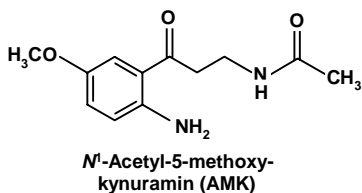
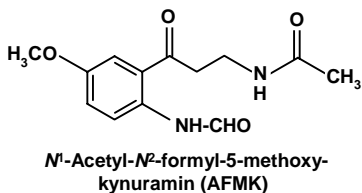
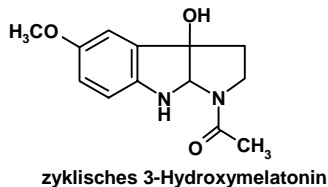
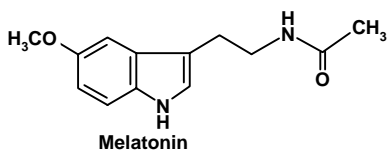


Abb. 1: Melatonin und einige seiner z.T. neuentdeckten Metabolite

von einigen Tieren für das Ansteuern von Reproduktionsfunktionen, Winterschlaf, Fellwechsel usw. genutzt wird [3].

Mit dieser gut etablierten Rolle des Melatonins waren jedoch viele Befunde nicht ohne weiteres vereinbar. Es stellte sich heraus, dass das Melatonin nicht allein im Pinealorgan, sondern auch in diversen anderen Zellen und Geweben synthetisiert wird [6–9]. Im Falle der Retina, ebenfalls eine Ausstülpung des Zwischenhirns, welche auch einen circadianen Rhythmus des Melatonins hervorbringt, konnte man dies noch als eine Variante desselben Themas auffassen. Dies ist jedoch bei weiteren Organen kaum vorstellbar, wie etwa dem Verdauungstrakt, der im Vergleich zum Pinealorgan das Mehrhundertfache an Melatonin enthält [10,11], oder der Harderschen Drüse von Nagern, welche keinen robusten Tagesrhythmus des Melatonins aufweist. Die Synthese von Melatonin in Leukocyten und im Knochenmark ist im Zusammenhang mit immunmodulatorischen Effekten des Hormons von Interesse.

Ebenfalls über die klassischen Funktionen hinaus ging die zuerst in unserem Labor gemachte Entdeckung, dass Melatonin auch außerhalb der Tiere weit verbreitet ist, bei diversen Einzellern, Makroalgen, höheren Pflanzen, Pilzen und Bakterien vorkommt, manchmal in sehr hohen Konzentrationen [12–16]. Während in einigen Fällen das Melatonin stark ausgeprägte Tagesrhythmen zeigte, z.B. bei Dinoflagellaten [12], verhielt es sich bei anderen Organismen wie etwa Hefe arhythmisch [15,16].

Sowohl hinsichtlich extrapinealer Synthesorte des Melatonins bei Wirbeltieren als auch bei vielen Nichtvertebraten mussten demnach dieser Substanz zusätzliche, zuvor unbekannte Funktionen zukommen.

### **Pleiotropie des Melatonins**

Melatonin besitzt beim Wirbeltier eine ungewöhnlich große Zahl von Zielorganen und Zielzellen [6,17]. Abgesehen vom Adrenalin existiert kein anderes Hormon mit ähnlichem Spektrum an Wirkorten. Aufgrund seiner Amphiphilie, der Fähigkeit sich sowohl im wässrigen wie auch im Lipidmilieu zu lösen, vermag es in alle Zellen, Zellkompartimente und Körperflüssigkeiten zu gelangen und auch die Blut-Hirn-Schranke zu überwinden. Die Wirkungen des Melatonins beschränken sich nicht auf wenige rezeptorvermittelte Signaltransduktionsmechanismen, sondern umfassen Bindungen an weitere Proteine wie Calmodulin, Calreticulin oder Chinonreductase 2, mitochondriale Wirkungen, direkte chemische Reaktionen sowie Folgeeffekte durch seine Metabolite [8,9,18]. Die Interaktion mit Calmodulin, an welches Melatonin

in einer zentralen Tasche mit hoher Affinität bindet [19], sollte sich bei hohen physiologischen Konzentrationen in vielen Zellen bemerkbar machen, u.a. in der Architektur des Cytoskeletts. Dies wurde in der Tat nicht nur bei tierischen Zellen gefunden, sondern auch bei Einzellern und bei Pflanzenzellen (Zwiebelschuppe, Endospermzellen).

Die klassischen Rezeptoren des Melatonins, MT1 und MT2, sind membranbounden und vom G-Protein-gekoppelten Typus. Diese finden sich in hoher Dichte im SCN [20–22], beeinflussen/resynchronisieren dort den circadianen Schrittmacher, kommen aber auch an diversen anderen Orten im Wirbeltierkörper vor und sind z.B. an immunmodulatorischen Prozessen und der Regulation der cerebralen Vasomotorik beteiligt [9,22]. Die Vielfalt der hier bekannten Effekte kann in diesem Rahmen nicht umfassend dargestellt werden. Zusätzlich existieren nach derzeitigem Stand weitere, im Zellkern lokalisierte Rezeptoren (ROR $\alpha$ 1, ROR $\alpha$ 2, RZR $\beta$ ), die ebenfalls an vielen Orten im Körper vorkommen, aber deren Rolle noch Gegenstand von Debatten ist.

Wegen ihrer potentiellen Bedeutung sei auch die Funktion von Melatonin im Immunsystem angesprochen. Seine Effekte, soweit sie von Zellen innerhalb des Immunsystems ausgehen, dürften sich in hohem Maße mit jenen des zirkulierenden Melatonins aus dem Pinealorgan überlagern, im Darm vielleicht auch mit solchen des lokalen gastrointestinalen Indolamins. Sowohl membranständige als auch nukleare Melatonin-Rezeptoren wurden, oft nebeneinander, u.a. in Lymphocyten und anderen lymphoiden Zellen gefunden, ferner wurden blastogene Reaktionen sowie Antagonisierungen von Glucocorticoid-Effekten, Aktivierungen von T-, B- und NK-Zellen wiederholt beschrieben [6,7,9,22–24]. Abgesehen von Wirkungen auf cAMP und cGMP sowie Potenzierungen von Effekten des Vasoaktiven Intestinalen Peptids (VIP) scheint eine wichtige Rolle der Freisetzung von Cytokinen und Immunoopoiden zuzukommen. Gleichwohl ist die präzise Rolle von Melatonin im Netzwerk des Immunsystems noch immer schwer zu durchschauen.

Ein weiterer Aspekt der Melatonin-Wirkungen betrifft seine chemischen Reaktionen, ist damit unabhängig von Rezeptoren und anderen Bindungsproteinen. In erster Linie sind hier die Interaktionen mit freien Sauerstoff-, Stickstoff- und organischen Radikalen zu nennen. Unter quantitativen Aspekten sind diese Reaktionen für das Entgiften freier Radikale entweder in Melatonin-produzierenden Zellen, die über entsprechend hohe Spiegel verfügen (Pinealocyten, Harderocyten, aber auch Dinoflagellaten, Hefen) von Bedeutung, bei externer Gabe sonst aber wohl nur in pharmakologischen Konzentrationen. Ein unter dem bloßen stöchiometrischen Aspekt leicht übersehener

Punkt betrifft hingegen die Bildung von radikalisch erzeugten Metaboliten, von denen manche hochinteressante Eigenschaften besitzen und biologisch aktiv sind.

### **Nicht-enzymatische Metabolite des Melatonins**

Die bemerkenswerte Fähigkeit von Melatonin, als effizienter Elektronendonator und Radikalfänger zu fungieren [8,13,17,18,25–28], führt zwangsläufig zur Frage nach den Produkten, die in solchen nicht-enzymatischen Prozessen entstehen. Die wichtigsten von diesen sind charakterisiert, von denen die quantitativ bedeutendsten angesprochen sein sollen (Abb. 1). Bei hohen Bildungsraten von Hydroxylradikalen entsteht zyklisches 3-Hydroxymelatonin. Dieses vermag – ebenso wie Melatonin – in ein weiteres Produkt überzugehen, *N*<sup>1</sup>-Acetyl-*N*<sup>2</sup>-formyl-5-methoxykynuramin (AFMK). Letzteres kann sodann, entweder durch eine Arylaminformamidase oder durch Hämoperoxidase, zu *N*<sup>1</sup>-Acetyl-5-methoxykynuramin (AMK) deformyliert werden. Kynuramine, die durch Öffnung des Pyrrolrings aus Indolaminen entstehen, stellen eine eigene, oft vernachlässigte Klasse von biogenen Aminen dar. AFMK und AMK wurden vom Akademie-Mitglied Osamu Hayaishi 1974 entdeckt [29], jedoch wegen mangelnder kommerzieller Verfügbarkeit für lange Zeit wenig bearbeitet. Dies wäre schon von Beginn an sehr wichtig gewesen, denn bereits bei der Entdeckung wurde gezeigt, dass es sich bei AFMK und AMK um Hauptmetabolite des Melatonins im Gehirn handelt.

Zunächst wurde nur eine enzymatische Bildung von AFMK angenommen, doch inzwischen hat sich vor allem durch Arbeiten aus unserem Labor herausgestellt, dass AFMK auf sehr vielen Wegen entsteht, einschließlich pseudoenzymatischer, photokatalytischer und diverser radikalischer Prozesse [8,13,17,18,27,30–32]. Das Bemerkenswerte ist hierbei, dass AFMK unter Bedingungen, die den physiologischen Verhältnissen nahekommen, typischerweise das bei weitem dominierende Oxidationsprodukt darstellt. Auch AFMK, welches ebenso wie Melatonin protektive Wirkungen besitzt, kann radikalisch weiteroxidiert werden [8], doch erst jüngst gelang die Identifikation von Produkten, die sich überraschenderweise als C2-substituierte 3-Indolinone erwiesen [33] (ein Beispiel in Abb. 1).

Das deformylierte Folgeprodukt AMK vermag freie Radikale mit erheblich höherer Effizienz zu fangen als AFMK [8,31,34]. Es reagiert nicht allein mit freien Sauerstoffradikalen, sondern auch sehr leicht mit reaktiven Stickstoffspezies. Bereits die geringen Spuren von •NO und •NO<sub>2</sub> in der Raumluft reichten aus, um auf Kieselgel AMK umzusetzen [35]. Eines der Produkte er-



wies sich als 3-Nitro-AMK, ein weiteres stellte sich als Vertreter der Cinnoline heraus, einer Substanzklasse, von der man zuvor angenommen hatte, sie könne biologisch nicht entstehen. Es handelte sich um 3-Acetamidomethyl-6-methoxycinnolinon (AMMC, Abb. 1), welches sehr rasch unter dem Einfluss von  $\bullet\text{NO}$  oder auch  $\text{NO}^+$  generiert wird. Beide Verbindungen wurden von uns auch in ihrer Synthese im wässrigen Milieu studiert und dürften biologisch ebenfalls leicht gebildet werden. Cinnolinone sind potentiell pharmakologisch interessant [35]. Für AMMC ist das diesbezügliche Potenzial noch auszuloten. Es handelt sich hierbei übrigens um ein relativ stabiles Molekül, welches anders als übliche Nitrosierungsprodukte nicht ohne weiteres wieder reaktive Stickstoffe freisetzt.

AMK fängt nicht nur sehr leicht  $\bullet\text{NO}$ , sondern beeinflusst auch dessen Bildung. Die neuronale NO-Synthase wurde durch AMK bereits in einer Konzentration von  $10^{-11}$  M nachweisbar gehemmt [36]. Darüber hinaus besitzt AMK interessante entzündungshemmende Eigenschaften. Es inhibiert Cyclooxygenasen und damit die Bildung von Prostaglandinen als Entzündungsmediatoren mit weitaus höherer Effizienz als Aspirin [37]. Ferner wird die Expression der Cyclooxygenase 2 bei Makrophagen durch AMK herunterreguliert [38]. Melatonin mag in diesem Sinne sogar als „prodrug“ angesehen werden [18], wobei die pharmakologische Nutzbarkeit von AMK eine interessante zukünftige Perspektive darstellt.

### **Antioxidative Protektion und gerontologische Herausforderungen**

Der Melatoninrhythmus mit einem bei jungen Menschen eindrucksvollen nächtlichen Maximum kann sich mit fortschreitendem Alter erheblich abschwächen [39,40]. Hier existieren zwar große interindividuelle Unterschiede, vielleicht Ausdruck des biologischen Alters, doch ist die Tendenz zur Reduktion der Schwingungsamplitude vielfach dokumentiert worden. Möglicherweise noch bedeutender ist die Beobachtung, dass das nächtliche Melatonin auch bei einer Reihe von altersassoziierten Erkrankungen abnimmt. Dies wurde im Vergleich zu Personen derselben Altersgruppe bei Diabetes Typ II, Coronarerkrankungen, aber noch stärker bei neurodegenerativen Krankheiten, vor allem Alzheimer deutlich [39–41].

Auf diesem Hintergrund sind die immunmodulatorischen, antiinflammatorischen und die antioxidativen Wirkungen von Melatonins bzw. seinen Produkten von besonderem Interesse, gerade mit Blick auf gerontologische Prozesse und Neuroprotektion. Oxidative Schäden nehmen mit fortschreitendem Alter zu und sind mindestens Begleiterscheinung vieler degenerativer,

insbesondere neurodegenerativer Vorgänge [40,41]. Antioxidative Protektion durch Melatonin oder seine Metabolite ist natürlich weitaus mehr als nur direktes Radikalfangen. Vielfach wurde das Heraufregulieren antioxidativer Enzyme wie Glutathionperoxidase, Superoxiddismutasen und manchmal auch Catalase beschrieben; einige prooxidative Enzyme wie NO-Synthasen und Lipoxygenasen werden hingegen herunterreguliert [8,28,41].

Auch wenn diese Effekte den Erklärungsspielraum für antioxidative Protektion durch Melatonin beträchtlich erweitern, so scheint uns dennoch in der Vergangenheit ein wichtiger Aspekt lange übersehen worden zu sein. Aus unserer Sicht geht es nicht allein um das Eliminieren bereits gebildeter freier Radikale, was die gängige Vorstellung von der Funktion eines Antioxidans ist. Unser neues Paradigma ist eines der Radikalvermeidung [42]. Es geht also darum, bereits die Bildung von Radikalen zu vermindern. Melatonin ist hier in mehrfacher Hinsicht wirksam. Als Regulator circadianer Rhythmen beeinflusst es die zeitliche Koordination oszillierender Körperfunktionen untereinander und mit der Außenwelt. Wir haben zeigen können, dass Störungen des circadianen Oszillatorsystems, z.B. auf Grund von Mutationen, zu erhöhten oxidativen Schäden führen [42]. Ferner wirkt Melatonin Übererregungen von Neuronen entgegen, hierdurch auch der exzitatorisch/exzitotoxisch bedingten Radikalbildung [42]. Ein dritter, aktueller Bereich, der besonderes Interesse auf sich zieht, ist jener der mitochondrialen Wirkungen von Melatonin und auch AMK [8,18,40–42].

Mitochondrien sind bei tierischen Zellen eine der Hauptquellen freier Radikale, die hier primär durch „*electron leakage*“ aus der Atmungskette entstehen und zum Superoxidanion,  $O_2^-$ , führen sowie Folgeradikalen. Sodann ist die Schlüsselrolle der Mitochondrien in der Apoptose-Induktion von Interesse. Und schließlich sei auf das zunehmende Bewusstsein der Bedeutung von Erkrankungen verwiesen, die mit mitochondrialen Dysfunktionen zusammenhängen.

Die Erniedrigung mitochondrialer Aktivität unter dem Einfluss von Oxidotoxinen wurde durch Melatonin in mehreren Studien verhindert [Zusf. in 8,18,40–42]. Die mögliche Bedeutung solcher Befunde mag ferner daran deutlich werden, dass Erhöhungen des mitochondrialen Elektronenflusses durch Melatonin auch ohne Verabreichung von Oxidotoxinen bei seneszenz-akzelerierten Mäusen gefunden wurden [43–45]. Solche Effekte wurden schon mit geringen Melatonin-Dosen, bei Verabreichung im Trinkwasser [44,45] oder *in vitro* bei  $10^{-9}$  M [46] gefunden.

Besondere Beachtung sollten hier Konstellationen verdienen, die unter Gesichtspunkten von Pathophysiologie oder Altern das Überleben von Zellen bedrohen, wenn das mitochondriale Membranpotential als Konsequenz von Übererregung, Calcium-Überladung – eventuell auch in Folge von Proteinfehlfaltung – zusammenbricht und damit durch Öffnung der mitochondrialen Permeabilitätstransitions-pore (mtPTP) die Apoptose initiiert. In der Tat vermochte Melatonin in so verschiedenen Zellen wie Cardiomyocyten, Astrocyten und striatalen Neuronen Calcium-Überladung [47,48] und Zusammenbrechen des mitochondrialen Membranpotentials nach Gabe von  $H_2O_2$  [47], Doxorubicin [49] oder in Folge von Sauerstoff/Glucose-Deprivation [48] zu verhindern, und außerdem die Öffnung der mtPTP zu hemmen [47,48]. Zusätzlich zu seinen antioxidativen Effekten hemmte Melatonin direkt die mtPTP-Ströme [48], was mindestens von pharmakologischem Interesse wäre.

Unsere Arbeitshypothese zur Erklärung der mitochondrialen Wirkung von Melatonin und AMK geht davon aus, dass diese Substanzen als gute Elektronendonatoren an die Atmungskette Elektronen abgeben (Reduktion von Cytochrom c durch Melatonin wurde bereits gezeigt) und dann als resonanzstabilisierte Kationradikale lange genug existieren, um mit molekularem Sauerstoff um Elektronen zu konkurrieren, die an den „leakage“-Orten übertragen werden können [8,42]. Mehr Elektronen blieben in der Atmungskette verfügbar, weniger freie Sauerstoffradikale würden gebildet.

## Literatur

1. Lerner AB, Case JD, Takahashi Y. Isolation of melatonin, a pineal factor that lightens melanocytes. *J Am Chem Soc* 1958; 80: 2057–2058.
2. Reiter RJ. Melatonin: The chemical expression of darkness. *Mol Cell Endocrinol* 1991; 79: C153–C159.
3. Reiter RJ. The melatonin rhythm: both a clock and a calendar. *Experientia* 1993, 49: 654–664.
4. Tricoire H, Locatelli A, Chemineau P, Malpoux B. Melatonin enters the cerebrospinal fluid through the pineal recess. *Endocrinology* 2002; 143: 84–90.
5. Tricoire H, Møller M, Chemineau P, Malpoux B. Origin of cerebrospinal fluid melatonin and possible function in the integration of photoperiod. *Reprod Suppl* 2003; 61: 311–321
6. Hardeland R. The pleiotropy of melatonin. In: Hardeland R, ed, *Metabolism and Cellular Dynamics of Indoles*. University of Göttingen, Göttingen 1996, pp 23–46.

7. Hardeland R. Melatonin: Multiple functions in signaling and protection. In: Altmeyer P, Hoffmann K, Stücker M, eds, *Skin Cancer and UV Radiation*. Springer, Berlin – Heidelberg 1997, pp. 186–198.
8. Hardeland R. Antioxidative protection by melatonin – Multiplicity of mechanisms from radical detoxification to radical avoidance. *Endocrine* 2005; 27: 119–130.
9. Hardeland R, Pandi-Perumal SR, Cardinali DP. Molecules in focus – Melatonin. *Int J Biochem Cell Biol* 2006; 38: 313–316.
10. Bubenik GA. Localization, physiological significance and possible clinical implication of gastrointestinal melatonin. *Biol Signals Recept* 2001; 10: 350–366.
11. Bubenik GA. Gastrointestinal melatonin: localization, function, and clinical relevance. *Dig Dis Sci* 2002; 47: 2336–2348.
12. Poeggeler B, Balzer I, Hardeland R, Lerchl A. Pineal hormone melatonin oscillates also in the dinoflagellate *Gonyaulax polyedra*. *Naturwissenschaften* 1991; 78: 268–269.
13. Hardeland R, Fuhrberg B. Ubiquitous melatonin – Presence and effects in unicells, plants and animals. *Trends Comp Biochem Physiol* 1996, 2: 25–45.
14. Hardeland R. Melatonin and 5-methoxytryptamine in non-metazoans. *Reprod Nutr Dev* 1999; 39: 399–408.
15. Hardeland R, Poeggeler B. Non-vertebrate melatonin. *J Pineal Res* 2003; 34: 233–241.
16. Sprenger J, Hardeland R, Fuhrberg B, Han S-Z. Melatonin and other 5-methoxylated indoles in yeast: Presence in high concentrations and dependence on tryptophan availability. *Cytologia* 1999; 64: 209–213.
17. Hardeland R, Reiter RJ, Poeggeler B, Tan D-X. The significance of the metabolism of the neurohormone melatonin: antioxidative protection and formation of bioactive substances. *Neurosci Biobehav Rev* 1993; 17: 347–357.
18. Hardeland R, Pandi-Perumal SR. Melatonin, a potent agent in antioxidative defense: Actions as a natural food constituent, gastrointestinal factor, drug and prodrug. *Nutr Metab (Lond)* 2005; 2: article no. 22 [DOI 10.1186/1743-7075-2-22].
19. Antón-Tay F, Martínez I, Tovar R, Benitez-King G. Modulation of the subcellular distribution of calmodulin by melatonin in MDCK cells. *J Pineal Res* 1998; 24: 35–42.
20. Reppert SM, Weaver DR, Ebisawa T. Cloning and characterization of a mammalian melatonin receptor that mediates reproductive and circadian responses. *Neuron* 1994; 13: 1177–1185.
21. Jin X, von Gall C, Pieschl RL, Gribkoff VK, Stehle JH, Reppert SM, Weaver DR. Targeted disruption of the mouse Mel<sub>1b</sub> melatonin receptor, *Mol Cell Biol* 2003; 23: 1054–1060.
22. Dubocovich ML, Markowska M. Functional MT1 and MT2 melatonin receptors in mammals. *Endocrine* 2005; 27: 101–110.
23. Guerrero JM, Reiter RJ. Melatonin-immune system relationships. *Curr Top Med Chem* 2002; 2: 167–179.

24. Pozo D, Garcia-Maurino S, Guerrero JM, Calvo JR. Related mRNA expression of nuclear receptor RZR/RORalpha, melatonin membrane receptor MT, and hydroxindole-O-methyltransferase in different populations of human immune cells. *J Pineal Res* 2004; 37: 48–54.
25. Tan, D-X, Chen L-D, Poeggeler B, Manchester LC, Reiter RJ. Melatonin: a potent, endogenous hydroxyl radical scavenger. *Endocr J* 1993; 1: 57–60.
26. Poeggeler B, Reiter RJ, Hardeland R, Tan D-X, Barlow-Walden LR. Melatonin and structurally-related, endogenous indoles act as potent electron donors and radical scavengers *in vitro*. *Redox Rep* 1996; 2: 179–184.
27. Poeggeler B, Thuermann S, Dose A, Schoenke M, Burkhardt S, Hardeland R. Melatonin's unique radical scavenging properties — Roles of its functional substituents as revealed by a comparison with its structural analogs. *J Pineal Res* 2002; 33: 20–30.
28. Tan D-X, Reiter RJ, Manchester LC, Yan MT, El-Sawi M, Sainz RM, Mayo JC, Kohen R, Allegra M, Hardeland R. Chemical and physical properties and potential mechanisms: melatonin as a broad spectrum antioxidant and free radical scavenger. *Curr Top Med Chem* 2002; 2: 181–197.
29. Hirata F, Hayaishi O, Tokuyama T, Senoh S. *In vitro* and *in vivo* formation of two new metabolites of melatonin. *J Biol Chem* 1974; 249: 1311–1313.
30. Hardeland R, Balzer I, Poeggeler B, Fuhrberg B, Urfia H, Behrmann G, Wolf R, Meyer TJ, Reiter RJ. On the primary functions of melatonin in evolution: Mediation of photoperiodic signals in a unicell, photooxidation and scavenging of free radicals. *J Pineal Res* 1995, 18: 104–111.
31. Hardeland R, Ressmeyer A-R, Zelosko V, Burkhardt S, Poeggeler B. Metabolites of melatonin: Formation and properties of the methoxylated kynuramines AFMK and AMK. In: Haldar C, Singh SS, eds, *Recent Advances in Endocrinology and Reproduction: Evolutionary, Biotechnological and Clinical Applications*. Banaras Hindu University, Varanasi 2004, pp 21–38.
32. Hardeland R. Melatonin, eine ubiquitäre Substanz. Vorkommen, Wirkungen und Metabolismus außerhalb seiner klassischen Rolle. *Abh Sächs Akad Wiss, Math-Nat Kl, Bd. 63, Heft 2 „Endokrinologie II“*, Peschke E, ed. Verl Sächs Akad Wiss/Hirzel, Stuttgart – Leipzig 2005, pp 75–106.
33. Rosen J, Than NN, Koch D, Poeggeler B, Laatsch H, Hardeland R. Interactions of melatonin and its metabolites with the ABTS cation radical: extension of the radical scavenger cascade and formation of a novel class of oxidation products, C2-substituted 3-indolinones. *J Pineal Res* 2004; online advance publ. [DOI 10.1111/j.1600-079X.2006.00379.x].
34. Ressmeyer A-R, Mayo JC, Zelosko V, Sáinz RM, Tan D-X, Poeggeler B, Antolín I, Zsizsik BK, Reiter RJ, Hardeland R. Antioxidant properties of the melatonin metabolite *N*<sup>1</sup>-acetyl-5-methoxykynuramine (AMK): scavenging of free radicals and prevention of protein destruction. *Redox Rep* 2003; 8: 205–213.

35. Guenther AL, Schmidt SI, Laatsch H, Fotso S, Ness H, Ressmeyer A-R, Poeggeler B, Hardeland R. Reactions of the melatonin metabolite AMK (*N*<sup>1</sup>-acetyl-5-methoxykynuramine) with reactive nitrogen species: Formation of novel compounds, 3-acetamidomethyl-6-methoxycinnolinone and 3-nitro-AMK. *J Pineal Res* 2005; 39: 251–260.
36. León J, Escames G, Rodríguez MI, López LC, Tapias V, Entrena A, Camacho E, Carrión MD, Gallo MA, Espinosa A, Tan D-X, Reiter RJ, Acuña-Castroviejo D. Inhibition of neuronal nitric oxide synthase activity by *N*<sup>1</sup>-acetyl-5-methoxykynuramine, a brain metabolite of melatonin. *J. Neurochem.* 2006; 98: 2023–2033.
37. Kelly RW, Amato F, Seamark RF. N-Acetyl-5-methoxy kynurenamine, a brain metabolite of melatonin, is a potent inhibitor of prostaglandin biosynthesis. *Biochem Biophys Res Commun* 1984; 121: 372–379.
38. Mayo JC, Sainz RM, Tan D-X, Hardeland R, Leon J, Rodriguez C, Reiter RJ. Anti-inflammatory actions of melatonin and its metabolites, N1-acetyl-N2-formyl-5-methoxykynuramine (AFMK) and N1-acetyl-5-methoxykynuramine (AMK), in macrophages. *J Neuroimmunol* 2005; 165: 139–149.
39. Karasek M. Melatonin, human aging, and age-related diseases. *Exp Gerontol* 2004; 39: 1723–1729.
40. Srinivasan V, Pandi-Perumal SR, Cardinali DP, Poeggeler B, Hardeland R. Melatonin in Alzheimer's disease and other neurodegenerative disorders. *Behav Brain Funct* (2006) 2, article no. 15 [DOI: 10.1186/1744-9081-2-15].
41. Srinivasan V, Pandi-Perumal SR, Maestroni GJM, Esquifino AI, Hardeland R, Cardinali DP. Role of melatonin in neurodegenerative diseases. *Neurotox Res* 2005; 7: 293–318.
42. Hardeland R, Coto-Montes A, Poeggeler B. Circadian rhythms, oxidative stress and antioxidative defense mechanisms. *Chronobiol Int* 2003; 20: 921–962.
43. Okatani Y, Wakatsuki A, Reiter RJ. Melatonin protects hepatic mitochondrial respiratory chain activity in senescence-accelerated mice. *J Pineal Res* 2002; 32: 143–148.
44. Okatani Y, Wakatsuki A, Reiter RJ, Miyahara Y. Hepatic mitochondrial dysfunction in senescence-accelerated mice: correction by long-term, orally administered physiological levels of melatonin. *J Pineal Res* 2002; 33: 127–133.
45. Okatani Y, Wakatsuki A, Reiter RJ, Miyahara Y. Acutely administered melatonin restores hepatic mitochondrial physiology in old mice. *Int J Biochem Cell Biol* 2003; 35: 367–375.
46. Martín M, Macías M, León J, Escames G, Khaldy H, Acuña-Castroviejo D. Melatonin increases the activity of the oxidative phosphorylation enzymes and the production of ATP in rat brain and liver mitochondria. *Int J Biochem Cell Biol* 2002; 34: 348–357.

47. Jou M-J, Peng T-I, Reiter RJ, Jou S-B, Wu H-Y, Wen S-T. Visualization of the antioxidative effects of melatonin at the mitochondrial level during oxidative stress-induced apoptosis of rat brain astrocytes. *J Pineal Res* 2004; 37: 55–70.
48. Andrabi SA, Sayeed I, Siemen D, Wolf G, Horn TF. Direct inhibition of the mitochondrial permeability transition pore: a possible mechanism responsible for anti-apoptotic effects of melatonin. *FASEB J* 2004; 18: 869–871.
49. Xu M, Ashraf M. Melatonin protection against lethal myocyte injury induced by doxorubicin as reflected by effects on mitochondrial membrane potential. *J Mol Cell Cardiol* 2002; 34: 75–79.

Anmerkung: Ein ausführlicherer Beitrag zu dieser Thematik wird unter dem Titel „Pleiotropie und Metabolismus des Nachthormons Melatonin“ in einem chronobiologischen Band der „Abhandlungen der Leibniz-Sozietät“ erscheinen.

Heinz Kautzleben

### **Mitteilung in der Sitzung der Klasse Naturwissenschaften der Leibniz-Sozietät am 14.09.2006**

In „Leibniz Intern“ Nr. 32 vom 20.05.2006 wurde mitgeteilt, daß ich ein Manuskript mit dem Titel „Zur Entwicklung der Geowissenschaften in der DDR – Betrachtungen aus der Sicht der Akademie der Wissenschaften“ fertiggestellt habe. Der Artikel wird in einem Sammelband „Zur Geschichte der Geowissenschaften in der DDR (1945 bis 1990)“ erscheinen, der vom Arbeitskreis Geschichte der Geowissenschaften in der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften herausgebracht und voraussichtlich noch in diesem Jahr erscheinen wird – Schriftenreihe für Geowissenschaften, Heft 16, 2006. Das Manuskript hat einen Umfang von 38 Schreibmaschinenseiten und enthält über 50 Literaturverweise. Ein Ausdruck hat der Klasse vorgelegen.

Der Artikel ist ein Versuch, die sehr komplexe Thematik auf relativ wenigen Seiten in sich widerspruchsfrei zu behandeln. Ist das überhaupt eine sinnvolle Aufgabenstellung und kann man sie lösen? Ich meine, ja. Dazu möchte ich heute etwas sagen.

Im Artikel habe ich die Ergebnisse zu dieser Thematik zusammengefaßt, die in unserer Sozietät schon über mehrere Jahre vorgelegt und diskutiert worden sind, auch relevante Arbeiten in unserer „alten“ Akademie der Wissenschaften der DDR, und selbstverständlich habe ich meine Erfahrungen als Zeitzeuge ausgewertet, die ich während meiner langjährigen Tätigkeit als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator in der DDR von 1957 bis 1990 und international sammeln konnte.

Wenn man über die Entwicklung des *Wissenschaftsgebietes* „Geowissenschaften“ im *speziellen Staatswesen* „DDR“ berichten soll, kommt man nicht umhin, sozusagen im Vorfeld über die Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft nachzudenken, speziell über die der Geowissenschaften, und dann darüber, wie diese Wechselwirkungen weltweit und in der DDR praktisch organisiert wurden bzw. werden. Dazu braucht man eine gesellschaftsbezogene Definition des Wissenschaftsgebietes. Also: Was lie-



fern die Geowissenschaftler eigentlich für die Gesellschaft als Ganzes und für den einzelnen Menschen? Als Gegenleistung für das viele Geld, das der Staat – hauptsächlich der Staat – für die Tätigkeit des gesellschaftlichen Bereiches Geowissenschaften aufbringen muß. Wie wird ihre Leistung in der Gesellschaft wirksam? Mein Ansatz ist, daß ich sage: Die Geowissenschaften befassen sich mit dem Lebensraum (den Lebensräumen) der Menschheit und sie liefern Informationen dafür, daß die Menschen sich auf die Bedingungen in ihren Lebensräumen einstellen und die dort vorhandenen Ressourcen planmäßig nutzen können. In dieser Definition habe ich explizit die Besonderheit der Geowissenschaften beachtet, daß alle ihre Aussagen ortsbezogen sind, überhaupt nicht losgelöst vom speziellen Untersuchungsgegenstand, wie es besonders bei der Physik der Fall ist. In den Geowissenschaften spielen folglich völkerrechtliche Fragen, Fragen der Territorialhoheit der Staaten, eine große Rolle.

Als Erstes mußte ich mich entscheiden, ob ich die Geowissenschaften als bunte Sammlung der zahlreichen Arbeitsrichtungen betrachten wollte, die in ihren Namen die Silbe „Geo“ führen oder sich mit einzelnen Aspekten und Teilen der Erde befassen, oder ob ich die Geowissenschaften als inhaltlich einheitliches Gebiet im Konzert der Gesamtwissenschaft ansehen wollte. Ich habe mich für die „Sicht von außen nach innen“ entschieden. Dafür spricht die internationale Entwicklung der Geowissenschaften, die zu einem inhaltlich und organisatorisch einheitlichem Gebiet führt, das als Ganzes in spezifischer Weise klar definierte Aufgaben für die Gesellschaft zu erfüllen hat und das sich im Kampf um die notwendigen Ressourcen für ihre Arbeit gegenüber den anderen großen Gebieten der Wissenschaft behaupten muß. Dabei konnte ich mich auf die langjährigen Erfahrungen in unserer Akademie der Wissenschaften stützen.

Als Zweites mußte ich mich entscheiden, wie ich bei meinen Darlegungen die lange Kette von der Grundlagenforschung bis zur Anwendung gliedern wollte. Die Anwendung der Geowissenschaften hat die Form von speziellen Dienstleistungen, die von staatlichen Diensten mit wissenschaftlichen Methoden erbracht werden, und zwar für die Gesellschaft des jeweiligen Landes, aber auch für den weltweiten Bedarf in Wissenschaft und Anwendung. Wenn man eine Geschichte von einzelnen Disziplinen, zum Beispiel der Meteorologie oder der Geologie, in der DDR schreiben will, wird man die Forschungsarbeiten und die Dienste gemeinsam behandeln. Bei der Zusammenfassung aller Disziplinen zum Gebiet Geowissenschaften kann man m. E. wegen des riesigen Umfangs die gemeinsame Behandlung nicht

praktizieren. Ich habe deshalb konsequent zwischen geowissenschaftlicher Forschung und geowissenschaftlicher Produktion unterschieden und mich auf die geowissenschaftliche Forschung konzentriert. Dabei habe ich genutzt, daß die Ergebnisse der geowissenschaftlichen Dienstleistungen gewöhnlich die Form von standardisierten Informationen für die Verwendung in nachfolgenden gesellschaftlichen Bereichen haben; man kann sie Produkt nennen.

Drittens: Die Ergebnisse der Geowissenschaften in der DDR müssen anhand von irgendwelchen Kriterien beurteilt werden. Dabei kann man nach den Forschungsergebnissen fragen, die für die Weltwissenschaft entscheidend geworden sind, und man muß nach den wissenschaftlichen Leistungen fragen, die im Lande dringend benötigt werden. Das Problem entzündet sich daran, daß die Geowissenschaftler keine Experimente machen können, sondern Beobachtungen machen müssen, und daß die Beobachtungen nicht nur exemplarisch sein können, sondern so intensiv und kontinuierlich wie möglich gesammelt werden müssen, und das auch noch weltweit: geowissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten müssen für den ganzen Planeten und die ganze Erdgeschichte gelten. Das weist auf die große, vielfach entscheidende Rolle der internationalen Zusammenarbeit in den Geowissenschaften hin. Wissenschaftliche Ergebnisse mit internationaler Bedeutung können erst dann entstehen, wenn sie in die internationale Zusammenarbeit eingebracht werden und die internationale Zusammenarbeit genützt wird.

Im Ergebnis der Untersuchungen bin ich zu folgender *Zusammenfassung* gekommen: Die Geowissenschaften in der DDR wurden auf den materiellen und personellen Trümmern aufgebaut, die das „Dritte Reich“ bei seinem Ende in dem Teil Deutschlands zurückgelassen hatte, der von der Sowjetarmee erobert und besetzt worden war und in dem 1949 die DDR gebildet wurde. Geblieben waren in diesem Teil die Erinnerungen an große Traditionen gerade auf dem Gebiet der Geo-, Montan- und Umweltwissenschaften. Sie wurden in der DDR genutzt und gepflegt. Am Ende der DDR war nach einem langen Aufstieg, der mit großen Anstrengungen vollbracht wurde, eine Wissenschaftslandschaft vorhanden, die in Forschung und Anwendung den Anforderungen einer souveränen DDR entsprach und auch weltweiten Herausforderungen an die Geowissenschaften genügen konnte. Zumindest kann man sagen: Wir haben an den großen Themen der Geowissenschaften in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erkennbar mitgearbeitet. Und: was wir dabei gelernt haben, wurde umgehend für die Aufgaben der Geowissenschaften in der DDR genutzt.

Bei der Entwicklung der Geowissenschaften in der DDR hat die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, die 1972 ihre Stellung als nationale Akademie der Wissenschaften der DDR auch in ihrem Namen zum Ausdruck brachte, eine große Rolle gespielt. Es war ein wechselseitig fruchtbares Verhältnis. Die Geowissenschaften in der DDR haben nicht nur von der wachsenden Stärke der Akademie profitiert, sondern haben umgekehrt auch deren Entwicklung gefördert. Ich kann hier nur auf einige Aspekte hinweisen.

Die Gelehrtensozietät der Akademie, früher einmal wurde sie „Gemeinschaft hervorragender Gelehrter“ genannt, konnte auf Dauer nicht an den wissenschaftlichen Leistungen der Geowissenschaftler der DDR vorübergehen: Sie hat die führenden von ihnen zum Mitglied der Akademie zugewählt, und sie hat für sie eine eigene Klasse eingerichtet. Bedeutende Themen aus ihren persönlichen und der von ihnen vertretenen Arbeiten wurden regelmäßig sowohl im Plenum wie auch in den Festsitzungen zum Leibniz-Tag behandelt. Als Stichworte nenne ich: Montanwissenschaften, Umweltwissenschaften, Kosmoswissenschaften.

Die Bedürfnisse der Geowissenschaftler der DDR, in der internationalen Zusammenarbeit gleichberechtigt mitwirken zu müssen, haben dazu geführt, daß die DAW Mitte der fünfziger Jahre von der Regierung der DDR beauftragt wurde, als diplomatische und organisatorische Vertreterin der Wissenschaft der DDR in den nichtstaatlichen internationalen wissenschaftlichen Organisationen aufzutreten. Das war ein Meilenstein in der Entwicklung der DAW zur nationalen AdW der DDR. Die Geowissenschaften haben davon in vielfältiger Weise profitiert, vor allem seit die Akademie eigene leistungsfähige Forschungseinrichtungen aufgebaut hatte und einsetzen konnte. Als Stichworte nenne ich hier: das Internationale Geophysikalische Jahr und die nachfolgenden Programme, Antarktisforschung, Meeresforschung, Welt-raumforschung.

Zu den ersten Forschungsinstituten der DAW gehörten mehrere Institute mit geowissenschaftlichem Profil. Die DAW hat dieses Potential ausgebaut, manchmal zögerlich, aber insgesamt konsequent. Dabei hat sie Aufgaben übernommen, die bis dato von den Universitäten bzw. Hochschulen erfüllt wurden. Das betrifft vor allem die „Großforschung“; die Geowissenschaften benötigen in hohem Maße Großforschungseinrichtungen, die auch international wirken können. Die Akademie hat ihr entsprechendes Potential im Verlauf der Akademiereform 1968 bis 1973 zu solchen leistungsfähigen Einrichtungen zusammengefaßt und dabei – ein Nebeneffekt – die Geowissenschaften als eigenständiges großes Wissenschaftsgebiet anerkannt. Die

wissenschaftlichen Erfolge blieben nicht aus. Die Institute des Forschungsbereiches Geo- und Kosmoswissenschaften der Akademie wurden zu leistungsfähigen Zentren, um die sich die relevanten Sektionen der Universitäten und Hochschulen sammelten und die effektiv mit den Forschungseinrichtungen der Industrie zusammenarbeiten konnten. Als Einrichtungen der DDR erbrachten sie anerkannte Leistungen in der internationalen Zusammenarbeit.

Am Ende der Mitteilung noch zwei Gedanken:

Die Geschichte der Geowissenschaften in der DDR ist ein abgeschlossenes Kapitel. Die Verantwortung dafür, wie es weitergehen sollte und weitergegangen ist, haben andere übernommen, man könnte auch sagen: an sich gerissen.

Bei der Arbeit am Manuskript ist mir wieder einmal sehr bewußt geworden, welch große und häufig entscheidende Rolle unsere Gelehrtensozietät zur Zeit der DDR gespielt hat. Jedenfalls gilt das für die Geowissenschaften. Ich vermute aber, daß man das für weitere große Gebiete der Wissenschaften in der DDR sagen kann, und hoffe deshalb, daß analoge Untersuchungen zu anderen Wissenschaftsgebieten bald vorliegen werden.

\* \* \*

## **Inhaltsübersicht:**

### **Zur Entwicklung der Geowissenschaften in der DDR – Betrachtungen aus der Sicht der Akademie der Wissenschaften \***

Prolog	S. 01
1. Thesen zum Charakter der Geowissenschaften	S. 02
2. Zur Entwicklung der Geowissenschaften nach dem 2. Weltkrieg – Das Internationale Geophysikalische Jahr 1957/58 und die Nachwirkungen	S. 06
3. Anfangs- und Randbedingungen für die Entwicklung der Geowissenschaften in der DDR	S. 08
3.1 Einiges zu den politischen Bedingungen	S. 08
3.2 Etwas zu den geowissenschaftlichen Bedingungen	S. 09
4. Bereiche der geowissenschaftlichen Produktion in der DDR	S. 10

\* Manuskript für den Arbeitskreis „Geschichte der Geowissenschaften“ der Deutschen Gesellschaft für Geowissenschaften, übersandt am 04.05.2006; überarbeitete Fassung vom 01.08.2006, erscheint in „Schriftenreihe für Geowissenschaften“, Heft 16, 2006, das den Titel trägt: Geschichte der Geowissenschaften in der DDR (1945–1990)

5.	Geowissenschaftliche Forschung in der DDR – Übersicht der Institutionen und führenden Akteure	S. 11
5.1	Die Institutionen der geowissenschaftlichen Forschung	S. 11
5.2	Führende Akteure der geowissenschaftlichen Forschung – Geowissenschaftler in der Akademie der Wissenschaften der DDR	S. 14
6.	Die Akademie der Wissenschaften der DDR – Die Geowissenschaften in der Akademie	S. 17
6.1	Von der „Preußischen AdW“ zur „AdW der DDR“	S. 17
6.2	Von der Gelehrtengesellschaft zum „Wissenschaftlichen Zentrum der DDR ...“	S. 18
6.3	Internationale wissenschaftliche Beziehungen der DAW bzw. AdW der DDR	S. 20
6.4	Wissenschaft im gesellschaftlichen Auftrag ...	S. 22
6.5	Die Geowissenschaften in der Gemeinschaft der Mitglieder der Akademie	S. 23
7.	Zur Entwicklung in der sowjetischen Besatzungszone in der Zeit von der Kapitulation der Deutschen Wehrmacht bis zur Gründung der DDR	S. 25
8.	Entwicklungen, Leistungen, Ergebnisse – exemplarische Hinweise	S. 26
8.1	Übersicht für den Wissenschaftsrat	S. 26
8.2	Informationsquellen	S. 26
8.3	Zu den bleibenden Verdiensten der führenden Akteure	S. 28
8.4	Zur Entwicklung der Akademieinstitute und der Hauptforschungsrichtungen	S. 29
8.5	Die Observatoriumsprogramme	S. 31
8.6	Weltraumforschung, Erkundung der Erde mit Mitteln der Raumfahrt	S. 32
8.7	Komplexproblem „Planetare geophysikalische Forschungen“	S. 33
8.8	IGCP-Projekt Nr. 86 „Südwest-Rand der Osteuropäischen Tafel“	S. 33
8.9	Trainingskurse für junge Wissenschaftler aus den Entwicklungsländern	S. 33
	Epilog	S. 33
	Anmerkungen und Literaturhinweise	S. 34
	Anhang: Peter Bankwitz zum IGCP-Projekt Nr. 86 „Südwest-Rand der Osteuropäischen Tafel“	S. 37

Reimar Müller

## **Die Welt der Technai und die Technik. Antike und moderne Elemente in Herders Kulturtheorie**

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 11. Mai 2006

Eine Vorbemerkung scheint nötig. In diesem Beitrag geht es nicht um Technikgeschichte, weder im antiken Sinn der Entstehung und Herausbildung handwerklicher Technai oder früher Formen der Technik noch im modernen Sinn der Herausbildung von Methoden und Instrumenten der Produktion. Vielmehr geht es um die Rolle der Technai (im weiten antiken Sinn) in der Anthropologie, Kulturtheorie und Geschichtsphilosophie der Aufklärung, speziell bei Johann Gottfried Herder, dessen „Wissenschaft vom Menschen“ in dieser Hinsicht noch keine ausreichende Würdigung erfahren hat. Auf verschiedenen Stufen seines Lebenswerkes von der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ über die Streitschrift „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ bis zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ hat Herder mit unterschiedlicher Zielsetzung und verschiedener Bewertung das Verständnis des Menschen als „technisches Wesen“, die Rolle der Technai und der Technik bei der Herausbildung der menschlichen Kultur und schließlich ihre Bedeutung für die moderne Zivilisation zum Gegenstand theoretischer Analyse gemacht. Dabei waren ihm in hohem Grade die verschiedenen Phasen philosophisch-wissenschaftlicher Reflexion von der Antike bis in seine eigene Zeit gegenwärtig. In Herders Auseinandersetzung mit diesem Problem spiegeln und resümieren sich Jahrhunderte älteren Denkens, aber auch zukunftsweisende Fortschritte im Verständnis des Menschen.

### **I.**

Bevor wir von den Formen und Nachwirkungen antiken Nachdenkens über die Rolle der Technai in Kultur und Gesellschaft sprechen, müssen wir uns in Kürze die historische Entwicklung der verschiedenen Zweige handwerklicher Betätigung und der Technik im frühen und klassischen Griechenland

vergegenwärtigen. Selbstverständlich hat es davor bereits eine lange Geschichte des Handwerks und der Technik in Ostasien, Vorderasien und Ägypten gegeben, die Herder in den „Ideen“ skizzenhaft dargestellt hat.<sup>1</sup> Uns interessiert speziell die Einbettung der Technai in die frühe griechische Gesellschaft.<sup>2</sup> Seit dem 1. Jahrtausend lösten sich einzelne Zweige handwerklicher Betätigung aus der Landwirtschaft heraus, nachdem über einen langen Zeitraum die handwerklichen Verrichtungen Bestandteil der Gutswirtschaft gewesen waren.<sup>3</sup> Schon bei Homer und Hesiod fassen wir eine Reihe von Handwerksberufen wie Zimmermann, Schmied, Schiffs- und Wagenbauer. Sie wurden unter dem Begriff ‚demiourgoi‘ zusammengefaßt, dem auch Ärzte, Seher, Sänger subsumiert waren, d.h. alle, die in irgendeiner Weise für das Gemeinwesen, sc. außerhalb der Gutswirtschaft, tätig waren.<sup>4</sup> Daß die Holz- und Bauberufe eine besondere Rolle gespielt haben, zeigt sich in der Etymologie des Begriffs ‚techne‘ (idg. teksna), der mit ‚tekton‘ (Zimmermann, Baumeister) verwandt ist.<sup>5</sup> Mit zunehmender wirtschaftlicher Blüte an den Hauptorten Griechenlands wuchs die Bedeutung der Handwerksberufe in beachtlichem Maße. Ihre Träger genossen freilich in den verschiedenen Poleis ein unterschiedliches Ansehen (das höchste offenbar in Korinth und Athen, das geringste in Sparta). Zusammen mit den landwirtschaftlichen

- 
- 1 Zur Entwicklung des technischen Denkens in Vorderasien und Ägypten vgl. H. Wilsdorf, in: F. Jürß (Hrsg.), *Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum*, Berlin 1982, 133 ff. (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie 13).
  - 2 H. Wilsdorf, *Technik und technisches Denken im frühen und klassischen Griechenland*, in: F. Jürß (Hrsg.), *Geschichte des wissenschaftlichen Denkens im Altertum*, 214 ff., 360 ff.; H. Diels, *Antike Technik*, 3. Aufl., Leipzig 1924 (Nachdruck 1969); A. Neuburger, *Technik des Altertums*, Leipzig 1919 (engl. London 1930); R.J. Forbes, *Studies in ancient technology*, 9 Bde., Leiden 1965–1972.
  - 3 Vgl. R. Müller, *Poiesis – Praxis – Theoria. Zur Bewertung der Technik in der Kulturtheorie der griechischen Antike*, in: *Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Gesellschaftswissenschaften*, 12 G, Berlin 1988, 5 ff.
  - 4 Vgl. D. Rössler, *Handwerker*, in: E.Ch. Welskopf (Hrsg.), *Untersuchungen ausgewählter altgriechischer sozialer Typenbegriffe*, Berlin 1981, 193 ff. (*Soziale Typenbegriffe im antiken Griechenland und ihr Fortleben in den Sprachen der Welt* 3).
  - 5 Zum Begriff der Techne in der Antike: J. Kube, *TECHNE und ARETE*, Berlin 1969 (*Quellen und Studien zur Geschichte der Philosophie* 12); J.-P. Vernant, *Remarques sur les formes et les limites de la pensée chez les Grecs*, in: *Mythe et pensée chez les Grecs*, Paris 1965, 227 ff.; R. Löbl, *TECHNE – Techne. Untersuchungen zur Bedeutung dieses Wortes in der Zeit von Homer bis Aristoteles*, I: *Von Homer bis zu den Sophisten*, Würzburg 1997; W. Schadewaldt, *die Begriffe „Natur“ und „Technik“ bei den Griechen*, in: *Hellas und Hesperien. Gesammelte Schriften zur Antike und zur neueren Literatur*, II, 2. Aufl., Zürich-Stuttgart 1970, 512 ff.; C. Castoriades, *Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft*. Übers. von H. Brühmann, Frankfurt a.M. 1983, 195 ff.; M. Franz: *Technai und Technik*, in: *Deidalische Diskurse. Antike-Rezeption im Zeitalter der High-Technai*, Berlin 2005, 211 ff.

Kleinproduzenten bildeten Handwerker und Gewerbetreibende, verbunden mit einzelnen Adelsvertretern und der Mittelschicht, als Hauptmasse des Demos das Rückgrat der Demokratie des 5. Jahrhunderts.<sup>6</sup>

Für unseren Zusammenhang wichtig ist die rasche Ausweitung des Begriffs *Techne* (nunmehr allgemein Kunst, Kunstfertigkeit), der auf Medizin, Rhetorik und viele andere Künste und Wissenschaften übertragen wurde, d.h. bald über den Bereich der materiellen Produktion hinausreichte. Es blieb aber immer der Bezug auf eine zielgerichtete Tätigkeit im Dienste der Praxis gewahrt. *Techne* ist Beherrschung eines bestimmten Wissens und Könnens in unterschiedlichen Berufszweigen oder Tätigkeitsbereichen. Bei Platon finden sich in einer Aufzählung der sog. Luxuskünste auch Malerei, Stickerei, Goldschmiedekunst, Musik und Dichtung, verbunden mit den Künsten von Rhapsoden und Schauspielern. In hellenistischer Zeit erreicht die technische Entwicklung ihren antiken Höhepunkt: Bergbau, Wasserleitungs- und Brückenbau, vor allem die Kriegstechnik werden gefördert.<sup>7</sup> Die Techniten vereinigen sich in überregionalen Verbänden, die ihre Interessen wahrnehmen.<sup>8</sup> Man kann also von einer „Welt von Technai“ sprechen, von einem differenzierten Komplex gewerblicher, künstlerischer und geistiger Tätigkeiten.<sup>9</sup> Er wurde dann in Rom weiter ausgebaut, besonders in Architektur, Brückenbau, Herstellung von Fahrzeugen und Landmaschinen usw., aber im Prinzip unter gleichen Umständen.

Im Sinne einer Einschränkung auf die handwerklichen Berufe bleibt (neben dem abwertenden ‚banausos‘) ‚demiourgos‘ im 5. Jahrhundert v.Chr. sehr wichtig<sup>10</sup>, und diesem Begriff begegnen wir in einer der ersten theoretischen Auseinandersetzungen um die Bedeutung der *Techne* bei der Entstehung der Kultur. Ein Echo der theoretischen Erwägungen finden wir bereits bei Aischylos und Sophokles, denen es besonders auf die Fähigkeit der Erfin-

6 Vgl. J. Bleicken, *Die athenische Demokratie*, Paderborn 1985; Chr. Meier, *Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte*, Berlin 1993, 108 ff.

7 Vgl. H. Wilsdorf, *Die Entwicklung der Produktivkräfte (Die hellenistische Zeit 338 – 30. v.u.Z.)*, in: R. Müller, *Kulturgeschichte der Antike*, I: Griechenland, 3. Aufl. 1980, 387 ff.; L. Russo: *Die vergessene Revolution oder die Wiedergeburt des antiken Wissens*, Berlin/Heidelberg/New York 2005, 109ff. Weitgehend unberücksichtigt bleibt in dieser Untersuchung die Rezeption antiken historischen und gesellschaftstheoretischen Wissens in seiner Bedeutung für das neuzeitliche Denken.

8 M Rostovtzeff, *Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte der hellenistischen Welt*, aus dem Engl. übers. von G. und E. Beyer, Darmstadt 1955/56, I 70 ff., II 881 ff.

9 Zur terminologischen Differenzierung von *Techne*, *Empeiria*, *Episteme* vgl. Kube, a.O.

10 211 ff. Zu konkurrierenden Begriffen (*cheirotechnes*, *technites*, *cheironax*) vgl. Rössler, *Handwerker*, 204 f.



dung ankommt, d.h. auf den geistigen Anteil an allen diesen Tätigkeiten.<sup>11</sup> Die Begründer der handwerklichen und anderen Technai heißen „erste Erfinder“ (protoi heurētai). Auf das mythische Halbdunkel einer frühen Entwicklungsstufe weist hin, daß es sich dabei zunächst um Götter und Halbgötter (Heroen) handelt, bevor Menschen als erste Erfinder ausgewiesen werden.<sup>12</sup>

Die herausragende Rolle der handwerklichen Technai in der Entstehung der menschlichen Kultur wird darin deutlich, daß sie zum Gegenstand der Analyse in den sog. Kulturentstehungslehren werden: bei den Sophisten, bei Anaxagoras, Demokrit, Platon, Aristoteles und schließlich auch bei Epikureern und Stoikern.<sup>13</sup> Wie auch sonst in der Aufklärungsphilosophie spiegelt sich bei Herder weniger die historische Entwicklung der Technai als solche, wohl aber die theoretische Reflexion über sie als Ausgangspunkt anthropologischer und kulturtheoretischer Überlegungen. Sie sollen uns zunächst beschäftigen, ehe wir uns Herders Auseinandersetzung mit der gerade sich herausbildenden zeitgenössischen Technikphilosophie zuwenden. In seiner „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“, einer Preisschrift der Berliner Akademie aus dem Jahre 1770, kommt Herder auf grundlegende Fragen einer sich entwickelnden „Wissenschaft vom Menschen“ zu sprechen.<sup>14</sup> Herders Konzeption steht außerordentlich nahe einer Theorie, die dem Sophisten Prot-

- 
- 11 11 Vgl. R. Müller, Die „Kulturgeschichte“ in Aischylos’ „Prometheus“, in: Aischylos und Pindar, Studien zu Werk und Wirkung, hrsg. von E.G. Schmidt, Berlin 1981, 233 ff. (Schriften zur Geschichte und Kultur der Antike 19); R. Bees, Zur Deutung des Prometheus Desmotes, Stuttgart 1993, 143 ff. (Beiträge zur Altertumskunde 38); Zs. Ritoók, Zum Konflikt in Aischylos’ „Prometheus“, in: E.G. Schmidt (Hrsg.), Aischylos und Pindar, 224 ff.; B. Marzullo, I sofismi di Prometeo, Rom 1993, 479 ff.
- 12 Vgl. H. Kleingünther, Protos heurētes. Untersuchungen zur Geschichte einer Fragestellung, Leipzig 1933 (Philologus, Suppl 26, 1); K. Thraede, Das Lob des Erfindens. Bemerkungen zur Analyse der Heuremata-Kataloge, Rheinisches Museum 105, 1962, 158 ff. Zur Rolle des Sophisten Prodikos bei der Deutung göttlicher „Kulturstifter“ vgl. R. Müller, Die Entdeckung der Kultur (vgl. Anm. 13), 94 ff.
- 13 Zu den antiken Kulturentstehungslehren vgl. W. Graf Uxkull-Gyllenband, Griechische Kulturentstehungslehren, Berlin 1924; W. Spoerri, Späthellenistische Berichte über Welt, Kultur und Götter. Untersuchungen zu Diodor von Sizilien, Basel 1959 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 9); Th. Cole, Democritus and the sources of Greek anthropology, Western Reserve University 1967 (Philological Monographs publ. by the American Philol. Assoc. 25); K.E. Müller, Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung, I-II, Wiesbaden 1972/80; R. Müller, Die Entdeckung der Kultur. Antike Theorien über Ursprung und Entwicklung der Kultur von Homer bis Seneca, Düsseldorf und Zürich 2003.
- 14 Vgl. W. Pross (Hrsg.), Johann Gottfried Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Text, Materialien, Kommentar, München 1978; Johann Gottfried Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache, hrsg. von H.D. Irmscher, Stuttgart 2001; Johann Gottfried Herder, Werke, hrsg. von W. Pross, Bd. II: Herder und die Anthropologie der Aufklärung, München, Wien 2002.

agoras im gleichnamigen Dialog Platons in den Mund gelegt ist und auch mit großer Wahrscheinlichkeit von diesem Sophisten stammt (Prot. 320 C ff.)<sup>15</sup>.

Die Fähigkeit zu technischer Lebensbewältigung, technischer Auseinandersetzung mit der Umwelt erscheint bei Protagoras als das humane Grundmerkmal, das den Menschen vom Tier unterscheidet.<sup>16</sup> Während die Tiere über eine natürliche Ausstattung verfügen, die ihre Selbsterhaltung ermöglicht (Hufe, Krallen, Federkleid usw.), besitzt der Mensch die handwerklichen Künste des Hephaistos und der Athene, damit einen Anteil am göttlichen Logos, der ihn befähigt, Religion und Sprache hervorzubringen und für Wohnung, Kleidung und Ernährung zu sorgen. Diese „technische Fähigkeit“ (entechnos sophia) oder „Handwerkskunst“ (demiourgike techne) wird ergänzt durch die Fähigkeit zu politischer Organisation (politike techne). Entscheidend ist der Vergleich von Mensch und Tier. Erscheint der Mensch als ein physisch unvollkommenes Tier (weil er nicht über eine gattungsbezogene Spezialausstattung verfügt), so besitzt er andererseits eine Potenz, die den Tieren fehlt: die Fähigkeit zu aktiver und planvoller Umgestaltung seiner Umwelt. Die scheinbaren organischen Mängel werden kompensiert und gewissermaßen überkompensiert durch die von Anfang an vorausgesetzten physisch-intellektuellen Vorzüge des Menschen.

Der Mensch erscheint bei Protagoras als ein Wesen eigener Gesetzmäßigkeit. Der Gedanke an eine biologische Evolution aus einer tierischen Vorform (theriodes bios), wie er bei anderen antiken Theoretikern erscheint, ist fernzuhalten.<sup>17</sup> In einem heuristischen Sinn kann der Mensch als Mängelwesen nur erscheinen, wenn man im Vergleich mit den Tieren einen somatischen Mangel (d.h. an Spezialausstattungen) einseitig ins Blickfeld rückt. Herder gibt diesem Konzept eine Auslegung, die den Begriff „Mängelwesen“ eigentlich ausschließt: „Als nacktes, instinktloses Tier betrachtet, ist der Mensch das elendeste der Wesen ... Schwach und unterliegend, dem Zwist der Elemente,

15 Vgl. G. Casertano, *Natura e istituzione humane nelle dottrine dei sofisti*, Neapel, Florenz 1971, 71 ff.; R. Müller, *Das Menschenbild der sophistischen Aufklärung*, in: R. Müller (Hrsg.), *Der Mensch als Maß der Dinge. Studien zum griechischen Menschenbild in der Zeit der Blüte und Krise der Polis*, Berlin 1976, 241 ff. (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Alte Geschichte und Archäologie 8); B. Manuwald, *Platon oder Protagoras? Zur großen Rede des Protagoras (Plat. Prot. 320 c 8 – 328 d 2)*, in: Chr. Mueller-Goldingen – K. Sier (Hrsg.), *Lenaika. Festschrift für Carl Werner Müller*, Stuttgart, Leipzig, 1996, 103 ff.; G.B. Kerferd – H. Flashar, *Die Sophistik*, in: H. Flashar (Hrsg.), *Die Philosophie der Antike*, Bd. II 1, *Sophistik. Sokrates. Sokratik. Mathematik. Medizin*, Basel 1998, 39 f.

16 Gegen die Tendenz, die technische Fähigkeit gegenüber der politischen abzuwerten, bei Manuwald, *Platon oder Protagoras ?*, 120, vgl. R. Müller, *Die Entdeckung der Kultur*, 75 f.

17 Vgl. R. Müller, *Der Mensch in der antiken Evolutionstheorie*, in: *Menschenbild und Humanismus der Antike*, Leipzig 1980, 43 ff.

dem Hunger, allen Gefahren, den Klauen aller stärkren Tiere, einem tausendfachen Tode überlassen, stehet er da! einsam und einzeln ... Doch so lebhaft dies Bild ausgemalt werde: so ist's nicht das Bild des Menschen – es ist nur Eine Seite seiner Oberfläche und auch die stehet im falschen Licht... Das instinktlose, elende Geschöpf, was so verlassen aus den Händen der Natur kam<sup>18</sup>, war auch vom ersten Augenblick an das freitätige vernünftige Geschöpf, das sich selbst helfen sollte, und nicht anders, als konnte. Alle Mängel und Bedürfnisse, als Tier, waren dringende Anlässe, sich mit allen Kräften als Mensch zu zeigen“.<sup>19</sup> An Darwin und unser Wissen über das Millionen Jahre währende Tier-Mensch-Übergangsfeld dürfen wir bei einer solchen Aussage nicht denken. Wir sagen ja auch, der Mensch sei per definitionem ein Kulturwesen. Wo wir evolutionsgeschichtlich vom Menschen sprechen, sprechen wir auch von Kultur.<sup>20</sup>

Der Mensch-Tier-Vergleich als Instrument anthropologischer Bestimmung wesentlicher Merkmale des Menschen hat in Antike und Aufklärung auch in anderer Hinsicht eine Rolle gespielt: bei der Unterscheidung zwischen dem, was man bei den Tieren angeborene „Kunsttriebe“ genannt hat, und dem, was wir als zielbewußte, planvolle menschliche Arbeit bezeichnen.<sup>21</sup> Die große Nähe zwischen einem Text Senecas, dessen Gedankenführung letztlich auf den stoischen Philosophen Poseidonios zurückgeht, und einer Passage in Herders „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ zeigt, daß auch hier bestimmte Entwicklungen der Aufklärung antike Vorläufer aufweisen. Wir zitieren zunächst den Text Senecas: „Siehst du nicht, wie scharfsinnig die Bienen beim Bau ihrer Behausungen sind, wie einträchtig in der

18 Herder bezieht sich mehrfach auf die antike Auffassung von der Schwäche des Menschen, der von der Natur stiefmütterlich ausgestattet sei. Zu diesem antiken Topos vgl. Lukrez V 222 ff., Epikur Fr. 372 Us., Cicero, Über den Staat III 1, 1; Seneca, Briefe 90, 18; Plinius, Naturkunde, VII 1 ff. Vgl. E. Pöhlmann (Anm. 20), 302 ff.

19 J.G. Herder, Sämtliche Werke, hrsg. von B. Suphan, 5, Berlin 1891, 93 f.

20 Vgl. R. Müller, Die Entdeckung der Kultur, 14 f. Der Begriff des „Mängelwesens“ ist in der modernen Anthropologie vor allem mit A. Gehlen verbunden: Mangel an Spezialausstattungen, Instinktreduzierung u.a. Vgl. R. Müller, Die Entdeckung der Kultur, 76 f. Zur Entwicklung des Begriffs in Antike und Neuzeit vgl. E.Pöhlmann, Der Mensch – das Mängelwesen?, in: Archiv für Kulturgeschichte 52, 1970, 297 ff. – Herder als Vertreter einer Stufentheorie kann nicht als ein unmittelbarer Vorläufer Darwins betrachtet werden, gehört aber in einem weiteren Sinn zu den Wegbereitern des Evolutionsdenkens. Vgl. H. Stolpe, Herder und die Ansätze einer naturgeschichtlichen Entwicklungstheorie im 18. Jahrhundert, in: Neue Beiträge zur Literatur der Aufklärung, Berlin 1964, 289 ff. (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft 21).

21 Vgl. R. Müller, Die Bewertung der Arbeit bei Herder und die antike Kulturtheorie, in: Philosophie und Humanismus. Beiträge zum Menschenbild der deutschen Klassik, Weimar 1978, 121 ff.

Übernahme der allseits geteilten Arbeit? Siehst du nicht, wie unnachahmlich für alle Menschen jenes Gewebe der Spinne ist ... Diese Kunst ist angeboren, nicht erlernt. Kein Tier ist deshalb gelehrter als das andere. Du wirst sehen, daß die Netze der Spinnen gleich sind, gleich bei den Waben der Bienen die Öffnungen aller Zellen. Unsicher und ungleich ist, was die Kunst (sc. des Menschen) lehrt; gleich ist, was die Natur verleiht. Diese hat (sc. den Tieren) vor allem die Selbsterhaltung und die entsprechende praktische Fähigkeit verliehen ...“ (Briefe, 121, 22 f.).<sup>22</sup> Wie wir es später in der Aufklärung finden, hat bereits Poseidonios die Enge des Lebenskreises hervorgehoben, in dem sich die (weniger entwickelten) Tiere mit ihren instinktgebundenen, auf die Selbsterhaltung gerichteten Formen von „Arbeit“ bewegen. Was den Menschen nach Poseidonios auszeichnet, ist die durch den Logos bedingte Fähigkeit, den engen Kreis zu überschreiten und in planvoller Tätigkeit Neues zu schaffen: „Unzählig sind die Wege der Menschen bei ihrem Handeln“, heißt es bei Poseidonios (bei Nemesios „Über die Natur des Menschen“ 2, 53).

Herder ist unmittelbar angeregt durch die Schrift über die Kunsttriebe der Tiere (1760) von Hermann Samuel Reimarus, des zeitgenössischen Gelehrten, der als Freund Lessings und Autor der „Fragmente“ des sog. Wolfenbüttler Ungenannten in die Geistesgeschichte eingegangen ist.<sup>23</sup> Was bei Reimarus über die bisherige Erkenntnis hinausführt, wird von Herder rezipiert: „Jedes Tier hat seinen Kreis, in den es von der Geburt an gehört, gleich eintritt, in dem es lebenslang bleibt und stirbt: nun ist es aber sonderbar, daß je schärfer die Sinne der Tiere, je stärker und sichrer ihre Triebe und je wunderbarer ihre Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis, desto einartiger ist ihr Kunstwerk ... Die Biene in ihrem Korbe bauet mit der Weisheit, die Egeria ihren Numa nicht lehren konnte; aber außer diesen Zellen und außer ihrem Bestimmungsgeschäft in diesen Zellen ist sie auch nichts. Die Spinne webet mit der Kunst der Minerve; aber alle ihre Kunst ist auch in diesen engen Spinnraum verwebet; das ist ihre Welt! Wie wundersam ist das Insekt, und wie enge der Kreis seiner Wirkung! ... *Der Mensch hat keine so einförmige und enge Sphäre*, wo nur Eine Arbeit auf ihn warte; eine Welt von Geschäften und Bestimmungen liegt um ihn“<sup>24</sup>.

22 Vgl. M. Pohlenz, Tierische und menschliche Intelligenz bei Poseidonios, Hermes 76, 1941, 1 ff.; R. Müller, Die Bewertung der Arbeit bei Herder, 126 f.

23 H. S. Reimarus, Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, I-II, hrsg. von J. von Kempster, Göttingen 1982 (Hamburg 1773).

24 J.G. Herder, Sämtliche Werke, 5, 22 f.

Was Herder hier darlegt, ist der Gegensatz von der Einförmigkeit der Wahrnehmung bei (wenig entwickelten) Tieren, die fast völlig instinktgebunden sind, und dem differenzierten Verhalten der höheren Tiere und des Menschen gegenüber ihrer Umwelt, jeweils nach dem Grad ihrer Organisation. Es ist die Einsicht in das Verhältnis von Instinktreduzierung und Erweiterung der Welterfahrung, verbunden mit zunehmender Rationalität. Beim Menschen geht es freilich nicht um ein Mehr oder Weniger. Eine neue Qualität ist erreicht, wie Herder im Anschluß an Reimarus nicht müde wird zu betonen: „... mit dem Menschen ändert sich die Szene ganz“ (5,25). Herder behandelt diese Grundprobleme der Interpretation des Menschen in Auseinandersetzung mit Condillac und Rousseau.<sup>25</sup> Deren Theorien weisen bereits Implikationen antiken Denkens auf, von denen hier nur andeutend gesprochen werden kann. Die Tiere haben jeweils so viele Potenzen als Mitgift der Natur, wie nach den jeweiligen Bedürfnissen nötig ist, bei den Menschen ist das Meiste indeterminiert. Bei Reimarus heißt es: „...und sie können und müssen alle übrige Kräfte und Handlungen selbst determinieren und sich alle besondere Vollkommenheit und Geschicklichkeit durch Nachdenken, Fleiß und Übung erwerben ... Der Mensch konnte keine besondere Kunst und Wissenschaft erblich mit auf die Welt bringen, sonst wäre ihm die allein natürlich, und er hätte sich weiter zu nichts geschickt machen können“.<sup>26</sup> Hier ist die bei Protagoras gegebene Unterscheidung zwischen einer allgemeinen ‚dynamis‘ für die Herausbildung von Kunstfertigkeit (*entechnos sophia*) und der Notwendigkeit, die *Technai* im einzelnen erst auszubilden, deutlich.

Ein wesentlicher Faktor ist die von Rousseau herausgearbeitete Entscheidungsfreiheit.<sup>27</sup> „Es ist daher nicht so sehr der Verstand, der die spezifische Unterscheidung des Menschen unter den Tieren ausmacht, als vielmehr dessen Eigenschaft, ein frei Handelnder zu sein: Die Natur befiehlt jedem Lebewesen, und das Tier gehorcht. Der Mensch empfindet den gleichen Eindruck, aber er erkennt sich frei, nachzugeben oder zu widerstehen, und vor allem im Bewußtsein dieser Freiheit zeigt sich die Geistigkeit seiner Seele...“<sup>28</sup>. Daß

25 Vgl. W. Pross, Herder und die Anthropologie der Aufklärung, in: Johann Gottfried Herder, Werke, hrsg. von W. Pross, II, München, Wien 2002, 950 f.

26 Reimarus, Allgemeine Betrachtungen, I, 383 f.

27 Vgl. R. Müller, Anthropologie und Geschichte. Rousseaus frühe Schriften und die antike Tradition, Berlin 1997, 92 f. (Aufklärung und Europa. Beiträge zum 18. Jahrhundert). Zur epikureischen Auffassung vgl. R. Müller, Anthropologie und Geschichte, 93.

28 J.-J. Rousseau, Discours sur l'origine et fondements de l'inégalité. Texte établi et annoté par J. Starobinski. Oeuvres complètes, III, Paris 1964, 141 f. (Bibliothèque de la Pléiade). Übers. von H. Meier.

der Mensch durch das Fehlen einer vollständig bestimmenden Determination charakterisiert ist, hatte bereits die hellenistische Philosophie hervorgehoben. Der Mensch kann irren, da er allein von allen Lebewesen nicht nur gemäß seiner Natur (kata physin), sondern auch gegen seine Natur (para physin), fehlgeleitet von falscher Meinung, handeln kann, also auch zu seinem Schaden, wie es bei Epikur heißt. Damit eröffnet sich ein Weg zur Entfaltung der schöpferischen Kräfte. Aus der Notwendigkeit ergibt sich erst recht für den modernen Denker ein Spielraum für die Freiheit, wie Pross in seinem Kommentar zu Herders „Ideen“ hervorgehoben hat: „Das in den lukrezischen Begriffen von Notwendigkeit und Bedürfnis entworfene Bild des Naturzustandes wird von Reimarus verstanden als Übungsfeld dieser Vernunft, auf dem sich die Bestimmung der höheren Naturkräfte sofort ergibt“.<sup>29</sup> Der bereits in der Antike sich andeutende Weg zur Freiheit eröffnet sich vollends im modernen anthropologischen Denken: „Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung“ wird es bei Herder in den „Ideen“ heißen: „... er stehet aufrecht. Die Waage des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen“.<sup>30</sup>

Daß Reimarus und Herder Platons Schrift „Protagoras“ kannten, ist von vornherein vorauszusetzen. Aber auch die zitierte Seneca-Stelle (nach Poseidonios) wird von Reimarus in einem besonderen Kapitel „Der Alten Meinung von den Kunsttrieben“ in vollem Wortlaut zitiert und übersetzt.<sup>31</sup> Wichtig scheint auch, daß vor Reimarus bereits Buffon auf den bei Seneca erhaltenen Gedanken des Poseidonios Bezug genommen hat.<sup>32</sup>

## II.

Die englische und die französische Aufklärung des 17. und 18. Jahrhunderts haben der Technik in der Entwicklung der Menschheit eine zentrale Position zugewiesen. Mit Francis Bacons Theorie der Erfindung (*inventio*), die gegenüber der Nachahmung (*imitatio*) in den Vordergrund tritt, sie freilich nicht er-

29 W. Pross, in: Johann Gottfried Herder, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Werke, III 2 (Kommentar), München 2002, 216. Herders Kritik an Reimarus' Erklärung des Fehlens der tierischen „Kunsttriebe“ beim Menschen (aus der bloßen Kompensation fehlender Sinnesorgane und der Auffassung, daß die Tiere prinzipiell nicht lernfähig, sondern in ihren Handlungen blind determiniert seien), verdeckt nicht seine grundlegende Abhängigkeit von dessen Erklärungsmodell.

30 *Sämtliche Werke*, 13, 146.

31 *Allgemeine Betrachtungen*, I, 204 ff.

32 Vgl. *Histoire naturelle, générale et particulier*, Paris 1749, II, 440 ff., und dazu R. Müller *Anthropologie und Geschichte*, 190.

setzt, ist ein wesentlicher Fortschritt erfaßt.<sup>33</sup> Francis Bacon bezieht den Begriff des Werkzeugs auf produktive wie auf Erkenntnisleistungen: „Weder die bloße Hand noch der sich selbst überlassene Verstand vermögen Nennenswertes: durch unterstützende Werkzeuge wird die Sache vollendet; man bedarf ihrer nicht weniger für den Verstand als für die Hand. Und so wie die Werkzeuge die Bewegung der Hand zielen oder lenken, so stützen und schützen in gleicher Weise die Werkzeuge des Geistes die Einsicht.“<sup>34</sup> Bacon ist der Bahnbrecher eines neuzeitlichen Bildes vom Menschen, der angetreten ist, die Natur zu verändern und zu beherrschen. An ihn schließt Diderot an, der mit Bacon die Theorie der mechanischen Künste zum wichtigsten Zweig der modernen Philosophie erklärt.<sup>35</sup> Ch. Batteux hatte noch die Geringschätzung der mechanischen Künste vertreten (*Les beaux arts*, 1746). Diderot unterscheidet in seinem Artikel „ART“ der Enzyklopädie, ausgehend vom umfassenden Charakter des Begriffs *techne/ars*, Wissenschaften (*scientiae*) und Künste (*artes*). Mit dem entschiedenen Vorsatz einer neuen Wertorientierung wendet er sich gegen die tradierte hohe Selbsteinschätzung der sog. Freien Künste und tritt für die Aufwertung der körperlichen Arbeit ein. Die Beweisführung ist z.T. historisch. Wie die Theoretiker der antiken Kulturentstehungslehre setzt er das Ziel, die Herausbildung und Entwicklung der Künste zu untersuchen: Auf philosophische Annahmen rekurrierend, müsse man von einem zufälligen ersten Ereignis ausgehend, bis zu dem Punkt vordringen, den die betreffende Kunst in ihrer Entwicklung erreicht hat. So hat in der Antike bereits Poseidonios diese Art der Beweisführung dargestellt.<sup>36</sup>

Mit Bacon wendet sich Diderot gegen die Auffassung, daß die Ausübung, ja sogar das Studium der mechanischen Künste erniedrigend sei. Was hier zu

33 Zur Bedeutung Bacons für die Geschichtstheorie vgl. J. Rohbeck, *Die Fortschrittstheorie der Aufklärung*, Frankfurt a.M., New York 1987, 134 f., 152. Zum Verhältnis von „*inventio*“ und „*imitatio*“ vgl. M. Fontius, *Produktivkraftentfaltung und Autonomie der Kunst. Zur Ablösung ständischer Voraussetzungen in der Literaturtheorie*, in: G. Klotz u.a. (Hrsg.), *Literatur im Epochenbruch*, Berlin und Weimar 1977, 418 ff.; H. Blumenberg, „*Nachahmung der Natur*“. Zur Vorgeschichte der Natur des schöpferischen Menschen, in: *Studium generale* 10, 1957, 266 ff. – Hatte in Renaissance und Aufklärung zunächst die Tendenz überwogen, die „*inventio*“ als Ausdruck der schöpferischen Kraft des Menschen der „*imitatio*“ gegenüberzustellen, so bleibt doch im generellen Verständnis der Gedanke der *Natur-nachahmung* dominierend: wie bei Aristoteles bleibt im Prinzip die menschliche Erfindung der Natur eingeordnet.

34 F. Bacon, *The ‚Instauratio magna‘. Part II: ‚Novum organum‘ and Associated Texts*, ed. G. Rees – M. Wakely, Oxford 2004, 65 (übers. von R. Hoffmann).

35 D. Diderot, *Oeuvres complètes*, V, ed. J. Loagh et J. Proust, Paris 1976, 495 ff. Vgl. Fontius, *Produktivkraftentfaltung und Autonomie der Kunst*, 439 ff.

36 R. Müller, *Anthropologie und Geschichte*, 345 ff.

leisten war, ist die Auseinandersetzung mit einer in der Antike überwiegend bei der Oberschicht gültigen Auffassung vom „banausischen“ Charakter der produktiven Arbeit, da sie Körper und Geist des Menschen verkümmern lasse und diesen zur Ausübung seiner politischen Verpflichtungen ungeeignet mache. Dieser bei Aristoteles theoretisch fixierten Position<sup>37</sup> steht aber bereits in der Antike in den Kulturentstehungslehren die Auffassung von der hervorragenden Rolle der handwerklichen Künste bei der Entstehung der menschlichen Kultur gegenüber. Aristoteles läßt diese nur für eine frühe Entwicklungsperiode der Menschheit gelten. Später hätten nur die theoretischen Wissenschaften Ansehen genossen.<sup>38</sup> Die weitere Entwicklung der antiken Theorie im Hellenismus hat diese Auffassung korrigiert. Der Stoiker Poseidonios macht zum Träger der Kulturentwicklung die Gesamtheit der Künste von den einfachsten handwerklichen Verrichtungen bis zu den höchsten Formen spekulativer Wissenschaft.<sup>39</sup>

Es ist merkwürdig, daß Herder, der in seiner Sprachabhandlung so wichtige Einsichten in die anthropologische Bedeutung der *Techne* für den Menschen als Individuum und Gattungswesen gewonnen hatte, eine starke Zurückhaltung übt, wo es um die gesellschaftliche und historische Bewertung der Technik geht. In seiner Streitschrift von 1774 „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ zeigt er sich weiterhin von Gedanken der westeuropäischen Aufklärung in hohem Grade beeinflusst, aber er meldet auch wesentliche Vorbehalte an.<sup>40</sup> Entscheidend ist die Auseinandersetzung mit einem rigorosen linearen Fortschrittsbegriff, wie er ihn bei Voltaire, Robertson und Hume fand. Vor allem geht es ihm um die gerechte

---

37 Zur Bewertung der produzierenden Schichten (Bauern, Handwerker, Tagelöhner, Gewerbetreibende) bei Aristoteles vgl. Politik VII 9, 1328 b 28 ff.. Vgl. R. Müller, Grundprobleme der Aristotelischen Gesellschaftstheorie, in: Menschenbild und Humanismus der Antike, 168 ff. Menschen, die zur Sicherung ihrer materiellen Existenz (und der der ganzen Polis) leben, sind nicht Bestandteile (mere), sondern nur Voraussetzung für die Existenz der Polis (Politik VII 9, 1329 a 34 ff.). Ihre Arbeit ermöglicht (wie die der Sklaven) der kleinen Schicht privilegierter Vollbürger ein menschenwürdiges Leben, das in (politischer) Praxis und (wissenschaftlicher) Theorie besteht.

38 Vgl. Aristoteles, Über die Philosophie, Fr. 8 Ross, und dazu R. Müller, Die Entdeckung der Kultur, 243 f.

39 Zu Poseidonios' Kulturtheorie vgl.. R. Müller, Die Entdeckung der Kultur, 354 ff. Vgl. R. Bees, Die Kulturentstehungslehre des Poseidonios. Wege zu ihrer Rekonstruktion, Antike und Abendland 51, 2005, 13 ff.

40 Zu Herders Aufklärungskritik in der Schrift von 1774 vgl. J. Brummack, Herders Polemik gegen die Aufklärung, in: J. Schmidt (Hrsg.), Aufklärung und Gegenklärung in der europäischen Literatur, Philosophie und Politik von der Antike bis zur Gegenwart, Darmstadt 1989, 277 ff. Vgl. auch E. Adler, Herder und die deutsche Aufklärung, Wien u.a. 1968, 132 ff.



Bewertung vergangener Geschichtsepochen. Gegen den Stolz der Aufklärung auf die in ihrem Jahrhundert erreichten Ziele (z.B. in Voltaires „Siècle de Louis XIV.“) setzt er die Auffassung, man dürfe Perioden wie Altertum und Mittelalter nicht unter dem Gesichtspunkt von damals noch nicht erzielten Errungenschaften, d.h. an der Gegenwart messen. Jede Nation habe den Mittelpunkt ihres Glücks in sich. Es gebe kein Ziel der Geschichte als Endzweck, da die Schöpfung in jedem Augenblick am Ziel sei.

Die französische Enzyklopädie wird zum Gegenstand von Herders Polemik nicht zuletzt wegen ihrer hohen Wertschätzung der Technik.<sup>41</sup> Zwar hätten die Fortschritte in der Entwicklung der produktiven Kräfte beim Übergang zur Neuzeit eine wesentliche Rolle gespielt: optisches Glas, Kompaß, Pulver, Buchdruck. Aber diese Bewertung erscheint in ironischer Brechung und in recht abschätzigem Ton: „Meist nur simple mechanische Erfindungen, die man zum Teil längst gesehen, gehabt, damit gespielt, die aber jetzt durch einen Einfall so und nicht anders angewandt, die Welt veränderten“. Gegen eine bloß theoretische Kultur, einen angeblichen Abstand vom konkreten Leben gewandt, polemisiert er: „Man raisonneert! Wörterbücher und Philosophien über alle, ohne eine einzige mit dem Werkzeug in der Hand zu verstehen: sind allesamt abrégé raisonné ihrer vorigen Pedanterie geworden – abgezogener Geist! Philosophie aus zwei Gedanken, die mechanischste Sache von der Welt“.<sup>42</sup> Herder wendet seinen Affekt gegen alles „Mechanische“, den er vor allem in seiner Auseinandersetzung mit dem absolutistischen Staat gewonnen hatte, hier nun im wörtlichen Sinn auch gegen die Technik, und kann mit seiner Polemik den glanzvollen Bemühungen der Enzyklopädie, die neue technische Welt mit Wort und Bild, d.h. auch mit einer Vielzahl von Kupfertafeln mit Werkzeugen, Maschinen, Arbeitstechniken, abzubilden, nicht gerecht werden.

### III.

Auf eine völlig neue Basis wird die Bewertung der Technik als Triebkraft des historischen Prozesses in Herders Hauptwerk gestellt, den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. Die Situation hat sich grundlegend geändert. Herder befindet sich auf der Höhe der philosophischen und wissenschaftlichen Entwicklung seiner Zeit. Er hat einen Überblick über die zeitge-

41 Vgl. W. Malsch, Herders ambivalente Zivilisationskritik an Aufklärung und technischem Fortschritt, in: Herder Today, Berlin, New York 1990, 64 ff.; M. Fontius, Produktivkraftentfaltung und Autonomie der Kunst, 455 ff. Unberücksichtigt bleibt hier der tiefreichende Wandel in Herders Position in den „Ideen“, der uns im Folgenden beschäftigen wird.

42 Sämtliche Werke, 5, 533. 537.

nössischen wissenschaftlichen Errungenschaften in Kosmologie und Astronomie, Biologie und Anthropologie, Geographie und Ethnographie, Politischer Ökonomie und Staatstheorie, Geschichte und Altertumswissenschaft gewonnen. Stark beeinflusst ihn der englische und französische Sensualismus und Empirismus. In besonderem Maße steht er unter dem Eindruck der vitalistischen Strömungen der Zeit, die die mechanistische Orientierung der früheren Aufklärung ablösen. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgt er die Entwicklung der biologischen Forschung (Buffon, Bonnet, Robinet, Blumenbach, C.F. Wolff u.a.). Er repräsentiert die „anthropologische Wende“ der Philosophie in Deutschland, deren französische Repräsentanten (Buffon, Diderot, Rousseau) zu seinen wichtigsten Bezugspersonen gehören. Die anthropologische Ausrichtung der Philosophie ermöglicht die Brücke zwischen Natur- und Menschheitsgeschichte. Das Konzept ist grandios. Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte sollen in ihrem Zusammenhang und in ihrer Einheit erfaßt werden: Kosmogonie, Entstehung der Pflanzen und Tiere, Entstehung des Menschen, Einheit der menschlichen Gattung, Klima, Lebensweise, Gesellschaft, Sprache, Kultur, Politik, Religion. Die Einheit des natur- und menschheitsgeschichtlichen Prozesses ist einerseits in der Einheit der göttlichen Schöpfung begründet (Gott ist alles in seinen Werken), andererseits im inneren Zusammenhang einer Gesetzmäßigkeit, die Natur und Menschengeschlecht umgreift.

Herder ist vertraut mit den wesentlichen Werken der zeitgenössischen wissenschaftlichen Literatur. Sein besonderes Interesse finden die evolutionistischen Tendenzen in Kosmologie, Geologie, Biologie.<sup>43</sup> Das Werk der „Ideen“, entstanden 1782 bis 1791, das Ergebnis der fruchtbarsten Weimarer Jahre, wurde in wesentlichen Teilen in der Zeit einer neuen engen Freundschaft mit Goethe im Zeichen Spinozas geschaffen. Goethe widmete sich gerade mit großer Intensität seinen naturwissenschaftlichen Studien. Im Mittelpunkt von Herders Denken stand die Einheitlichkeit und Gesetzmäßigkeit der Welt<sup>44</sup>, die evolutionistisch verstandene Einheit alles Organischen, in Ansätzen auch für Goethe der Zusammenhang von Naturgeschichte und Menschheitsgeschichte.

Die Konzeption einer Einheit von Natur- und Menschheitsgeschichte führte auch zurück zu antikem Gedankengut, und hier besonders zur Philosophie des Hellenismus, in der der Gedanke der Einheit der Welt in großen Konzepten

---

43 Vgl. H. Stolpe, Herder und die Ansätze einer naturgeschichtlichen Entwicklungslehre, 289 ff.; W. Pross, Die Idee der Evolution im 18. Jahrhundert und die Stellung des Menschen in der Natur bei Goethe und Herder, in: P. Heusser (Hrsg.), Goethes Beitrag zur Erneuerung der Naturwissenschaft, Bern, Stuttgart, Wien 2000, 271 ff.

seinen Ausdruck findet. Hier waren sowohl Epikureer wie Stoiker mit fruchtbaren Denkansätzen wirksam. Lukrez' Darstellung der Entstehung unseres Kosmos umfaßt die Herausbildung der Gestirne, der Erde, der Pflanzen und Tiere, des Menschen, der Kultur. Generell partizipiert Herder an der Zeittendenz des 18. Jahrhunderts, bestimmte Formen antiken Philosophierens in einer radikalisierten Form aufzunehmen<sup>45</sup> und damit konventionelle Weisen der Antikerezeption durch neue Akzentuierungen zu ersetzen, die an den Bedürfnissen der eigenen Zeit orientiert sind. Auch hier geht es um den Gedanken einer einheitlichen Gesetzmäßigkeit, die Natur- und Menschheitsgeschichte verbindet. Dabei bietet der antike Atomismus in Gestalt des Lukrezischen Weltbildes wesentliche Anregungen. Es handelt sich um die Lukrezische Konzeption der Gesetzmäßigkeit in der Natur, nach der aus der chaotischen Urbewegung der Atome eine Gesetzmäßigkeit auf dem Wege der Erprobung unzähliger Atomverbindungen entsteht, von denen jeweils eine Bestand hat. Von ihr geht die weitere Entwicklung aus. Aus Chaos ist Ordnung geworden. Diese Form der Gesetzmäßigkeit zeigt sich für Herder auch wirksam in der geschichtlichen Welt: „In wilder Verwirrung laufen diese (sc. die zusammenwirkenden Kräfte) so lange gegen einander, bis nach unfehlbaren Gesetzen der Natur die widrigen Regeln einander einschränken und eine Art Gleichgewicht und Harmonie der Bewegung werde“.<sup>46</sup> Eine Verknüpfung von Natur- und Menschheitsgeschichte ließ sich auch auf der Basis der stoischen Auffassung von einer schöpferischen, gewissermaßen technisch strukturierten Natur herstellen, bei der der Natur (Physis) ein geistiges Prinzip (Logos) eingeschrieben

44 Zum Bild der Geschichte als Fortsetzung des Naturprozesses vgl. W. Pross, Die Begründung der Geschichte aus der Natur: Herders Konzept von „Gesetzen“ in der Geschichte, in: Bödeker, Reill, Schlumbohm (Hrsg.), Wissenschaft als kulturelle Praxis, 1750–1900, Göttingen 1999, 187 ff. Zur evolutionistischen Sichtweise vgl. W. Heise, Der Entwicklungsgedanke als geschichtsphilosophische Programmatik. Zur Gemeinschaft von Herder und Goethe in der frühen Weimarer Zeit, Goethe-Jahrbuch 93, 1976, 116 ff. – Zur Kritik Kants an Herders Konzeption vgl. H.D. Irmscher, Die geschichtsphilosophische Kontroverse zwischen Kant und Herder, in: B. Gajek (Hrsg.), Hamann – Kant – Herder. Acta des vierten Internationalen Hamann-Kolloquiums im Herder-Institut zu Marburg/Lahn 1985, Frankfurt a.M u.a., 1987, 111 ff.

45 Vgl. dazu Pross, in: Herder, Werke, III 1: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Nachwort), München, Wien 2002, 865 ff. Vgl. Lukrez, Über die Natur der Dinge, 5, 416 ff.; 1, 1021 ff. und dazu K. Sallmann, Studien zum philosophischen Naturbegriff der Römer mit besonderer Berücksichtigung des Lukrez, in: Archiv für Begriffsgeschichte 7, 1962, 140 ff. Es bilden sich auf Grund bestimmter Affinitäten „convenientes motus“ heraus, die die Naturgesetze (foedera naturae) konstituieren (2, 712 f.; 5, 545). Diese antiteleologische Begründung der Zweckmäßigkeit in der Natur ist Herder bei seinen frühen Lukrez-Studien von 1766 begegnet (Pross III 1, 869 ff.)

46 Sämtliche Werke 14, Berlin 1908, 227.

ist, das im Naturganzen ebenso verfährt wie die menschliche Hand in der Technik, womit alle menschliche Kunstfertigkeit sich als eine Fortsetzung der Kunstfertigkeit der Natur darstellt.<sup>47</sup> Um ein neues, vertieftes Verständnis der Menschheitsgeschichte geht es in den historischen Teilen der „Ideen“. Die Gedanken des ersten geschichtsphilosophischen Werkes „Auch eine Philosophie“ werden, ungeachtet mancher Gemeinsamkeiten, auf eine neue Grundlage gestellt. Dabei trägt die vertiefte Beschäftigung mit der westeuropäischen und deutschen Aufklärung ihre Früchte. Neben Voltaire, Hume, Robertson, Shaftesbury, Rousseau tritt nun das verstärkte Studium von Montesquieu, der Mitglieder der Schottischen Schule Adam Ferguson und John Millar; der französischen Enzyklopädisten; der Göttinger Historiker.<sup>48</sup> Für die Probleme der Technik wichtig sind vor allem die Enzyklopädisten und der schottische Historiker und Moralphilosoph Adam Ferguson. Da von den Enzyklopädisten schon die Rede war, müssen wir uns besonders Ferguson zuwenden. Der Einfluß seines Werkes „Essay on the History of Civil Society“ (1767) war in Deutschland sehr groß.<sup>49</sup> Seine Gedanken über die Rolle der Arbeitsteilung in der Menschheitsgeschichte fanden ihren Niederschlag auch in Schillers ästhetischen Schriften, wo den negativen Auswirkungen der modernen Arbeitsteilung das Idealbild der Ganzheit der Persönlichkeit entgegengestellt wird, aufgenommen von Humboldt, Goethe, F.A. Wolf: ein Kernstück des Programms der neuhumanistischen Bildungsidee.<sup>50</sup>

Ferguson setzt sich besonders mit den Ideen der älteren und zeitgenössischen Aufklärung über den Naturzustand kritisch auseinander. Der Mensch ist für Ferguson ein Wesen, für das es kein Verharren in einem gegebenen Zustand gibt. Das gilt für das Individuum wie für die Gattung. Alle erkannten Mängel fordern eine Verbesserung heraus. Das führt „zweifelsohne zu einem

47 Cicero, Über das Wesen der Götter, II 57, und dazu Pross in: Herder, Werke, III 1, 903 f.

48 Über die Position Herders im Kontext der zeitgenössischen Bestrebungen zur Schaffung einer Menschheitsgeschichte und Universalgeschichte (Meiners, Schlözer u.a.) vgl. J. Garber, Selbstreferenz und Objektivität: Organisationsmodelle von Menschheits- und Weltgeschichte in der deutschen Spätaufklärung, in: H.E. Bödeker, P.H. Reill und J. Schlumbohm (Hrsg.), Wissenschaft als kulturelle Praxis, 1750–1900, 137 ff.

49 Adam Ferguson, Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, hrsg. und eingeleitet von Zwi Batscha und Hans Medick, übers. von H. Medick, Frankfurt a.M. 1986. Zur Stellung von Ferguson im Rahmen der zeitgenössischen Politischen Ökonomie und Geschichtsphilosophie vgl. J. Rohbeck, Die Fortschrittstheorie der Aufklärung, 62 ff., 222 ff.

50 Vgl. M. Fontius, Literatur im Epochenbruch, 467 ff.; M. Fuhrmann, Latein und Europa. Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland von Karl dem Großen bis Wilhelm II., Köln 2001, 125 ff.

Fortschritt, an welchem der Wilde ebenso wie der Philosoph beteiligt ist, innerhalb dessen sie zwar verschieden weit vorgerückt sind, aber dasselbe Ziel verfolgen“.<sup>51</sup> Auch Ferguson ist die antike Philosophie eng vertraut. Es ist bezeichnend, daß er in der Spannung von Theorie und Praxis, die die Aristotelische Schule gespalten hatte, die Partei der Praxis ergreift und diese als höchste Form menschlichen Tuns über die reine Theorie stellt.<sup>52</sup> Gewidmet hat sich Ferguson auch dem seit der Antike virulenten Problem des Verhältnisses von Natur und Kunst (Physis und Techne): „Wir reden von der Kunst, als ob sie sich von der Natur unterscheide, doch die Kunst selbst ist dem Menschen natürlich. Er ist gewissermaßen sowohl der Künstler seiner eigenen Gestalt als seines Schicksals und ist bestimmt, von der frühesten Zeit seiner Existenz an, zu erfinden und Entwürfe zu machen ...“<sup>53</sup>

Für Herder ist wie für Ferguson die Geschichte der Menschheit im Kern die Geschichte ihrer Kultur.<sup>54</sup> An ihr haben die Menschen aller Regionen und

51 Vgl. Ferguson, Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, 107.

52 Zur Rolle der Lebensformen in der antiken Philosophie R. Joly, *Le thème philosophique des genres de vie dans l'antiquité classique*, Académie royale de Belgique, Classe de lettres et des sciences moral. et polit., Mémoires, Ser. II, Tome LI, Bruxelles 1956.

53 Ferguson, Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, 103 f.

54 Herders Konzeption vom Menschen als Kulturwesen entspricht die Auffassung von der Menschheitsgeschichte als Kulturgeschichte. Herders Verdienste als Theoretiker der Kultur und der Kulturgeschichte wurden in den letzten Jahrzehnten vielfach gewürdigt. Vgl. Chr. Grawe, *Herders Kulturanthropologie. Die Philosophie der Geschichte der Menschheit im Lichte der modernen Kulturanthropologie*, Bonn 1967 (Abh. zur Philosophie, Psychologie und Pädagogik 35); R. Müller, *Zu Herders Auffassung von Wesen und Geschichte der Kultur*, in: Johann Gottfried Herder. *Zur Herder-Rezeption in Ost- und Südosteuropa*, hrsg. von G. Ziegengeist, H. Graßhoff, U. Lehmann, Berlin 1978, 29 ff.; D. Mühlberg, *Herders Theorie der Kulturgeschichte in ihrer Bedeutung für die Begründung der Kulturwissenschaft*, *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* 27 (Neue Folge Bd. 12), 1984, 9 ff.; J. Garber, *Von der Menschheitsgeschichte zur Kulturgeschichte. Zum geschichtstheoretischen Kulturbegriff der deutschen Spätaufklärung*, in: *Spätabsolutismus und bürgerliche Gesellschaft. Studien zur deutschen Staats- und Gesellschaftstheorie im Übergang zur Moderne*, Frankfurt a.M. 1992, 409 ff., 422 ff.; R. Häfner, *Herders Kulturentstehungslehre. Studien zu den Quellen und zur Methode seines Geschichtsdenkens*, Hamburg 1995 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 19); M. Heinz, *Kulturtheorien der Aufklärung: Herder und Kant*, in: R. Otto (Hrsg.), *Nationen und Kulturen. Zum 200. Geburtstag Johann Gottfried Herders*, Würzburg 1996, 139 ff. – Wenn Herder die Kultur in den Mittelpunkt seiner geschichtsphilosophischen Konzeption rückt, dann geschieht das auch unter dem Einfluß von J. Chr. Adenlugs "Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts" von 1782, der sich seinerseits in der Anwendung der Lebensaltermetaphorik auf Herders „Auch eine Philosophie“ von 1774 gestützt hatte. Vgl. Pross, *Herder, Werke*, III 2, (Kommentar) 25 ff. Der Unterschied zu Adenlugs Konzept liegt vor allem in der Ablehnung eines anthropologischen Maßstabes, der die Unterschiede der Verfaßtheit des Menschen unter verschiedenen geographisch-klimatischen Bedingungen vernachlässigt und von vornherein eurozentrische Maßstäbe in Anwendung bringt, an denen die Kultur *aller* Völker zu messen wäre.

Zeiten Anteil. Sie betrifft den Einzelnen als Individuum und als Vertreter der Gattung: „Wollen wir diese zweite Genesis des Menschen, die sein ganzes Leben durchgeht, von der Bearbeitung des Ackers *Kultur* oder vom Bilde des Lichts *Aufklärung* nennen: so steht uns der Name frei; die Kette der Kultur und Aufklärung reicht aber sodann bis ans Ende der Erde. Auch der Kalifornier und der Feuerländer lernte Bogen und Pfeile machen und sie gebrauchen: er hat Sprache und Begriffe, Übungen und Künste, die er lernte, wie wir sie lernen; sofern ward er also wirklich kultiviert und aufgekläret, wiewohl im niedrigsten Grade. Der Unterschied zwischen aufgeklärten und unaufgeklärten, zwischen kultivierten und unkultivierten Völkern ist also nicht spezifisch; sondern nur gradweise“.<sup>55</sup> Wenn Herder die Kultur als die „zweite Genesis“ des Menschen bezeichnet, so erinnert das an den antiken Begriff der „deutera physis“, der zweiten Natur, der auf Demokrit zurückgeht und in der Antike auch später, vor allem bei Cicero, eine Rolle gespielt hat.<sup>56</sup> Es geht um die kulturelle Überformung der Physis des Menschen, dessen Lebensform mit den Mitteln der Technai und der Nomoi geprägt wird. Wenn nach dieser Auffassung durch den Aufbau der Kultur innerhalb der kosmischen Natur eine „zweite Natur“ geschaffen wird, führt diese als organische Fortsetzung der umfassenden Allnatur deren Entwicklungsprozeß weiter. Die Position Fergusons, Ergebnis der fortgeschrittenen Entwicklung des ökonomischen und geschichtsphilosophischen Denkens der Schottischen Aufklärung, ist zugleich auch ein Resümee der Erkenntnisse der antiken Kulturtheorie über den schöpferischen Charakter der menschlichen Lebenstätigkeit wie auch die Bewertung der Kultur als einer „zweiten Natur“.

Bereits in der Antike standen sich Natur und Kultur nicht in einer starren Antithese gegenüber. Es gab den Gedanken eines gleitenden Übergangs zwischen beiden, wenn sie in ein funktionales Verhältnis zueinander gesetzt wurden. Für Aristoteles hat die Techne gegenüber der Physis eine dienende Funktion. Sie soll ausfüllen, was die Natur ausgelassen hat.<sup>57</sup> Die Techne bringt zu einem Abschluß, was die Natur nicht zum Abschluß zu bringen ver-

55 Sämliche Werke 13, Berlin 1887, 348.

56 Zu Demokrit und seiner Wirkung in der Antike vgl. J.H. Waszink, Die Vorstellungen von der „Ausdehnung der Natur“ in der griechisch-römischen Antike und im frühen Christentum, in: Pietas. Festschrift für Bernhard Kötting, Münster 1980, 30 ff., und dazu R. Müller, Die Entdeckung der Kultur, 168 f., 185 f. – Zur weiteren Entwicklung vgl. N. Rath, Zweite Natur. Konzepte einer Vermittlung von Natur und Kultur in Anthropologie und Ästhetik um 1800, Münster u.a. 1996; ders., Jenseits der ersten Natur. Kulturtheorie nach Nietzsche und Freud, Heidelberg 1994.

57 Politik VII 17, 1337 a 1 f.

mag, oder sie bildet das von der Natur Gegebene nach.<sup>58</sup> Insofern kann man sagen, daß die *Techne* eine Verlängerung der schöpferischen Kraft der Natur darstellt. Die *Techne* erscheint als ein Bestandteil der Natur, dessen sich diese bedient, um Unvollkommenheiten ihrer zielgerichteten Tätigkeit auszugleichen: „Unter einem bestimmten Gesichtspunkt führt die technische Tendenz die Konstruktion des ganzen Universums fort“.<sup>59</sup> Der auf Demokrit zurückgehende Gedanke einer zweiten Natur relativiert in gewissem Maße den Gegensatz von *Physis* und *Techne*: „Die Natur und die Erziehung sind etwas Ähnliches. Denn die Erziehung formt den Menschen um, aber durch diese Umformung schafft sie Natur“ (Fr. 33 D.-K.). Die Grenzen zwischen *Physis* und *Techne* werden nicht aufgehoben, aber ihre Relativität stark betont. Der Mensch ist sogar imstande, sein individuelles Wesen im Sinne der seelisch-geistigen Potenzen zu verändern und damit (in gewissen Grenzen) selbst zu bestimmen.<sup>60</sup> Wenn in der atomar strukturierten Seele Veränderungen im Bereich der „Verknüpfungen“ durch geistige Einflüsse (philosophische Gedanken, Ermahnung, Rat) möglich sind, dann sehen wir uns einer Vorwegnahme neuer Ergebnisse der Hirnforschung gegenüber, die von der Ausprägung von erweiterten organischen Synapsen durch Lernprozesse ausgeht.

Der Gedanke eines inneren Zusammenhangs von Natur und Kultur liegt auch letztlich der Unterscheidung von notwendigen und Luxuskünsten zugrunde.<sup>61</sup> Die erste Phase der Kulturentwicklung ist nach Demokrit von der Not, vom Bedürfnis bestimmt, die zweite geht aus einem bereits bestehenden Überfluß hervor. Zumindest für den Anfang aller Kultur sind die elementaren natürlichen Bedürfnisse bestimmend. Für Aristoteles setzt sich die Entwicklung durch eine immer größere Befreiung von den elementaren Bedürfnissen fort. Er ergänzt das Schema Demokrits durch eine dritte Stufe: die Hinwendung zu den Künsten und Wissenschaften, zur zweckfreien *Theoria*. Als Produkt der Muße setzt die Wissenschaft die Befreiung eines kleinen Teils der Gesellschaft von produktiver Arbeit voraus, wie bei den Priesterschaften des Orients, speziell Ägyptens. Die Philosophie als Verkörperung der zweckfreien Theorie verhält sich zu den Künsten und Wissenschaften wie der Freie zum Sklaven: „denn sie allein ist um ihrer selbst willen da“. Als Betätigungs-

58 Physik II 8, 199 a 15 ff.

59 A. Leroi-Gourhan, *Milieu et techniques*, Paris 1945, 359, und dazu C. Castoriadis, *Durchs Labyrinth. Seele, Vernunft, Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1983, 203 ff.

60 Vgl. R. Müller, *Naturphilosophie und Ethik im antiken Atomismus*, in: *Menschenbild und Humanismus der Antike*, Leipzig 1980, 138 ff.

61 Vgl. R. Müller, *Die Entdeckung der Kultur*, 170 ff. Zu Aristoteles vgl. 242 f.

möglichkeit des freien Bürgers stehen für Aristoteles „prattēin“ (politisches Handeln) und „theorēin“ (zweckfreie Beschäftigung mit der Theorie) in Konkurrenz. Das „poiein“ (Hervorbringen) tritt in diesem Zusammenhang nicht in Erscheinung. Lukrez und Poseidonios haben die Einheit der Lebensbereiche und der Technai von der materiellen Kultur bis zu den hochentwickelten Wissenschaften und der Philosophie in ihrem umfassenden Konzept der Kultur wiederhergestellt.

Wie in der Natur will Herder auch in der Geschichte eine Gesetzmäßigkeit aufdecken. Der Begriff Naturgeschichte, auf die Geschichte des Menschen angewandt, dient dazu, Regelmäßigkeiten zu finden, die das Ganze als einheitlichen Prozeß verstehen lassen. Unter den Bedingungen seiner Zeit entstand auf diese Weise ein naturalistisches Geschichtsbild: „Die ganze Menschengeschichte ist eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte; Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit.“<sup>62</sup> Die wirkenden Kräfte der „Bildung“ (im Sinne der epigenetischen Konzeption) führen zu einer organischen Einheit, in der der Geschichtsprozeß sich analog zum Naturprozeß entwickelt und diesen vollendet. Der Gedanke der Einheit von Natur und Geschichte erhält seine spezifische Gestalt im Konzept der genetischen Kräfte. Dynamisch wirkende Kräfte konstituieren die Einheit eines universalen Entwicklungsprozesses, der sich in der Menschheitsgeschichte vollendet. Vervollkommnung als immanente Welttendenz und damit Tendenz der Menschheitsentwicklung ist Ziel eines Geschichtsprozesses, in dem sich organische Kräfte und Systeme aus Instabilität zur Stabilität, aus Unordnung zur Ordnung entwickeln. An diesem Prozeß sind alle Völker der Erde beteiligt. Der Fortschritt der Kultur drückt sich in der Vielzahl von Kulturen aus, deren jeweiliger Anteil unentbehrlich ist. Die Formen der Kulturentwicklung, der Ausbildung der Technai sind im Prinzip bei allen Völkern gleich. Die Aufklärung setzt die antike Tradition der Gesellschafts- und Kulturstufen mit ihrer Anknüpfung an das Drei- bzw. Vier-Stufenschema fort, an das Adam Smith, Turgot, Rousseau u.a. sich anschließen und das zum Gemeingut der Geschichtsbetrachtung geworden ist.<sup>63</sup>

Gegenüber einem zunächst als statisch verstandenen Klima wird die Potenz des Menschen wirksam: daß er „auch darin zum Herrn der Erde gesetzt sei, daß er es (sc. das Klima) durch Kunst ändere“.<sup>64</sup> Die emphatische Vorstel-

62 Sämtliche Werke 14, 145. Vgl. H.D. Irmscher, Aspekte der Geschichtsphilosophie Johann Gottfried Herders, in: M. Heinz (Hrsg.), Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus, Amsterdam, Atlanta 1997, 5 ff.

63 Vgl. R.L. Meek, Social science and the Ignoble savage, Cambridge 1976, 68 ff. , 99 ff.

64 Sämtliche Werke, 13, 272.



lung vom Menschen als Herr der Erde gewinnt konkrete Gestalt im Gedanken der Rückwirkung auf die Selbstformung des Menschen: „Europa war vormals ein feuchter Wald und andre jetzt kultivierte Gegenden waren nicht minder: es ist gelichtet und mit dem Klima haben sich die Einwohner selbst geändert.“<sup>65</sup> Wir hatten bereits in anderem Zusammenhang darauf zu verweisen, daß Herders Begriff des Klimas so weit ausgeweitet ist, daß er in moderner Diktion dem eines biosozialen Milieus gleichkommt.<sup>66</sup>

Hier nun treten die „mechanischen Künste“, anders als im Pamphlet von 1774, in ihrer vollen Wirkung in Erscheinung. Diese Künste sind mit der menschlichen Existenz von Anfang an verbunden. Herder steht unter dem Eindruck des Satzes von Ferguson, daß die Kunst selbst dem Menschen eigentümlich, daß er ein Kunstwesen sei, das auch sich selbst hervorgebracht hat.<sup>67</sup> Es ist bemerkenswert, wie er den Zusammenhang zum anthropologischen Merkmal des aufrechten Ganges herstellt, in einem kausalen Verhältnis, das die geistige Struktur des Menschen mit der körperlichen Konstitution verbindet. Es ist eine bis heute gültige Genealogie, die an antike Gedanken vielfältiger Art anzuknüpfen vermag: „Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände; Werkzeuge der feinsten Handierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. Helvétius hat so fern Recht, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen ...“,<sup>68</sup> Die Metaphorik des „Tastens nach neuen Ideen“ stellt weitreichende Beziehungen zwischen dem physischen Akt des „Handierens“ und den ihn begleitenden und ermöglichenden geistigen Prozessen her. Der aufrechte Gang selbst erscheint als der Weg zur „Künstlichkeit“ der menschlichen Existenz: „Mit dem aufgerichteten Gang wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf: denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernet, wird er eingeweiht, alle zu lernen und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden.“<sup>69</sup>

65 Sämtliche Werke, 13, 272.

66 Montesquieu über Umwelt und Gesellschaft – die Klimatheorie und ihre Folgen, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 80, 2005, 28 ff.

67 Ferguson, Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, 103 f. (s.oben).

68 Sämtliche Werke 13, 137. Zur Rolle der Hand in der anthropologischen Deutung der Antike R. Müller, Der Mensch in der antiken Evolutionstheorie, 51 ff.; vgl. K. Gross, Lob der Hand im klassischen und christlichen Altertum, Gymnasium 83, 1976, 423 ff. Aus der Sicht der modernen Forschung F. Klix, Erwachendes Denken. Zur Entwicklungsgeschichte der menschlichen Intelligenz, 3. überarb. und erw. Aufl., Berlin 1985; A. Leroi-Gourhan, Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, Frankfurt a.M. 1980; Frank R. Wilson, Die Hand – Geniestreich der Evolution. Ihr Einfluß auf Gehirn, Sprache und Kultur des Menschen. Aus dem Amerik. von H. Kober, 3. Aufl., Stuttgart 2001.

Es ist interessant, wie Herder die Rolle der Künste und Wissenschaften in seiner menscheitsgeschichtlichen Darstellung verfolgt. Es gibt für ihn keinen Zweifel an deren asiatischer Herkunft, wie er auch in seiner monogenetischen Auffassung im Anschluß an Buffon von der Abstammung der gesamten Menschheit aus dem zentralen Asien ausgeht. Herder beruft sich auf Antoine-Yves Goguet's Werk „De l'origine des loix, des arts et des sciences; et de leurs progrès chez les anciens peuples“ (1758), von dem er sagt daß es „als Zeugnisführendes ... Werk in aller Händen“ sei<sup>70</sup>, wenn er nützliche und schöne Künste z.B. in Persien und Indien, die Regierungsformen als „schwerste Kunst der Kultur“ in China, in Tibet und am Euphrat und Tigris, die Kosmogonien in Indien, Tibet, Chaldäa und Ägypten in ihren Anfängen betrachtet. So sind auch die Ursprünge der handwerklich-technischen Künste in Asien verwurzelt und spielen dann in Griechenland und Rom ihre unentbehrliche Rolle im Geschichtsprozeß. Die frühen Kulturen sind noch immer vom Klima stark geprägt, auch wenn die unmittelbare Naturabhängigkeit aufgehoben ist. Erst im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit erfolgt nach Herders Auffassung der Umschlag, der die Technik zu einem entscheidenden *Movens* des Geschichtsprozesses macht.<sup>71</sup> Fortschritt wird zu einem wesentlichen Teil als Fortschritt der Entdeckungen und Erfindungen verstanden. Im vollen Maße gilt das von der Neuzeit: die Magnetnadel, das optische Glas, das Schießpulver, das Papier, der Buchdruck sind wiederum die herausra-

69 Sämtliche Werke, 13, 137. Der Topos von der aufrechten Gestalt als dem wesentlichen Anthropinon ist in der antiken Philosophie vor allem ein Bestandteil metaphysischer Einordnung in den Kosmos: Bei Aristoteles der Mensch als Wesen, das für die Erkenntnis des Göttlichen bestimmt ist (Tierkunde I 15, 494 a 26 ff.; Über die Teile der Tiere IV 10, 686 a 25 ff.); im Rahmen der Stoa der Mensch als Betrachter des Himmels, dem Ort seiner göttlichen Verwandtschaft (Cicero, Über die Gesetze I 28, Über das Wesen der Götter II 40; Seneca, Über die Muße 5, 3-4). Während Rousseau noch zwischen der Deutung des Menschen als bestorganisiertes Wesen und Ansätzen einer Mängeltheorie schwankt (R. Müller, Anthropologie und Geschichte, 56), finden wir bei Herder den aufrechten Gang als Element einer neuen Anthropologie, die die Freistellung der Hand zum Ausgangspunkt weitreichender Konzepte macht. Auch dieser Ansatz ist in der Antike bei Poseidonios vorgebildet: Die Auffassung, daß die Hand den Mund entlastet für die artikulierte Lautsprache (bei Gregor von Nyssa, *De hominis opificio*, c. 8), vgl. R. Müller, *Zur Anthropologie der Spätantike*, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 18, 1997, Bd. 3, 121 ff.

70 Sämtliche Werke, 13, 410. Wichtig war auch G.-Th. Raynal, *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes*, ungeachtet der negativen persönlichen Eindrücke, die Herder von Raynal bei einem Besuch in Weimar gewonnen hatte. Vgl. Pross, in: Herder, Werke, III 1, 849; M. Fontius, *L'histoire des deux Indes de Raynal vue par les Allemands*, *Studies on Voltaire and the eighteenth century* 286, 1991, 155 ff.

71 Pross, in: Herder, Werke, III 1, 1004 f.

genden Beispiele. Die Städte des modernen Europa erscheinen als „gleichsam stehende Heerlager der Kultur“. Gilden und Zünfte sind die Schulen der Erfindungen.<sup>72</sup> Die Vielfalt der geographischen Struktur, der Reichtum des antiken Erbes, die Leistungen des Dritten Standes bilden die Voraussetzung für die zunehmende Ausstrahlung Europas in alle Welt.<sup>73</sup>

Die Geschichte der Erfindungen fasziniert Herder. Der Erfinder ist für ihn eine Verkörperung menschlicher Leistungsfähigkeit überhaupt: „Aber der, in dessen Seele sich eigne Gedanken erzeugen und einen Körper sich selbst bilden, ... er, dem es gelingt, die Natur in ihrer Schöpfungsstätte zu belauschen, neue Merkmale ihrer Wirkungen auszuspähen und sie durch künstliche Werkzeuge zu einem menschlichen Zweck anzuwenden; er ist der eigentliche Mensch und, da er selten erscheint, ein Gott unter den Menschen.“<sup>74</sup> Es ist ungeachtet der emphatischen Rede ein sehr modernes Denken, das sich hier äußert. Es scheint aber auch nicht verfehlt, an die griechische Auffassung vom „*Protos heures*“ zu erinnern, den ersten Erfinder, der in den Anfängen ein Gott oder doch wenigstens ein Halbgott, ein Heros, ist.

Herder hat in modernem Geist auch über den sozialen Kontext der Erfindungen nachgedacht und in ihnen einen entscheidenden Beitrag zur Verbesserung der Lage der Menschen gesehen: „Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigentum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet; mithin notwendig der Grund zu einer weitem Kultur und Humanität gelegt worden.“<sup>75</sup> Die *Techne* ist ein gesellschaftliches Phänomen und als solches Bedingungen unterstellt, die niemals ihre Ambivalenz vergessen lassen: „Künstliche Übermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volk ohne ordnende Gesetze, sind dergleichen tödende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln.“<sup>76</sup> Nicht gerade ein Aufruf zur revolutionären Tat, aber doch ein Zeugnis für die soziale Verantwortung eines Denkers, der weit davon entfernt ist, ein blinder Anbeter technischen Fortschritts zu sein. Die Ambivalenz führt aber auch nicht zur Absage an den technischen Fortschritt, wie ein berühmtes, viel zitiertes Beispiel zeigt: „Das scharfe Messer in der Hand des

72 Sämtliche Werke, 14, 486 f f.

73 Vgl. Graber, Selbstreferenz und Objektivität, 183 f.

74 Sämtliche Werke, 13, 369 f.

75 Sämtliche Werke, 14, 242.

76 Sämtliche Werke, 14, 241.

Kindes verletzt dasselbe; deshalb ist aber die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste.“<sup>77</sup>

Neben Rousseau ist Herder einer der frühesten Vertreter einer Kulturkritik<sup>78</sup>, die ihre Maßstäbe an der Entfaltung der menschlichen Potenzen im Geschichtsprozeß findet. Bei beiden Denkern wird der Gedanke der Ambivalenz der Werte unvermeidlich. Die Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten im Sinne der Erfüllung der Gattungspotenzen findet ihre unerläßliche Ergänzung im Bewußtsein der Verantwortung für das Ganze der Gesellschaft, ja der menschlichen Gattung. Die einseitige Sichtweise von einer grundsätzlichen Kulturfeindschaft Rousseaus wird zunichte, wenn man die konkreten Gegenstände seiner Kritik, die Perversionen im Lebensstil der modernen Gesellschaft, Luxuskonsum und parasitären Reichtum, der aus Kriegen gezogen wird, in ein richtiges Verhältnis zu seinem Bild vom Menschen rückt, dessen Natur nicht ein für allemal festgelegt ist (schon gar nicht durch eine Art von „Naturzustand“), sondern sich wandelt. So kann auch bei Herder die Kritik an kolonialer Expansion, Ausbeutung der unterworfenen Völker, despotischer Machtausübung nicht über seine am Ideal der Humanität orientierte Erwartung eines Fortschreitens der Menschheit hinwegtäuschen. Im Lichte unserer Erfahrung mag das als eine zweifelhafte Hoffnung erscheinen, da sich die destruktiven Tendenzen in der Entwicklung der Technik selbst potenziert haben. So stellt sich die Frage nach dem Preis des Fortschritts heute schärfer denn je, der Gedanke gesellschaftlicher Verantwortung und ihrer Wahrnehmung im politischen Handeln wird dringlicher als je zuvor.

Für Herder ist die Frage Rousseaus, „was Künste und Wissenschaften zur Glückseligkeit der Menschen getan oder wiefern sie diese vermehrt haben?“, nicht eindeutig zu beantworten. Mit den Erfahrungen unserer Zeit verstehen wir es gut, wenn Herder die großen Erfinder der Menschheit apostrophiert: „Boten des Schicksals also, ihr Genien und Erfinder, auf welcher nutzbarge-

77 Sämtliche Werke, 14, 241.

78 Zu Rousseau vgl. R. Müller, *Anthropologie und Geschichte*, 233 ff. Die Kulturkritik Rousseaus speist sich aus der Erfahrung der zerstörerischen gesellschaftlichen Kräfte der eigenen Zeit. Sie hat aber grundsätzlichen Charakter. Einerseits wird die Entwicklung der technischen Potenzen als unerläßliche Voraussetzung für die Entfaltung der Wesenskräfte in ihrer anthropologischen Bedeutung erkannt. Triebkraft des historischen Fortschritts ist der für die Selbsterhaltung unerläßliche amour-propre, der zugleich die entscheidende Quelle der zerstörerischen Kräfte ist. So steht am Ende nicht die Ablehnung der kulturellen Entwicklung, sondern die Erkenntnis ihrer Ambivalenz mit ihren Konsequenzen für die Zukunft: „Wir wollen zeigen, wie vollendete Kunst jene Übel beseitigt, die unfertige Kunst der Natur zugefügt hat“ (*Contrat social*, III 288) und dazu R. Müller, *Anthropologie und Geschichte*, 266 f.

fährlichen Höhe übet ihr euren göttlichen Beruf.“<sup>79</sup> Es reichten bereits die Erfahrungen einer noch unentwickelten modernen Gesellschaft im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert zur Einsicht in das Prinzip der Ambivalenz, das für Herder bedeutet, die historische Entwicklung dem Gesamtgefüge „der obern Haushaltung Gottes mit unserm Geschlecht“<sup>80</sup> anheimzustellen.

Aber Zweifel und Skepsis sind nicht das letzte Wort Herders. Auch mit seinen Überlegungen zur Technik nimmt er eine wichtige Stellung in der Entwicklung der Anthropologie, Kulturtheorie und Geschichtsphilosophie ein. Er kannte nicht nur die Texte seiner Vorläufer von Protagoras über Bacon bis zu Diderot genau. Was er in seinem Pamphlet von 1774 so merkwürdig unterschätzt hatte, wird zu einem zentralen Gesichtspunkt einer neuen Kulturtheorie: „Schon Bacon hat eine Erfindungskunst gewünscht: da die Theorie derselben aber schwer und doch vielleicht unnütz sein würde, so wäre vielmehr eine *Geschichte der Erfindungen* das lehrreiche Werk, das die Götter und Genien des Menschengeschlechts ihren Nachkommen zum ewigen Muster machte ... Vielleicht ist keine Geschichte, die so augenscheinlich die Regierung eines höhern Schicksals in menschlichen Dingen zeigt, als die Geschichte dessen, worauf unser Geist am stolzesten zu sein pflegt, der Erfindung und Verbesserung der Künste.“<sup>81</sup> Was den ersten Satz über Bacon betrifft, so war mit Beckmanns 1777 erschienener „Anleitung zur Technologie“ bereits ein Weg zur Erfüllung solcher praktischen Erfordernisse gewiesen. Herder hatte nicht die Kompetenz für eine solche Theorie im Dienste der Praxis, wohl aber für die historische Einsicht in die Bedingungen ihrer gesellschaftlichen Realisierung und den Umgang mit ihren Errungenschaften im Geiste der Humanität, d.h. der Selbstverantwortung des Menschen für seine Existenz.

---

79 Sämtliche Werke, 13, 372 f.

80 Sämtliche Werke, 13, 374.

81 Sämtliche Werke, 13, 368 f.

Jörg Roesler

**Dialog, Monolog und Wohlfahrtsstaat.  
Zur Realisierung von Eigeninteresse der herrschenden Eliten und  
Interesse des Volkes in Deutschland in den vergangenen 60 Jahren**

Vortrag in der Klasse für Sozial- und Geisteswissenschaften am 20. April 2006

**Notwendige Vorbemerkungen**

*Erstens* stellt die folgende Analyse einen Versuch dar, mit Hilfe einer bestimmten Darstellungsmethode, in der die Verwendung der Begriffe Monolog und Dialog eine wesentliche Rolle spielt, für die deutsche Nachkriegsgeschichte bis zum Anschluss der DDR an die Bundesrepublik und darüber hinaus einen roten Faden zu finden. Dabei erweisen sich die unter den Bedingungen der Teilung und des Kalten Krieges in der DDR wie die in der BRD entwickelten Interpretationsmuster für die Entwicklung bei sich selbst und beim Nachbarn als unzureichend. Wesentliche historische Ereignisse der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Nachkriegszeit lassen sich weder daraus erklären, dass es in der DDR ein Repressionsregime gab, dass keine andere als die aus den Zielstellungen des Stalinismus/Poststalinismus resultierenden Entwicklungen zuließ (Westinterpretation). Ebenso wenig lässt sich die Wirtschafts- und Sozialpolitik der Bundesregierungen auf das „Durchstellen“ der Interessen der Wirtschaftsmonopolunternehmen reduzieren (Ostinterpretation).

*Zweitens* hat die in der Zeit der deutschen Teilung jahrzehntelang geübte und nach der Vereinigung fortgesetzte getrennte Behandlung der Geschichte beider deutscher Staaten dazu geführt, dass eine ganze Anzahl sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeiten nur auf den einen Staat – die ostdeutsche Diktatur – bzw. den anderen Staat – die westdeutsche Demokratie – angewandt wurden. Für die Behandlung gleicher bzw. ähnlicher Probleme in beiden deutschen Staaten, für eine vergleichende Betrachtung der Reaktion der Regierenden bzw. der Bevölkerung auf diese Probleme ist aber die Verwendung einheitlicher Begriffe unumgänglich. Um Missverständnisse beim Leser zu vermeiden, wird einleitend die für die Behandlung des Themas notwendige, teilweise vom Üblichen abweichende von mir gewählte Begriffsbildung erst

näher erläutert, bevor das eigentliche Thema behandelt werden kann.

Erklärungsbedürftig ist zunächst einmal die von mir vorgenommene Verwendung der Begriffe Dialog und Monolog.

Unter *Monolog* wird im Folgenden der Prozess der Zielfindung *innerhalb* der administrativen Elite (ein noch näher zu erläuternder Begriff) und der Prozesse der Ausformulierung eines wirtschafts- und sozialpolitischen Konzepts – nur darum soll es im Folgenden gehen – ohne explizite oder implizite Berücksichtigung der aktuellen Meinung breiter Bevölkerungskreise verstanden.

Von *Dialog* wird im Folgenden dann gesprochen, wenn es dem Volk gelingt, seine substanziellen Vorstellungen in die Formulierung der wirtschafts- und sozialpolitischen Ziele durch die administrative Elite einzubringen. Gleichzeitig werden die Volksmassen dabei einen wesentlichen Teil der politischen Vorstellungen der administrativen Elite, die nicht unmittelbar ihr substantielles Interesse berühren, zu akzeptieren haben. Dabei ist es für unsere Betrachtung sekundär, ob der Dialog auf der Grundlage mehr oder minder institutionalisierter Aktivitäten (z.B. über Wahlen, Volksbefragungen bzw.-initiativen, Gesetzesreferenden, überbetriebliche Mitbestimmung, Meinungsumfragen, Berichte über „Stimmungen und Meinungen“, Eingaben), oder auf dem Wege informeller Aktivitäten (Verweigerung der Teilnahme an von den Eliten für alle vorgeschriebenen „Veranstaltungen“, z.B. Wahlen, Demonstrationen, Steuerzahlungen, Verlassen des Landes, politische Streiks bis zum Generalstreik und andere Arten zivilen Ungehorsams) zustande gekommen ist. Ebenso als sekundär betrachtet wird die Frage, ob der Übergang vom Monolog zum Dialog und die Einhaltung des Dialogs aus gewonnener tieferer Einsicht der administrativen Elite herrührt oder ihr von der Bevölkerung durch Protestaktionen, d.h. durch die „Straße“ aufgezwungen wurde, ob das Volk die Ziele der administrative Elite aus Einsicht oder aus Wissen um deren relative Stärke akzeptiert. Die Formulierung der Politik gestaltenden Ziele setzt im Falle des Dialogs immer eine Konsensbildung zwischen administrativer Elite und Volk voraus. Entscheidend für die folgende Betrachtung ist, dass es nicht ein verbalen Dialog, sondern um durch gegenseitige Zugeständnisse erreichte reale Kompromisse geht. Der gefundene und befolgte Konsens wird auch als ungeschriebener Gesellschaftsvertrag bezeichnet, der sowohl im Osten<sup>1</sup> als auch im Westen Deutschlands<sup>2</sup> anzutreffen war oder auch als Klassenkompromiss.

1 Vgl. Th. Roethe, Arbeiten wie bei Honecker, leben wie bei Kohl. Ein Plädoyer für das Ende der Schonfrist, Frankfurt/Main 1999, S. 34.

2 Vgl. J. Bruhn, Raubzug der Manager oder die Zerstörung des Sozialstaates, Hamburg 2005, S. 86.

Keineswegs prinzipiell ignoriert, aber im Detail weitgehend ausgeklammert wird in der folgenden Betrachtung, dass es auch einen Dialog zwischen beiden Teilen Deutschlands gab, sowohl auf der Ebene der administrativen Eliten als auch eine Verständigung auf der Ebene des Volkes. Dieser Dialog war gekennzeichnet durch Magnettheorie und „Ein- und Aufholprogramme“ auf der einen Ebene und durch die Entwicklung eines gesamtdeutschen Konsumbewusstseins auf der anderen Ebene. In der folgenden Untersuchung spielt dieser Dialog insofern eine Rolle, als die administrativen Eliten in beiden deutschen Staaten sich über Jahrzehnte mit Blick auf den anderen Teil Deutschlands bewusst waren, dass ihre Politik letztendlich nicht alternativlos war.<sup>3</sup>

Mit *administrativer Elite* wird im Folgenden diejenige Fraktion der politischen Klasse bezeichnet, die zu einem gegebenen Zeitpunkt die Macht ausübt, *unabhängig* davon, auf welche Weise deren Herrschaft legitimiert ist. Nicht im Detail beantwortet werden kann im Rahmen dieses Aufsatzes die Frage, ob die administrative Elite vorrangig ihr eigenes Interesse vertrat – eine Vision zu verwirklichen und/oder an der Macht zu bleiben – oder hauptsächlich die Interessen eines anderen Teils der Elite – z.B. die der Wirtschaftselite – durchsetzte.

Als das *Volk* wird in Folgendem jener Teil der Bevölkerung bezeichnet, der sich ob sie nun heute Arbeitnehmer oder selbständige Mittelständler genannt werden, ob sie Arbeiter oder Angestellte in Stellung sind oder arbeitslos, ob sie in Parteien oder Gewerkschaften organisiert sind oder auch nicht. Nur ein Teil des Volkes, der aber die administrative Elite stets auch durch seine große Zahl beeindruckte, beteiligte sich aktiv (bzw. durch passiven Widerstand) an der Einforderung des Dialogs.

Als *ideologische Ziele* werden im Folgenden solche bezeichnet, die unmittelbar, und ungefiltert durch die konkreten Bedingungen aus den jeweiligen ordnungspolitischen Vorstellungen (z.B. aus den Grundlehren des Neoliberalismus bzw. aus denen der sowjetischen Planwirtschaft) abgeleitet sind, also die „reine Lehre“ widerspiegeln.

Als *substanzielle Ziele* werden im Folgenden solche bezeichnet, die sich aus den Grundbedürfnissen der Bevölkerung nach angemessener Ernährung, Kleidung, Wohnung und nach einem Arbeitsplatz, nach Verminderung der

3 Vgl. dazu die den wechselseitigen Bezugnahmen gewidmeten Abschnitte in: J. Roesler, Momente deutsch-deutscher Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1945 bis 1990. Eine Analyse auf gleicher Augenhöhe, Leipzig 2006, S. 52–55, 91–99, 126–139, 164–171, 198–203, 214–218.



„Schweißauspressung“ über Leistungslohn und lange Arbeitszeiten sowie nach sozialer Sicherheit ableiten lassen. Bei Realisierung dieser Ziele spricht man im Allgemeinen vom Wohlfahrtsstaat.

Mit *dualer Welt* ist hier die Zeit der Existenz zweier Weltsysteme gemeint, von denen jedes für sich in Anspruch nahm, jeweils das einzig richtige zu sein und die aus diesem Anspruch einen – nur durch das militärische Gleichgewicht gezügelten – Missionierungsdrang entwickelt haben. Dieser Anspruch wurde bekanntlich in den 1950er Jahren, der hohen Zeit des Kalten Krieges, mit anderen Mitteln und Methoden verfolgt als in den Jahren, in denen die Entspannung dominierte (1970er und 1980er Jahre).

### **1. Die Formulierung der ordnungspolitischen Ziele durch die administrativen Eliten und die wirtschaftspolitischen Vorstellungen der Bevölkerung nach 1945**

Mitte 1948, etwa zum Zeitpunkt der Währungsreformen in den Westzonen bzw. der SBZ, hatte sich innerhalb der administrativen Elite in Westdeutschland das Ziel der Einführung einer freien Marktwirtschaft im Rahmen eines bürgerlich-demokratischen Staates durchgesetzt.<sup>4</sup> Personifiziert war dieses Ziel in seiner ordnungspolitischen Dimension durch Ludwig Erhard, dem Wirtschaftsdirektor des Verwaltungsrates der Bi- und bald auch der Trizone. In Ostdeutschland hatte sich dagegen – teilweise noch im offenen Meinungsstreit – in Abkehr vom antifaschistisch motivierten ordnungspolitischen Konsens der Nachkriegszeit, Planung zu betreiben, aber den Markt nicht auszuschließen, im Bereich der Ordnungspolitik die Auffassung durchgesetzt, dass der Wiederaufbau nur mit Hilfe einer direktiven Planwirtschaft (sowjetischen Typs) auf der Grundlage des demokratischen Zentralismus in Wirtschaft und Politik erfolgreich verwirklicht werden könne.<sup>5</sup> Personifiziert wurde diese Zielstellung durch Walter Ulbricht. Beide Konzeptionen waren zustande gekommen mit Hilfe und Zutun der jeweiligen Besatzungsmächte, im Falle der SBZ der sowjetischen. In den Westzonen waren die Auffassungen, Haltungen und Eingriffe des Militärgouverneurs der amerikanischen

4 „In der öffentlichen Argumentation wurde allerdings von Anfang an ‚der Begriff der ‚freien Wirtschaft‘ oder ‚liberalen Marktwirtschaft‘ peinlich vermieden. Man sprach von einer ‚sozial gesteuerten‘, sozial verpflichteten‘ oder ‚sozial gebundenen‘ Marktwirtschaft“ (G. Ambrosius, Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft in Westdeutschland 1945–1949, Stuttgart 1977. S. 196).

5 Vgl. J. Roesler, Die Haltung der ostdeutschen Parteien zur Planwirtschaft und Marktwirtschaft 1945–1949, in: Deutsche Studien, 112/1991.

Zone, General Clay, der in Westdeutschland „ein orthodox amerikanisches System des freien Unternehmertums einzuführen“<sup>6</sup> gedachte, für die Durchsetzung der Marktwirtschaftsvariante ausschlaggebend.<sup>7</sup>

In den ersten drei Nachkriegsjahren nahmen auch im deutschen Volk Vorstellungen von den Zielen einer Nachkriegswirtschaft Gestalt an. Diese waren in Ost und West sehr ähnlich: Die Anstrengungen der Entrümmung und des Wiederaufbaus war man bereit auf sich zu nehmen – für die Wiederherstellung des Wohlfahrtsniveaus der „Friedenszeit“. Als selbstverständlich angesehen wurde das Wiederknüpfen des sozialen Netzes jener besseren Zeit. Konstitutives Ziel war eine niedrige Arbeitslosigkeit. Wünschenswert war ein Ende der Akkordlöhnerie. Auf keinen Fall durfte sich noch einmal wiederholen, was in der Weltwirtschaftskrise geschehen war: Abbau der Beschäftigung in großem Maßstab, begleitet von Kürzungen des Lohnes, der Arbeitslosenunterstützung und anderer Sozialleistungen. Diese, aus der Situation der Nachkriegsnotzeit heraus geborenen, bescheidenden Ziele wurden später erweitert mit Blick auf das quantitativ und vor allem qualitativ steigende Konsumgüterangebot – vom Auto bis zur Waschmaschine. Außerdem kamen Forderungen nach Verdichtung und Ausdehnung des Netzes der sozialen Sicherheit hinzu. Auf keinen Fall aber sollte es zu einem Abbau des einmal erreichten Versorgungsniveaus kommen.<sup>8</sup>

Diese substanziellen Ziele standen *neben* den ideologischen, prinzipiell aber nicht konträr zu ihnen. Nach Auffassung von Erhard war angesichts der hohen Leistungsfähigkeit der Marktwirtschaft die Wirtschaftspolitik die beste Sozialpolitik, da eine Förderung der Investitionsbereitschaft der Unternehmen Arbeit brächte und im Wettbewerb um die knapper werdenden Arbeitskräfte später auch höhere Löhne gezahlt werden würden.<sup>9</sup>

Ebenso waren die Verfechter der Planwirtschaft davon überzeugt, dass die Ergebnisse hohen Wachstums unter den Bedingungen der volkseigenen Wirtschaft unmittelbar, wenn auch nicht immer zeitgleich – unter Ulbricht galt dafür das Motto: „Wie wir heute arbeiten werden wir morgen leben“ – die beste Garantie für wachsenden Wohlstand des Volkes seien. Die administrativen Eliten in Ost und West glaubten also, die Forderungen des Volkes in den von

6 J. H. Backer, Die deutschen Jahre des Generals Clay, München 1983, S. 293 f.

7 Detaillierter zum Verhältnis von Clay und Erhard: A. C. Mierzejewski, Ludwig Erhard. Wegbereiter der Sozialen Marktwirtschaft. Biografie, München 2005, S. 115 f.

8 Zur Lage der Bevölkerung in den vier Besatzungszonen nach dem Kriege vgl. Ch. Kleßmann, Die doppelte Staatsgründung. Deutsche Geschichte 1945–1955, Bonn 1986, S. 46–52.

9 G. Ambrosius, Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft, S. 196, 200.

ihnen verkündeten ideologischen Zielstellungen (implizit) bereits genügend berücksichtigt zu haben.<sup>10</sup>

Im konkreten Geschichtsverlauf sollte sich jedoch über kurz oder lang die Durchsetzung der ideologischen Zielstellungen als konträr zu denen der substanziellen erweisen. Auf diese Momente, in denen es doch um die Priorität der einen bzw. der anderen Vorstellungen ging, soll zunächst etwas detaillierter eingegangen werden.

## **2. Die Auseinandersetzungen um den Vorrang von ordnungspolitischen bzw. substanziellen Zielen des Wirtschaftens 1948 (BRD) bzw. 1953 (DDR) unter den Bedingungen der dualen Welt**

In Übereinstimmung mit ideologischen Zielsetzungen, wie sie von ordoliberalen Wirtschaftstheoretikern entwickelt wurden, verkündete Erhard, Anhänger der freien Marktwirtschaft und freier Preise,<sup>11</sup> im Juni 1948 zeitgleich mit der Währungsreform auf der Grundlage des „Leitsatzgesetzes“ die Freigabe einer Vielzahl von Konsumgüterpreisen *und* behielt gleichzeitig die „Bewirtschaftung“ des Lohnes bei, d.h. er hielt den Lohnstopp von 1944 aufrecht. Durch diese Bevorzugung der Unternehmer sollte für die Unternehmen eine hohe und wachsende Gewinnrate gesichert und damit die Voraussetzung für Investitionen, die wiederum Arbeitsplätze und „Wohlstand für alle“ schaffen würden, geschaffen werden. Sein Konzept sah Erhard als alternativlos an.<sup>12</sup> Als Resultat der Aufhebung der Bewirtschaftung auf dem Gebiet der Ernährungswirtschaft stiegen in den Westzonen die Preise für viele Konsumgüter rasch an – generell und bezogen auf das zweite Halbjahr 1948 um 17%. Die Arbeitslosenzahl verdoppelte sich im gleichen Zeitraum auf eine Million.<sup>13</sup> Weitaus stärker als im Durchschnitt erhöhten sich die Preise für einige grundlegende Nahrungsmittel. Der Getreidepreis stieg laut „Spiegel“ bis Ende September um 20%, die Fleischpreise generell um 38%.<sup>14</sup> Besondere Verärgerung bei der Bevölkerung rief die Entwicklung des Eierpreises hervor, der sich zwischen Juli und Oktober 1948 von 35 auf 85 Pfennig erhöhte.

10 J. Roesler, Erst besser arbeiten, dann mehr essen, in: K. Pätzold/M. Weißbecker (Hrsg.): Schlagwörter und Schlachtrufe aus zwei Jahrhunderten deutscher Geschichte, Bd. 2, Leipzig 2002, S. 20.

11 D. Rosenfeld, Der Reformator, in: Der Tagesspiegel v. 30I 10.2005.

12 Vgl. W. Abelshauer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945, Bonn 2004, S. 162.

13 M. Schneider, Kleine Geschichte der Gewerkschaften. Ihre Entwicklung in Deutschland von den Anfängen bis heute, Bonn 2000, S. 260.

14 Der Spiegel 41/1948 S. 3.

Diese Preisentwicklung musste unter Beibehaltung des Lohnstopps zu einem drastischen Absinken der Reallöhne führen. Wegen Preistreiberei kam es in manchen westdeutschen Städten zu turbulenten Szenen. „Auf dem Münchener Wochenmarkt wurden den Händlern Gänse vom Tisch gerissen und in die Menge geschleudert. ... Eierkisten wurden umgestülpt und die Eier zertreten, bis schließlich das Überfallkommando anrückte.“<sup>15</sup> Erhards Antwort waren Erklärungen und Appelle mit dem Tenor „Gebt mir Zeit!“ Das war bestenfalls eine Erläuterung zum Monolog, nicht die Eröffnung eines Dialogs. Erhards implizite Bezugnahme auf die vom Urvater aller Wirtschaftsliberalen, Adam Smith, erzählte Metapher von der „unsichtbaren Hand“, die Eigennutz in Gemeinwohl zu verwandeln vermöge, dieses Gemeinwohl stärker befördere als ein direkt auf die Volkswohlfahrt ausgerichtetes Handeln, wollte die Bevölkerung der Westzonen nicht akzeptieren. Die folgenreichste Antwort auf Erhards Beharrungsvermögen waren die „Stuttgarter Vorfälle“ vom 28. Oktober 1948, durch die sich General Clay veranlasst sah, Panzer gegen Demonstranten einzusetzen<sup>16</sup> sowie der von den Gewerkschaften auf Druck der Arbeiterschaft ausgerufenen Generalstreik vom 12. November 1948 – mit über 9 Millionen Beteiligten die größte Streikaktion in der deutschen Nachkriegsgeschichte – der allerdings nur unter strengen Auflagen der besorgten Besatzungsmächte erlaubt worden war<sup>17</sup>. Demonstriert wurde in Stuttgart gegen „Wucher und Preistreiberei“, für „feste Verkaufspreise für notwendige Bedarfsartikel“, für einen „radikalen Kurswechsel der Frankfurter Wirtschaftspolitik“<sup>18</sup>. Ludwig Erhard, dessen Rücktritt ebenso gefordert wurde wie die Rückkehr zu festen Preisen und zu anderen Elementen der Planwirtschaft<sup>19</sup>, konnte sich aber u.a. dank der Unterstützung durch General Clay, der bei der US-Regierung zusätzliche wirtschaftliche Hilfsleistungen durchsetzte<sup>20</sup>, im Amt halten.

---

15 W. Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Von der Währungsreform bis zum Euro, Hamburg 1998, S. 62.

G. Ambrosius, Die Durchsetzung der sozialen Marktwirtschaft, S. 181.

Der Spiegel 41/1948, S. 3

16 S. Mielke/P. Rütters, Peter/ M. Becker (Bearbeiter): Gewerkschaften in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft 1945–1949 (Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert), Köln 1991, S. 67.

17 G. Beier, Der Demonstrations- und Generalstreik vom 12. November 1948, Frankfurt/Main 1975, S. 9.

18 Stuttgarter Zeitung vom 30.10.1948.

19 V. Hentschel, Ludwig Erhard. Ein Politikerleben, München 1996, S. 75–77.

20 L. D. Clay, Entscheidung in Deutschland, Frankfurt am Main 1950, S. 247.

Als für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Bundesrepublik bedeutsam erwiesen sich nicht so sehr das Ausmaß und die Art der Austragung der Auseinandersetzungen, sondern die Tatsache, dass in deren Gefolge ein Dialog zwischen administrativer Elite und Volk zustande kam. Erhard gab seine ordnungspolitischen Vorstellungen zwar nicht auf und wies die Forderungen nach Wirtschaftsplanung entschieden zurück, musste aber den Einwänden gegen seine Politik, soweit sie sich auf die Verschlechterung des Lebensstandards bezogen, akzeptieren und sah sich gezwungen, Abhilfe zu schaffen. Bereits wenige Tage nach den „Stuttgarter Vorfällen“ und noch vor dem angekündigten Generalstreik, am 3. November 1948, wurde der Lohnstopp aufgehoben.<sup>21</sup> Schon vor und vor allem nach dem 12. November 1948 wurde das „Jedermann-Programm“ aufgelegt. Es diente der Versorgung der Bevölkerung mit vordringlich benötigten Gütern des täglichen Bedarfs, vor allem mit Textilien und Schuhen, zu niedrig angesetzten, festgelegten Preisen.<sup>22</sup> Eine ähnliche Funktion wie das „Jedermann-Programm“ hatte der Verkauf von StEG-Gütern, d.h. Kleidern, Schuhen und anderen Waren aus beschlagnahmten Beständen der deutschen Wehrmacht und aus amerikanischen Heeresbeständen, die wie die „Jedermann“-Erzeugnisse verbilligt und zu vorgeschriebenen Preisen an die arbeitende Bevölkerung abgegeben wurden. „Auf diese Weise gelangten im Konsumgütersektor Anfang 1949 mehr als die Hälfte der Waren zu gebundenen Endverbraucherpreisen auf den Markt.“<sup>23</sup> Das Jedermann-Programm lief Anfang der 50er Jahre aus, das StEG-Programm Ende 1952<sup>24</sup>, d.h. erst zu einem Zeitpunkt, als sich dank des „Koreabooms“ die wirtschaftlichen Wachstumsraten in der BRD verstetigt hatten, die Löhne merklich gestiegen waren und der Abbau der noch immer hohen Arbeitslosigkeit einsetzte.

Die frühzeitige Aufhebung des Lohnstopps widersprach ebenso der wirtschaftsliberalen Vernunft, wie die eher aus Planwirtschaften bekannten Festpreise für Konsumgüter marktwirtschaftliche Grundsätze permanent verletzen. Seitens der westdeutschen administrativen Elite wurden diese Abstriche von der Verwirklichung ihrer ideologischen Ziele in Kauf genommen, nachdem sie sich – entsprechend nachdrücklicher Hinweise der Besatzungs-

21 W. Abelshäuser, *Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980*, Frankfurt/Main 1983, S. 53.

22 G.-O. Karnagel, *Jedermann-Programm*, in: W. Benz, (Hrsg.), *Deutschland unter alliierter Besatzung 1945–1949/55*, Berlin 1999, S. 353.

23 Ebenda, S. 351.

24 G.-O. Karnagel, *Staatliche Erfassungsgesellschaft für öffentliches Gut mbh (StEG)*, in: W. Benz, *Deutschland unter alliierter Besatzung*, S. 371.

mächte – dazu durchgerungen hatte, auf die substanziellen Ziele des Volkes Rücksicht zu nehmen, das ihnen – bei der nächsten im Kalten Krieg sich bietenden Gelegenheit, wie es zumindest lange Zeit schien – den Rücken kehren und zur anderen Seite überwechseln könnte, sofern dem Volkswohl nicht genügend Beachtung geschenkt würde. Clays wiederkehrende Furcht vor einer kommunistischen Machtergreifung in Westdeutschland ist in den 1949 erschienenen Memoiren seiner deutschen Dienstzeit noch ablesbar.<sup>25</sup> Das Volk honorierte diese Angebote seinerseits, in dem es nicht mehr gegen die – sozial werdende – Marktwirtschaft rebellierte und auf seine Forderung nach der Wiederaufnahme planwirtschaftlicher Regulierungen verzichtete.

Ähnliche Überlegung spielten auch für die administrative Elite in der DDR und innerhalb der sowjetischen Besatzungsmacht eine entscheidende Rolle, als die Arbeiter am 17. Juni 1953 streikten und auf die Straße gingen, um vor allem gegen eine seitens der Regierung verordnete Normenerhöhung und die von ihr angeordnete Verschlechterung der Kartenversorgung, die eine Senkung der Nominal- und Reallöhne bewirkten, zu protestieren. Die Gewissheit der administrativen Elite in der DDR, dass die Arbeiterschaft den angeblich beim Aufbau des Sozialismus notwendigen – tatsächlich vor allem aus sowjetischen Aufrüstungsaufgaben resultierenden – „Feldzug für strengste Sparsamkeit“ mittragen würde, hatte sich als Illusion erwiesen. Das Geschenk des Aufbaus des Sozialismus im östlichen Teil Deutschlands konnte das Volk nicht als Kompensation für über höhere Arbeitsnormen vermittelte Lohnkürzungen, und verschlechterte Versorgung mit Grundnahrungsmitteln und -dienstleistungen akzeptieren. Streiks und Demonstrationen waren die Antwort. Am 17. Juni wurden von den Protestierenden nicht nur Forderungen nach einem radikalen ökonomischen Kurswechselgestellt, sondern nachdrücklich auch der Rücktritt der DDR-Regierung und demokratische, gesamtdeutsche Wahlen gefordert.<sup>26</sup>

Ulbricht blieb zwar dank der Unterstützung der sowjetischen Besatzungsmacht im Amt, musste sich aber zum Dialog mit dem Volk bereit finden, die den Lebensstandard senkenden Normerhöhungen zurücknehmen und einen (von sowjetischer Seite bereits vorformulierten) „neuen Kurs“ verwirklichen. Dieser beinhaltete die rasche Erhöhung der Konsumgüterproduktion, verbun-

25 Vgl. Clay, Entscheidung, S. 324, 327.

26 Ch. Buchheim, Wirtschaftliche Hintergründe des Arbeiteraufstandes vom 17. Juni 1953 in der DDR, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 3/1990, S. 428; H. Stadland, Herrschaft nach Plan und Macht der Gewohnheit. Sozialgeschichte der Gewerkschaften in der SBZ/DDR 1945–1953, S. 486–493.

den mit Nominal- und Reallohnverbesserungen durch Erhöhung der Tariflöhne und Senkung der HO-Preise unter Umgehung des seit 1948 nachdrücklich propagierten „sozialistischen Leistungsprinzips“. Den neuen Kurs zu verwirklichen war nur möglich, wenn auch an der Doktrin vom vorrangigen Aufbau der Schwerindustrie deutliche Abstriche gemacht und der zum Gesetz erhobene Fünfjahrplan faktisch ad acta gelegt wurden.<sup>27</sup> Ungeachtet aller Zugeständnisse in Richtung der substanziellen Ziele des Volkes hielt Ulbricht an den ideologischen Zielen der administrativen Elite, an Planwirtschaft und dem Programm des „Aufbaus des Sozialismus“ fest. Dass das Volk der DDR dies akzeptierte, war Teil des Dialogs bzw. die andere Seite des ungeschriebenen Gesellschaftsvertrages von 1953.<sup>28</sup>

### **3. Die Durchsetzung der „Sozialen Marktwirtschaft“ (BRD) bzw. der „sozialen Planwirtschaft“ (DDR) während der 1950er Jahre**

Die Lehren von 1948 und 1953 haben die administrativen Eliten in Ost und West in der Folgezeit weitgehend beherzigt. Man blieb im Dialog, d.h. war bemüht, die eigenen ideologischen mit den substanziellen Zielen des Volkes in Einklang zu bringen. In der Bundesrepublik stieß diese Konsenspolitik, nachdem das „Wirtschaftswunders“ angelaufen war, ökonomisch auf keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr. Während Erhard im zweiten Halbjahr 1948 eine Erhöhung des Arbeitsgeberanteils am Volkseinkommen nur bei Verringerung des Arbeitnehmeranteils realisierbar schien, erlaubten die hohen wirtschaftlichen Wachstumsraten in den 1950er und bis zur Mitte der 1960er Jahren ein gleichzeitiges Ansteigen des Reallohnes der Arbeiter und Absinken der Lohnquote.<sup>29</sup>

Anfang der 1950er Jahre, solange sich das „Wirtschaftswunder“ noch nicht verstetigt hatte, wurde darüber hinaus der Konsens durch Extramaßnahmen „an der Marktwirtschaft vorbei“ aufrechterhalten. Dafür nur ein beachtenswertes Beispiel: Die Verabschiedung eines umfangreichen Wohnungs-

27 A. Steiner, Von Plan zu Plan. Eine Wirtschaftsgeschichte der DDR, München 2004, S. 80–82.

28 Die sich aus der gewählten Betrachtungsweise ergebende Fragestellung, warum die Einforderung des Dialogs durch das Volk in der DDR erst fünf Jahre später auf der Tagesordnung stand als in der Bundesrepublik, kann im Rahmen dieses Beitrages nicht beantwortet werden. Offensichtlich waren die objektiven und subjektiven Bedingungen für einen Dialog in der DDR – allen zur Zeit vorherrschenden Vorstellungen über die deutsche Nachkriegsgeschichte zum Trotz – zunächst, d. h. für eine Reihe von Jahren, günstiger.

29 J. Roesler, Der Relativlohn, Jürgen Kuczynskis Instrument zur Einschätzung der Lage der arbeitenden Klassen, 172/2005, S. 162ff.

bauprogramms durch den Bundestag im April 1950 war im Prinzip Parteienkonsens. Sie geschah fast einstimmig. Es war ein Programm, das, wie der Historiker der Bundesrepublik Thränhardt schreibt, „an den Bedürfnissen (d.h. nicht an der zahlungsfähigen Nachfrage – J. R.) orientiert war und stark sozialistische Züge trug.“<sup>30</sup>

Mit der planwirtschaftlichen Theorie und den Erfahrungen der Sowjetunion, d.h. mit den geltenden ideologischen Zielstellungen unvereinbar war auch das in der DDR 1956 aufgelegte Programm zur Entwicklung halbstaatlicher Betriebe im Bereich der Konsumgüter- und Exportindustrien. Es erlaubte, die Erfahrungen und das Engagement der privaten Unternehmer für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Bevölkerung in der DDR zu nutzen.<sup>31</sup> Da sich die administrative Elite der DDR nicht offiziell des Bruches des im „sozialistischen Lager“ geltenden Konsenses, dass die nach der Aneignung der „Kommandohöhen der Wirtschaft“ verbleibende private Wirtschaft so bald wie möglich verstaatlicht werden müsse, schuldig machen wollte, bezog die SED-Führung sich auf Experimente in China, wo Mao Tse-Tung die „Kompradorenbourgeoisie“ zwar liquidiert hatte, die „nationale Bourgeoisie“ aber in den sozialistischen Aufbau integrieren wollte.<sup>32</sup> Dass der Dialog mit dem eigenen Volk der Entscheidung für die Beibehaltung der „Privatinitiative“ im Konsumgütersektor der DDR eher zugrunde lag als das propagierte chinesische Vorbild, zeigte sich, als Mao in der Zeit des „Großen Sprungs nach vorn“ Ende der 1950er Jahre die Betriebe der nationalen Bourgeoisie verstaatlichte, während Ulbricht das Konzept des Zusammenspiels von staatlichen Betrieben und privaten „Betrieben mit staatlicher Beteiligung“ in den 1960er Jahren durch die Bildung von Erzeugnisgruppen weiter ausbaute.<sup>33</sup>

Den besten Indikator dafür, wie weit das Volk der DDR seine substanziellen Ziele, die seit Mitte der 1950er Jahre zunehmend im Vergleich mit dem Lebensstandard der Bevölkerung in der Bundesrepublik formuliert wurden<sup>34</sup>,

- 
- 30 D. Thränhardt, *Geschichte der Bundesrepublik Deutschland*, Frankfurt/Main 1996, S. 129.  
31 H. Hoffmann, *Die Betriebe mit staatlicher Beteiligung im planwirtschaftlichen System der DDR 1956–1972*, Stuttgart 1999, S. 54–61.  
32 W. Mussler, *Der kapitalistische Sektor in der Industrie als Problem der Übergangsperiode*, Berlin 1959, S. 99.  
33 J. Roesler, *Zwischen Plan und Markt. Die Wirtschaftsreform 1963–1970 in der DDR*, Freiburg i. Br./Berlin 1990, S. 87–98.  
34 J. Roesler, *Massenkonsum in der DDR: Zwischen egalitärem Anspruch, Herrschaftslegitimation und „exquisiter“ Individualisierung*, in: *Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 1/2005, S. 39.



in Ostdeutschland verwirklicht sah, lieferte die deutsche Ost-Westwanderung (bis zu einem gewissen Grade auch die weitaus geringer dimensionierte West-Ost-Wanderung). Als nach Überwindung der hohen Arbeitslosigkeit und mit wachsenden Wohlstand in den Jahren 1955–1957 die Zahl der Wirtschaftsflüchtlinge aus der DDR deutlich anstieg, entwarf Ulbricht – mit sowjetischer ökonomischer Rückendeckung – sein dann auf dem V. Parteitag im Februar 1958 verkündetes Programm, Westdeutschland im Pro-Kopf-Verbrauch (und in der Pro-Kopf-Produktion) bis 1961 einzuholen und zu überholen. Unter Verzicht auf eine strenge Beachtung des „sozialistischen Leistungsprinzips“ stiegen die Löhne an und verbesserte sich die Versorgung der Bevölkerung mit Konsumgütern deutlich. Die Lebensmittelkarten wurden abgeschafft.<sup>35</sup> Das Ergebnis war ein signifikanter Rückgang der Abwanderung der Arbeiterschaft, die ihre substanziellen Zielstellungen nun auch im Osten besser verwirklicht sah und die in den 50er Jahren die Masse der Ost-West-Migranten stellte.<sup>36</sup> Ein erneutes, allerdings rasches Ansteigen der Anzahl der Westwanderer war gemäß dieser Konstellation unvermeidlich, als Mitte des Jahres 1960 beim Volks berechnete Zweifel an der Einhaltung des „Ein- und Überhol“-Programmes aufkamen, dessen Scheitern einerseits an den Folgen Ulbrichtscher Sozialisierungsaktionen in der Landwirtschaft und (teilweise) im Handwerk, andererseits auf einen Rückzieher der in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratenen Sowjetunion von ihrem Beitrag zur Verwirklichung Konzeptes, die DDR zum attraktiven „Schaufenster des sozialistischen Lagers“ auszubauen, zurückzuführen war.<sup>37</sup>

Für die 1950er Jahre generell gesehen hatten die Aufnahme und die Beibehaltung des Dialogs der administrativen Eliten von BRD und DDR mit „ihrem“ Teil des deutschen Volkes zur Folge, dass sowohl die Marktwirtschaft (ab Mitte 1948 in der Politik stets in der Verbindung mit dem Adjektiv sozial genannt) als auch die Planwirtschaft stärker sozial verfasst wurden, als in den Vorstellungen der administrativen Eliten ursprünglich vorgesehen.

---

35 A. Kaminsky, *Illustrierte Konsumgeschichte der DDR*, Erfurt 1999, S. 25–27.

36 J. Roesler, Ursachen zu gehen, Gründe zu bleiben. Zu den Beweggründen für deutsch-deutsche Wanderungen in den 50er Jahren, in: *Bleiben oder gehen. Ein deutsches Problem.* (Schriftenreihe des Instituts für vergleichende Staat-Kirche-Forschung 16), S. 19–20.

37 A. Steiner, *Von Plan zu Plan*, S. 118–122.

#### 4. Versuche der administrativen Eliten in beiden deutschen Staaten zum Monolog zurückzukehren und deren Scheitern (1960er bis 1980er Jahre)

Als gegen Mitte der 1960er Jahre das Wirtschaftswunder in der Bundesrepublik zu seinem Ende kam und die Wachstumsraten sanken, war, wie Werner Abelshauer in seiner „Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik“ schreibt „Konsens nicht länger ein fast zwangsläufiges Produkt des wirtschaftlichen Erfolges; er musste organisiert und politisch gestiftet werden.“<sup>38</sup> 1948 war das Erhard nur unter dem Druck Clays gelungen. Seit 1963 war er als Bundeskanzler freier in seinen Entscheidungen und glaubte angesichts des erreichten Lebensstandards, den Dialog aufgeben und zum Monolog zurückkehren zu können. An das Volk ergingen seit 1965 Maßhalteappelle. Diese Politik verkündete er als alternativlos. Erhard wurde daraufhin so unbeliebt bei den einfachen Menschen wie seit 1948 nicht mehr. Als er, Adenauers „Wahlkampflokomotive“ während der 1950er Jahre, im Sommer 1966 anlässlich der Wahlen im größten Bundesland, Nordrhein-Westfalen, tourte, hörte ihm das Volk nicht mehr widerspruchslos zu. „Wo immer er hinkam, empfingen ihn Spruchbänder und Plakate mit abweisenden Parolen: 'Maßhalten, dann Maulhalten, dann Durchhalten.' ... Nirgendwo kam Erhard mit seiner Standardrede sehr weit, manchmal kaum über die Anrede hinaus. Dann Pfiffe, Zwischenrufe, Sprechchöre: ‚Erhard zurücktreten, Erhard weg.‘“<sup>39</sup>

Erhard focht dies nicht an. Er blieb beim Monolog. „Wenn das deutsche Volk nicht hören will, dann muss es eben fühlen.“<sup>40</sup> Die Führungen von CDU und CSU entschieden sich während des zweiten Halbjahres 1966 für die Fortsetzung des Dialogs mit dem Volk in einer großen Koalition zusammen mit der SPD und nahmen dafür ideologische Zugeständnisse gegenüber dem neuen Regierungspartner in Kauf, nahmen Abschied vom Ordoliberalismus und befürworteten den Paradigmenwechsel zur keynesianistischen Wirtschaftspolitik. Erhard wurde gestürzt. Die von Karl Schiller (SPD) unter dem Begriff „Globalsteuerung“ initiierte und von Finanzminister Josef Strauß (CSU) mitgetragene Wirtschaftsreform stellte wieder höhere Wachstumsraten und damit auch bessere Rahmenbedingungen für die Wiederaufnahme des Dialogs her und forderten ihn ein, in der Regel mit Hilfe der Gewerkschaften, notfalls aber auch durch „wilde Streiks“.<sup>41</sup>

38 W. Abelshauer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 292.

39 V. Hentschel, Ludwig Erhard, S. 621.

40 Ebenda, S. 616.

In der DDR waren die wirtschaftlichen Zuwachsraten bereits Anfang der 1960er Jahre bedenklich abgesunken. Einen Verzicht auf den Dialog glaubte sich Ulbricht, anders als zunächst die Mehrheit der administrativen Elite, jedoch auch nach der Errichtung der Mauer im August 1961 politisch nicht leisten zu können, ebenso wenig wie ein weiteres Absinken der für den Wettbewerb mit der Bundesrepublik wichtigen Investitionstätigkeit. Die zunächst innerhalb der administrativen Elite sehr skeptisch betrachtete gleichzeitige Bewältigung beider Aufgaben<sup>42</sup> gelang mit dem NÖS, einer Wirtschaftsreform, die bei den staatlichen Unternehmen liegende, in der stark zentralisierten Planwirtschaft bisher nicht genutzte Handlungsreserven offen legte und sie für wieder höhere und stabile wirtschaftliche Wachstumsraten nutzbar machte.<sup>43</sup>

Die Wirksamkeit der jeweiligen Reformen blieb in der Bundesrepublik und der DDR bis etwa Mitte der 1970er Jahre bestehen. Ausgelöst durch den ersten Erdölpreisschock vom November 1973 begann in beiden deutschen Staaten eine Periode langsameren wirtschaftlichen Wachstums, der in der Bundesrepublik 1974/75 und 1981/82 zeitweise zu „negativem Wachstum“ führte.<sup>44</sup> Das „goldene Zeitalter“ war in der Wirtschaft beider deutscher Staaten endgültig vorbei. Damit wurden auch die für ein Vierteljahrhundert in Deutschland gültigen Rahmenbedingungen für den Dialog zwischen administrativen Eliten und Volk, die durch hohe ökonomische Zuwachsraten im Ergebnis von Rekonstruktionsperiode und Fordismus gekennzeichnet waren, zunehmend außer Kraft gesetzt.

Grundsätzlich gab es als Antwort auf die veränderte Situation die Wahl zwischen vier Möglichkeiten:

*Erste Variante:* Die Wirtschaft musste erneut reformiert werden, um unter den veränderten weltwirtschaftlichen Bedingungen wieder ein passables Wirtschaftswachstum und damit die erprobten Rahmenbedingungen für einen Dialog zu erreichen. Der Abwahl von Bundeskanzler Helmut Schmidt und der Einsetzung der Regierung Kohl durch den Bundestag 1982 lag die Absicht zugrunde, die soziale Marktwirtschaft zu reformieren, vom Keynesi-

41 Th. Ellwein, Krisen und Reformen. Die Bundesrepublik seit den sechziger Jahren, München 1989, S. 40–47.

42 H. Wolf, Verhältnis von Ökonomie und Politik in der DDR – Möglichkeiten und Realitäten ihrer Entwicklung, in: L. Elm/D. Keller/R. Mocek (Hrsg.): Ansichten zur Geschichte der DDR, Bd. VI, Bonn/Berlin 1996, S. 127–128.

43 A. Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz- und Machtkalkül, Berlin 1999, S. 558–559.

44 W. Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 244–273; A. Steiner, Von Plan zu Plan, S. 178–191.

anismus zum Neoliberalismus, von der Nachfrage- zur Angebotsökonomie überzugehen. Wenn auch später die Jahre 1988/89 als „kleines Wirtschaftswunder“ gepriesen wurden – eine Rückkehr zu früheren Wachstumsraten brachte Kohls neoliberale Wende in der Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht zustande.<sup>45</sup> Auch in der DDR wurden in den 1980er Jahren erneut Wirtschaftsreformen eingeleitet, die durch Dezentralisierung und größere Eigenverantwortung der Kombinate neue Wachstumsreserven erschließen sollten. Diese „Reformen in kleinen Schritten“ blieben inkonsequent und fruchteten nicht.<sup>46</sup>

Die zweite Möglichkeit, den Dialog aufrecht zu erhalten, lief auf die fortgesetzte Berücksichtigung der substanziellen Ziele trotz ungünstiger Wachstumsbedingungen durch Umverteilung von Einkommen und Vermögen der Begüterten zugunsten der Masse der Bevölkerung, z.B. zwischen Wirtschaftselite und Arbeiterschaft, hinaus.

In der SBZ/DDR war dieses Mittel zeitweise, 1948/50 und 1952/53, massiv eingesetzt worden. In den 1970er/80er Jahren gab es in diesem Bereich kaum noch Reserven. Die Verstaatlichung der privaten und halbstaatlichen Unternehmen 1972 brachte vergleichsweise wenig<sup>47</sup>. In der Bundesrepublik hätten durch die Erhebung von „Reichensteuern“ erhebliche Mittel mobilisiert werden können. Darauf, selbst auf die – im Sinne der Steigerung der Einnahmen des Staatshaushalts – lukrative Schließung von Steuerschlupflöchern wurde jedoch in den 1970er und 1980er Jahren verzichtet. Der Verkauf des nicht unbeträchtlichen staatlichen Eigentums – des so genannten Tafelsilbers (von VW bis zum Telekommunikationssektor der Post) brachte jeweils nur einmalige Beiträge zum Haushaltsbudget, stellte somit keine dauerhafte Problemlösung dar.<sup>48</sup>

*Dritten Variante:* In Anpassung an die mittel- und langfristig niedrigeren Wachstumsraten waren die Verbesserung der Sozialleistungen und die Aufwärtsentwicklung des Lebensstandards zu verlangsamten bzw. in kritischen Zeiten sogar zu stoppen oder teilweise zurückzunehmen. Schon die Beendigung der Aufwärtsentwicklung, erst recht die Durchsetzung „sozialer Grau-

45 W. Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 351–358; W. Abelshauer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 446–448.

46 D. Cornelsen/A. Scherzinger, Eigenverantwortung und Kontrolle – der Zwiespalt in der Reformpolitik der DDR, in: DIW-Wochenbericht 21/1989, S. 237–243.

47 A. Arp, VEG. Vaters ehemaliger Betrieb. Privatunternehmer in der DDR, Leipzig 2005.

48 R. Zohlnhöfer, Die Wirtschaftspolitik der Ära Kohl. Eine Analyse der Schlüsselentscheidungen in den Politikfeldern Finanzen, Arbeit und Entstaatlichung, 1982–1998, Opladen 2001, S. 167–174.

samkeiten“ mussten vom Volk als Aufkündigung des Dialogs, als Rückkehr zum Monolog verstanden werden und auf Unverständnis bis Unwillen stoßen. Vor dieser Perspektive schreckten die administrativen Eliten der Bundesrepublik und der DDR (zunächst) zurück.

*Vierte Lösungsvariante:* Wenn es den administrativen Eliten nicht gelang, das Wirtschaftswachstum wieder (genügend) anzukurbeln und die Wirtschafts- und Finanzkraft der Landes durch Umverteilung von oben nach unten bzw. Entstaatlichung nicht erreicht werden konnte oder sollte, wenn man aber auch auf die Weiterverfolgung des Dialogs, d.h. auf die Akzeptierung der substanziellen Ziele des Volkes nicht verzichten wollte, blieb nur noch ein Weg: von Dritten borgen, d.h. Schulden machen. Den unterschiedlichen Umständen und Möglichkeiten entsprechend ging die administrative Elite der Bundesrepublik unter Schmidt und Kohl den Weg der inneren und die DDR unter Honecker den Weg der äußeren Verschuldung.<sup>49</sup>

Während es in der DDR nur in den 1970er Jahren gelang, den Prozess des Schuldenmachens einigermaßen zu beherrschen, konnte die Bundesrepublik – auch dank leichter Verbesserungen ihrer wirtschaftlichen Zuwachsraten Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre – noch einen gewissen Zeitraum über die Wiedervereinigung hinaus den Dialog durchhalten.<sup>50</sup>

In der DDR kam es Anfang der 80er Jahre zu einer Verschuldungskrise. Anders als Polen und Rumänien gelang es der DDR, ihre Zahlungsfähigkeit zwar aufrecht zu erhalten<sup>51</sup>, aber um den Preis der Aufgabe des Dialogs mit dem Volke in wesentlichen Teilen. Die zur Schuldenverringering eingeschlagene (bis 1986 auch erfolgreiche) Politik des „Exportüberschusses im Westhandel um jeden Preis“ führte nicht nur zu drastischen Importkürzungen an den in der Bevölkerung begehrten Westwaren, sondern auch zu deutlich verringerter Investitionen in den Konsumgüterindustrien (einschließlich des Verzicht auf den Aufbau von neuen Fertigungslinien für z.B. Videorekorder und Spülmaschinen).<sup>52</sup> Die administrative Elite der DDR entwickelte erneut einen Monolog, der in etwa lautete, dass das Volk angesichts der „sozialen Errungenschaften“, insbesondere der Abwesenheit von Arbeitslosigkeit in einer Zeit, da diese sich im Westen Deutschlands als immer weniger beherrschbar erwies, qualitative (teilweise auch quantitative) Probleme in der

49 W. Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 306–316, 392–398; Deutsche Bundesbank, Die Zahlungsbilanz der ehemaligen DDR 1975–1989, Frankfurt/Main 1999, S. 60.

50 W. Weimer, Deutsche Wirtschaftsgeschichte, S. 326–328.

51 A. Schalck-Golodkowski, Deutsch-deutsche Erinnerungen, Hamburg 2000, S. 284–288.

52 A. Steiner, Von Plan zu Plan, S. 197–221,

Versorgung in Kauf nehmen könne und müsse. Bei Mielke hörte sich der Monolog – hier ein Zitat aus dem Protokoll einer Dienstbesprechung beim Minister für Staatssicherheit – so an: „Der Sozialismus ist so gut; (aber) sie verlangen immer mehr und mehr. So ist die Sache.“<sup>53</sup>

## **5. Die Herstellung der deutschen Einheit im Dialog zwischen der westdeutschen administrativen Elite und der ostdeutschen Bevölkerung 1989/1990**

Vom Volk der DDR wurde die Verschlechterung des Lebensstandards ebenso wie das sich gegenüber den 1970er Jahren sich deutlich verlangsamende Tempo der Gewährung sozialer Zuwendungen als (vollständige) Abkehr „seiner“ administrativen Elite vom Dialog gewertet.<sup>54</sup> Die Bevölkerung der DDR begann sich zunehmend auf jenen deutschen Staat zu orientieren, in dem die administrative Elite den Dialog mit „ihrem“ Volk offensichtlich weiterhin aufrecht zu halten in der Lage war. Nach den der DDR-Bevölkerung zugänglichen Informationen schien es so, dass „drüben“ an den Wohlstands- und Sozialstaatszielen unbeirrt festgehalten wurde und die Regierung weiterhin zur Sozialen Marktwirtschaft stand.<sup>55</sup> Die führenden Repräsentanten der administrativen Elite der Bundesrepublik, allen voran Kanzler Kohl, versprachen im Wahlkampf vom März 1990 dem Volk der DDR, ihm das zu gewähren, was es von „seiner“ administrativen Elite nicht mehr bekommen konnte: „Blühende Landschaften“, ein „zweites deutsches Wirtschaftswunder“ und sie beeilten sich, zu versichern, dass es im Falle der Wiedervereinigung keinem schlechter gehen würde als zuvor, „aber vielen besser“, sofern man nur Wohlstand statt Sozialismus“ wähle.<sup>56</sup>

## **6. Das Ende der dualen Welt und die Verlockungen einer Rückkehr**

---

53 A. Mitter/St. Wolle (Hrsg.), Ich liebe euch doch alle! Befehle und Lageberichte des MfS Januar-November 1989, Berlin 1990, S. 120.

54 Eindrucksvoll das dazu vom Staatssicherheitsdienst der DDR zusammengetragene Material. Hinweise auf wesentliche motivbildende Faktoren im Zusammenhang mit Anträgen auf ständige Ausreise nach dem nichtsozialistischen Ausland und dem ungesetzlichen Verlassen der DDR (MfS, ZAIG, 0/225, 9.9.1989), in: Ebenda, S. 141–147.

55 W. Seibel, Verwaltete Illusionen. Die Privatisierung der DDR-Wirtschaft durch die Treuhandanstalt und ihre Nachfolger 1990–2000, Frankfurt/New York 2005, S. 83–93.

56 V. Granzow/ K.H. Jarausch (Hrsg.), Die deutsche Vereinigung. Dokumente zu Bürgerbewegung, Annäherung und Beitritt, Köln 1991, S. 136–143.

### **zum Monolog nach 1990**

Viel zu wenig wahrgenommen und gewürdigt wurde in Deutschland angesichts der Probleme der administrativen Vollendung (z.B. durch Elitenaustausch) wie auch der wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Vereinigung, was 1991 in der Sowjetunion vor sich ging und zum Zusammenbruch des einen der beiden alternativen Weltsysteme führten. Damit entfiel die entscheidende Rahmenbedingung, die das Verhältnis von Dialog und Monolog in Nachkriegsdeutschland geprägt hatte. Dieses war ganz überwiegend dadurch gekennzeichnet gewesen, dass die konkrete Politikgestaltung durch die Ergebnisse des Dialogs gekennzeichnet war, oder anders gesagt, abgesehen von kurzen Zeiträumen – für die DDR allerdings dann über die gesamten 80er Jahre –, ein ungeschriebener Gesellschaftsvertrag vorherrschte: Die aus der Furcht der administrativen Eliten, dass das Volk seine Herren wechseln könnte, resultierende Bereitschaft, nicht auf seinen eigenen ideologischen Zielen zu beharren, sondern unter Berücksichtigung der substanziellen Ziele des Volkes einen Konsens zu suchen, hatte das Überwiegen des Dialogs über den Monolog in der Zeit der deutschen Teilung, die auch die Zeit der Teilung der Welt in zwei Systeme war, bewirkt.

Die aus der Existenz der dualen Welt herrührende Kompromissbereitschaft verlor nach deren Ende ihre Grundlage. Nach dem Ende des „Einheitsbooms“, in der seither nur selten unterbrochenen wirtschaftlichen Stagnationsperiode folgte die administrative Elite der Bundesrepublik unter den Kanzlern Kohl und Schröder (mit Ausnahme der halbjährigen Amtszeit Oskar Lafontaines als Finanzminister 1998/99) den Lehren der Angebotsökonomie bzw. des Neoliberalismus<sup>57</sup> und zeigte deutliche Tendenzen der Rückkehr zum Monolog. Der bayrische Staatskanzleichef Erwin Huber hat in diesem Zusammenhang vor einiger Zeit den nicht umsonst rasch zum Klassiker avancierten Satz zitiert, „man dürfe die Frösche nicht fragen, wenn die Teiche trockengelegt werden sollen“.<sup>58</sup> Mit der etwa seit der Jahrtausendwende üblichen Argumentation der deutschen administrativen Elite und der ihr verpflichteten Medien, dass die Bundesrepublik über ihre Verhältnisse gelebt habe und dass es zur Globalisierung keine Alternative gebe, ist es seit der Mitte der 1990er Jahre zum Abbau von Sozialleistungen, zur Verschlechterung

57 R. Zolnhöfer, Die Wirtschaftspolitik der Ära Kohl, S. 364–370; Ch. Butterwegge, Eine kritische Bilanz der rot-grünen Sozialpolitik, in: K. Eicker-Wolf/H. Kindler/I. Schäfer/M. Wehrheim D. Wolf (Hrsg.), „Deutschland auf den Weg gebracht“. Rot-grüne Wirtschafts- und Sozialpolitik zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Marburg 2002, S. 313–338.

58 Zitiert in: Der Tagesspiel vom 23. 10.05.

der Arbeitsbedingungen (bezogen u. a. auf Arbeitszeit, Kündigungsschutz und Mitbestimmungsmöglichkeiten) in den Unternehmen, und zu Real- und Nominallohnabbau gekommen, von einer für die Arbeitgeber negativen Entwicklung der Relativlöhne ganz zu schweigen, die bereits Anfang der 1980er Jahre einsetzte – und das alles begleitet von zunehmender sozialer Unsicherheit für alle „Arbeitnehmer“.<sup>59</sup> Die Feststellung, dass es zu dieser Politik keine Alternative gäbe wird begleitet von dem Hinweis, „Gebt uns Zeit, dann werdet ihr merken, dass wir auf dem einzig richtigen Weg sind!“ . Denn, so wird immer wieder betont, „soziale Grausamkeiten“, „Heulen und Zähneklappern“ sind nur notwendiges Durchgangsstadium, nicht der Zweck der neoliberalen Reformen. Wenn zunächst einmal die wenigen Reichen reicher geworden sind und mehr zu investieren haben, wird es bei dem danach einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung allen, auch den Armen, besser gehen.

Es bleibt abzuwarten, ob es der administrativen Elite gelingen wird, das deutsche Volk dieses Mal von der Richtigkeit einer Politik des „Gürtel enger schnallen!“ als Voraussetzung für diese lichte Zukunftsperspektive zu überzeugen. Bis zu den Wahlen 2005 ist das jedenfalls noch nicht gelungen, so dass u. a. der Chef der Jungen Union, Philipp Mißfelder, angesichts des unerwartet schlechten Abschneidens seiner Partei, der CDU, in der Bundestagswahl konstatieren musste. „Es ist uns nicht gelungen, unsere Reformen positiv zu besetzen. Die Menschen hatten Angst. ...Wir haben unterschätzt, dass sich abseits aller Meinungsumfragen Widerstände gegen unseren Kurs formiert haben.“<sup>60</sup> Möglicherweise ist das behutsamere Herangehen einiger führender Politiker der CDU/CSU wie überhaupt das vorsichtigere Agieren aller Ressorts des wirtschaftlich-sozialen Bereichs in der nach den Wahlen zustande gekommenen großen Koalition Ausdruck von Zweifeln an der Zweckmäßigkeit der unbeirrten Fortsetzung des durch Agenda 2010 und Hartz IV charakterisierten neoliberalen Kurses der rot-grünen Regierung.

## 7. Schlussbemerkung

Zur Entscheidung für eines der beiden konträren Wirtschaftssysteme, Marktwirtschaft oder Planwirtschaft ist es in Nachkriegsdeutschland innerhalb von drei Jahren gekommen. Die 1948 eingeschlagenen Wege wurden bis 1989 kompromisslos beibehalten und ebenso kompromisslos das „überlebende“ Wirtschaftssystem 1990 auf den anderen Teil Deutschlands ausgedehnt. Zu

---

59 J. Roesler, *Der Relativlohn*, S. 164.

60 Zitiert in: *Der Tagesspiegel* vom 21.10.05



einer lupenreinen Ausprägung der beiden sich in ihren Wirkungsmechanismen deutlich unterscheidenden Wirtschaftssysteme kam es jedoch damals und bis heute nicht. Das lag weniger an den administrativen Eliten, die bereit waren, ihre ideologischen Ziele mit aller Konsequenz durchzusetzen, zumal ihrer Meinung nach das Wohl des Volkes in ihren Konzeptionen auch Platz hatte. Das lag vor allem am Volk, das hartnäckig und eigensinnig seine eigenen, substanziellen Ziele zu Gegenwartszielen erklärte und den Dialog einforderte. Die Kompromissformeln „Soziale Marktwirtschaft“ bzw. sozialverträgliche „sozialistische Planwirtschaft“, beinhalteten stets Abstriche vom den ideologischen Zielen bzw. waren mit einer gewissen Ignoranz gegenüber der „reinen Lehre“ verbunden, ob man nun in der Planwirtschaft der DDR jahrzehntelang Privateigentum an den Produktionsmitteln und in der Reformperiode für fast ein Jahrzehnt Marktelemente zuließ oder ob man in der Bundesrepublik in der Marktwirtschaft zeitweise Konsumgüterpreise oder Mieten per Mietpreisbindung „am Markt vorbei“ festlegte oder ein fürsorgestaatliches – d.h. nicht auf der Grundlage marktwirtschaftlicher Kriterien gestaltetes – Sozialsystem aufbaute. Der bis Mitte der 1970er Jahre in Westeuropa viel bewunderte Wirtschaftsaufstieg der BRD und die im östlichen Ausland bestaunten wirtschaftlichen Erfolge der DDR dürften weniger der konsequenten Verfolgung ordnungspolitischer Ziele als auf deren – vom Volk erzwungene – inkonsequente Anwendung zurückzuführen sein.

Dieses der heute in Deutschland herrschenden, auf die konsequente Verwirklichung von Angebotsökonomie und auf Privatisierung in allen Wirtschafts- und Versorgungsbereichen pochenden neoliberalen Lehre ebenso wie der Planwirtschaftslehre der DDR widersprechende Ergebnis hatte der britische Wirtschaftsjournalist Will Hutton schon 1990 gewissermaßen vorweg genommen, als er im „Guardian“, die Auswirkungen des Thatcherismus auf Großbritannien analysierend, schrieb: „Am besten funktionieren diejenigen kapitalistischen Wirtschaften, die sich bei der Leitung der Wirtschaft am wenigsten an die kapitalistische Ideologie halten. Am schlechtesten funktionieren diejenigen Wirtschaften, in denen Leute das Sagen haben, die sich auf eine politische Philosophie stützen, die sie in ihrem Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Sozialismus stärkt und die diese Überlegenheit täglich zu praktizieren versuchen.“<sup>61</sup> Huttons Aussage galt bis 1989 bzw. 1991 natürlich auch unter umgekehrten Vorzeichen. Woraus sich schlussfolgern lässt: Der Beitrag der Volksmassen für eine erfolgreiche Wirtschafts- und Sozialentwicklung ist in Deutschland in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts größer gewesen als

61 Zitiert in: The Guardian v. 7.3. 1990.

gemeinhin angenommen. Daraus ergibt sich eine wesentliche Lehre: Es lohnt sich für die administrative Elite, bei der Entwicklung ihrer Vorstellungen vom rechten Weg die Forderungen des Volkes zu berücksichtigen.

Heinrich Badura

## **Nachhaltigkeit und Ethik**

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 9. März 2006

Sehr geehrte Damen und Herren,  
verehrte Professorinnen und Professoren,  
hochgeschätzte Mitglieder der Leibniz-Sozietät,

haben Sie vielen herzlichen Dank für die Einladung, im Rahmen der heutigen Veranstaltung einen Plenarvortrag zu halten.

Aus Achtung vor ihrer einschlägigen exzellenten Expertise stelle ich gleich am Beginn meiner Ausführungen die Absicht voran, keinen historischen Vortrag zu halten, nicht die Verdienste der Pioniere dieser Bewegung wiederkäuend zu würdigen sondern – auf die Rolle und die Position des Menschen innerhalb der einschlägigen Komplexität fokussiert – Schlüsselaussagen der Europäischen Union aufzugreifen und Fragen aufzuspüren, die nach meiner Kenntnis der Quellen, der europäischen Aufbauprozesse und zahlreicher Nachhaltigkeitsentwicklungen bislang keinerlei angemessene Beachtung gefunden haben. Meine nachfolgenden Überlegungen werden sich darauf konzentrieren, diese ethisch zu belichten und einige Gestaltungsempfehlungen auszuformulieren und zu machen.

### **Einführung**

Was ist Nachhaltigkeit? Dazu die allgemein bekannte Standardantwort aus dem Brundtland-Report<sup>1</sup>: „Nachhaltige Entwicklung ist Entwicklung, die die

1 „Sustainable development meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs”. S.u.a. Kurze Geschichte der Nachhaltigkeit, <http://www.mu.sachsen-anhalt.de/start/fachbereich01/nachhaltigkeit/geschichtenachhaltigkeit.htm> oder <http://alt.nachhaltigkeit.info/6000/Geschichte.htm> oder [http://de.wikipedia.org/wiki/Nachhaltigkeit\\_\(Forstwirtschaft\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Nachhaltigkeit_(Forstwirtschaft)) Siehe auch Handbuch der Nachhaltigkeit <http://www.planet21.ch/handbuch/handbuch.php?id=1&table=compendium&origin=index.php&user=&session=> mit umfangreichem Quellenmaterial.

Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können“.

Wer derzeit von Nachhaltigkeit spricht, der bewegt sich gegenstandsbezogen, unabhängig vom persönlichen Internalisierungsgrad, auf dem Boden der Einsicht in die Limitierbarkeit bestehender Ressourcen in Ökologie, Ökonomie und Gesellschaft (Natur, Wirtschaft, Soziales) und betrachtet diese in der Perspektive einer Zukunftssicherung<sup>2</sup>. Er erweckt dabei den Eindruck, aus der Perspektive einer ihm quasi verordneten – sich aus den Elementen: Schutz, Bewahrung und Vorsorge zusammensetzenden – Zukunftssicherungsverpflichtung heraus, bemüht zu sein, Wege, Werkzeuge, Strategien, Technologien, Wirtschafts-, Bildungsprogramme zu entwickeln, um – ausgehend von einer hic et nunc Erkenntnis – diese zu optimieren und zum würdigen Erbgut für die nachkommenden Generationen zu sakralisieren.

*Nachhaltigkeit:* – wer „nach-halten“ will, der muss zunächst zum „vorhalten“ bereit sein. Er muss willens und offen sein, die gegenständliche bzw. inhaltlich relevante Gegenwart gemäß deren Seinslage zu erkennen und axiologisch zu verorten. Eine solche Annäherung an die Gesellschaft von heute führt zum folgenden Befund: Die – nicht zuletzt aufgrund der sich qualitativ permanent verschlechternden Arbeitswelten und wirtschaftlichen Befindlichkeiten – stets neurotischer erscheinenden Bürgergesellschaften, flüchten sich – dort wo es noch möglich ist – unter die qualitativ ebenfalls sehr unterschiedlichen Schutzmäntel der Sozial- und Wohlfahrtsstaatlichkeit, um – gemäß dem politisch opportunen Drogenprinzip „Brot und Spiele“ – ihren tristen Alltag konsumistisch zu ästhetisieren. Die sozialen, technologischen, kulturellen Gräben (Gaps) nehmen eher un- als bemerkt stetig zu und werden auf

2 Es sei nur angemerkt, dass diese Haltung keine Erfindung der Gegenwart ist. Zahlreiche ökologische Bewegungen der 70-er und 80-er Jahre haben eine derartige Position vertreten und versucht, sie politisch umzusetzen. Als punktuelle Hinweise seien hier nur, neben den damaligen Berichten des Club of Rome, das Werk: Bundesminister für Forschung und Technologie (Hrsg.), Politik, Wertewandel, Technologie, Düsseldorf-Wien 1982, das Buch v. Klipstein M., Strümpel B., Der Überdruß am Überfluß, München-Wien 1984 und W. Heidt (Hrsg.), Abschied vom Wachstum. Ökologischer Humanismus als Alternative zur Plünderung des Planeten, Achberg 1980 genannt. Dort heißt es u.a.: „Die Wachstumsillusionen der etablierten Politiker und Theoretiker sind zusammengebrochen. Die Verschärfung der internationalen Konkurrenz, die Rohstoffverknappung, die Marktsättigung in zahlreichen Sparten ... haben dazu geführt, dass die kommenden Jahre keinen Zuwachs des Sozialprodukts mehr bringen werden. Der Wachstumswahn ist in der Praxis zusammengebrochen. Was nun?“ (Deckblatt). Oder: Saul J.R., Der Markt frisst seine Kinder. Wider die Ökonomisierung der Gesellschaft, Frankfurt-New York, 1997; Zinn K.G., Die Selbsterstörung der Wachstumsgesellschaft. Politisches Handeln in ökonomischen Systemen, Reinbek b. Hamburg 1980.

nationalen Ebenen nur in äußersten Anlassfällen kommuniziert. Nota bene: die Europäische Kommission und die Europaparlamentarier geben es inzwischen unumwunden zu. Andererseits sind die allgemeinen politischen Ambitionen Europas eindeutig und lauten in prägnanter Kurzform: „Wohlstand für alle“ – eine Proklamation, die an diesem Ort nicht ganz unbekannt ist, somit auch nicht ohne gewisse Assoziierungsrelevanz klingen dürfte.

## Europa und Nachhaltigkeit

Im Juni 2001 trafen die Mitglieder der Europäischen Union in Göteborg zusammen, um über die weitere Zukunft Europas und notwendige politische Leitlinien zu beraten. Unter Berufung auf die Erkenntnisse der Brundlandt Kommission und weiterer, in der Zwischenzeit durchgeführter, Nachhaltigkeitskonferenzen und auf die nicht zufriedenstellenden Ergebnisse bisheriger Nachhaltigkeitsaktivitäten, legten sie im Rahmen einer langfristigen Strategie „politische Rahmenbedingungen fest, die wirtschaftliche, soziale und ökologische Dimension der Nachhaltigkeit umfasst, welche sich zur Sicherstellung nachhaltiger Entwicklung gegenseitig verstärken müssen. Die wirtschaftlichen, sozialen und ökologischen Auswirkungen sämtlicher Politiken müssen in koordinierter Art und Weise geprüft und bei der Beschlussfassung berücksichtigt werden.“<sup>3</sup>

Die europäische Politik ist sich also – wie an dieser Stelle betont wird – seit Jahren darin einig, den Weg einer nachhaltigen Entwicklung gemeinsam zu gehen und die politischen Rahmenbedingungen dafür verstärkt zu schaffen. Die folgenden Jahre müssen nun zeigen, wie gut das Leitbild umgesetzt werden kann. Neben der politischen Ebene gibt es auch in den unterschiedlichsten Nicht-Regierungs-Organisationen (NGO) wie z.B. Industrievereinigungen und Naturschutzverbänden aber auch in Unternehmen Bestrebungen, das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung umzusetzen und weiter zu entwickeln.

Eine „Überprüfung“ der Nachhaltigkeitspolitik durch die neue 2004 angetretene Kommission brachte ein, wie bereits 2001 in Göteborg konstatiert – extern betrachtet – nicht allzu positives Bild des bisher Erreichten. In der ers-

---

3 Mitteilung der Kommission vom 15. Mai 2001 – Nachhaltige Entwicklung in Europa für eine bessere Welt: Strategie der Europäischen Union für die nachhaltige Entwicklung (Vorschlag der Kommission für den Europäischen Rat in Göteborg), KOM(2001) 264 – Nicht im Amtsblatt veröffentlicht. <http://europa.eu.int/scadplus/leg/de/lvb/l28117.htm> Vgl. dazu: Badura H., Aktuelle Aspekte sicheren Lebens in der Europäischen Union, Tagungsband der Int. Konferenz in Drohiczyn/PL (7.-9.09.05) zum Thema Die Sicherheit des Menschen im Prozess der Systemtransformation, erscheint 2006.

ten Bestandsaufnahme vom 9. Februar 2005<sup>4</sup> wird Nachhaltige Entwicklung zunächst als ein konstitutives Element und „Ziel“ des Vertrages über die Europäische Union und des Verfassungsentwurfes gewürdigt. Zitiert wird hier die Aufforderung der Union, „die nachhaltige Entwicklung Europas anzustreben auf der Grundlage eines ausgewogenen Wirtschaftswachstums, einer in hohem Maße wettbewerbsfähigen sozialen Marktwirtschaft die auf Vollbeschäftigung und sozialen Fortschritt abzielt, sowie eines hohen Maßes an Umweltschutz und der Verbesserung der Umweltqualität“. Die seitens des neuen Parlaments und der neuen Kommission für notwendig erachtete Überprüfung sollte das bisherige Bekenntnis zur Nachhaltigen Entwicklung unmissverständlich bekräftigen, die notwendigen volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturveränderungen neu festlegen, um auf diese Art die Steigerung der „Lebensqualität aller“ erfolgreicher steuern zu können. Trotz Würdigung der Leistungen der Vorjahre fehlen in diesem Dokument Kritik und Einbekenntnis zum Misserfolg nicht: „... nicht nachhaltige Entwicklungen sind nach wie vor ungebrochen und die internationalen Herausforderungen sind nach wie vor groß“. (S. 4)

An Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen mangelt es der Kommission trotzdem nicht. „Die Europäische Union verfügt über eine umfassende und langfristige Zukunftsvision. Wir glauben an die Stärke und die Grundwerte unseres dynamischen europäischen Modells. Wir werden dafür sorgen, dass die Bedürfnisse der gegenwärtigen und der künftigen Generation erfüllt werden können<sup>5</sup>. Dieses grundlegende Ziel wird sich durch alle Politikbereiche der Union ziehen. Nachhaltige Entwicklung erfordert, dass jetzt gehandelt wird. Die Europäische Union ist fähig, kompetent und kreativ genug, die erforderlichen Veränderungen vorzunehmen. Die Europäer und alle anderen Bürger in der Welt können sich darauf verlassen, dass sich die Union für eine nachhaltige Zukunft für alle einsetzt.“ (S. 5) Vom durchgehend beschworenen Imperativ wirtschaftlichen Wachstums abstrahierend, will die Kommission überzeugt sein, „... dass wir mehr Wohlstand, Solidarität und Sicherheit anstreben müssen, um für uns und die kommenden Generationen eine höhere Lebensqualität zu erreichen“. Auf die Gesellschaftsform bezogen heißt es weiter: „Wir brauchen eine Gesellschaft mit mehr Zusammenhalt, in der in

4 KOM (2005) 37 endg./SEK (2005)225.

5 Auf die allgemein gültige Interdependenz zwischen der subjektiv-gesellschaftlichen Bedürfniswelt und dem subjektiv vertretenen und gelebten Menschenbild wird hier in keiner Weise eingegangen. Es besteht jedoch die Möglichkeit, dieses Defizit mit jenen Texten und Dokumenten der EU zu verknüpfen, in denen ein Bekenntnis zur kulturellen Diversität abgelegt wird. Vgl. Anm. 6.

Europa und darüber hinaus für alle Wohlstand herrscht und Chance offen stehen. Wir brauchen mehr Innovation, Forschung und Bildung. Wir müssen unserer globalen Verantwortung nachkommen und unsere Verpflichtungen erfüllen. Unser Wohlstand und unsere Lebensqualität werden in Zukunft davon abhängen, inwieweit wir fähig sind und uns dafür einsetzen, unser Produktions- und Konsumverhalten zu ändern und das Wirtschaftswachstum von der Verschlechterung der Umwelt abzukoppeln.“ (S. 6) Europa strebt in diesem Bereich an, „nach außen eine Führungsrolle zu übernehmen“. (Ebd.)

Als nicht nachhaltige Trends gegen die es rasch und entschieden vorzugehen gilt, werden in diesem Bestandsbericht folgende Erscheinungen definiert:

- Klimaänderung und saubere Energie
- Der Zustand der öffentlichen Gesundheit
- Armut und soziale Ausgrenzung
- Alterung der Gesellschaft
- Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen
- Flächennutzung und Verkehr
- Externe Aspekte der Globalisierung
- - Einhegen der Globalisierung
- - Verbesserung der Governance auf globaler Ebene
- - Entwicklungsfinanzierung (vgl.:S.12–18)

Eine neue Herangehensweise an die Lösung der angeführten Probleme wird hier angeregt wobei das Novum grundsätzlich

- in einer Bekräftigung der 3 Grundprinzipien
- in einem „neuen Konzept der Politikgestaltung“
- in einer stringenteren Umgangsform mit den o.g. Gegentrends
- Neuformulierung von Zielen, Vorgaben und Etappen
- im Einsatz wirksamen Monitorings und
- in einer Stärkung der Eigenverantwortung und Verbesserung der Zusammenarbeit mit öffentlichen und privaten Akteuren auf allen Ebenen (vgl. Teil II, S. 19–23)

zu sehen sind.

Abschließend ergeht eine Aufforderung an alle adäquaten, prozedural vorgesehenen Ansprechpartner der Kommission mit dem Ersuchen um eine Stellungnahme.

Im Folgedokument vom 25.5.2005<sup>6</sup>, dessen Status ein „Entwurf einer Erklärung über die Leitprinzipien der nachhaltigen Entwicklung“ ist, werden –

---

6 KOM (2005)218 endg.

unmittelbar nach einem Hinweis darauf, dass Nachhaltige Entwicklung ein vertraglich verankertes „Hauptziel aller Politikbereiche“ der Gemeinschaft sei – die Zielsetzungen noch anspruchsvoller, präziser und umfassender zugleich umrissen: „Sie (d.i. die Kommission – eig. Bem.) strebt eine kontinuierliche Verbesserung der Lebensqualität auf unserem Planeten für die heute lebenden wie auch für die künftigen Generationen an. Es geht dabei um die Bewahrung der Fähigkeit des Planeten, das Leben in all seiner Vielfalt zu beherbergen. Sie baut auf den Grundsätzen der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit und der Achtung der Grundrechte, wozu Freiheit und Chancengleichheit gehören, auf. Sie führt zu Solidarität innerhalb und zwischen den Generationen. Sie strebt die Förderung einer dynamischen Wirtschaft mit einem hohen Maß an Beschäftigung und Bildung, Schutz der Gesundheit<sup>7</sup>, sozialem und territorialem Zusammenhalt und Umweltschutz in einer friedlichen und sicheren Gesellschaft an, in der die kulturelle Diversität hochgehalten wird“. (S.4) Daraus werden „verpflichtende“ (EU & Mitgliedsstaaten) Hauptzielsetzungen definiert:

1. Umweltschutz,
2. Sozialer Ausgleich,
3. Wirtschaftlicher Wohlstand
4. Internationale Verantwortung (vgl. S.5)

Bei der Umsetzung dieser hehren Ziele sollen folgende „Leitprinzipien der Politik“ eingehalten werden:

1. Förderung und Schutz der Grundrechte
2. Gerechtigkeit zwischen den Generationen
3. Offene und demokratische Gesellschaft
4. Einbeziehung der Bürger
5. Einbeziehung der Unternehmen und Sozialpartner
6. Politische Kohärenz und Governance
7. Politische Integration
8. Einsatz der besten verfügbaren Kenntnisse (als Grundlage für politische Entscheidungsfindungsprozesse)
9. Vorsorgeprinzip
10. Haftbarmachung der Verursacher (vgl. S. 6).

---

7 Zum Thema Gesundheit und Bürgergesellschaft: s. Badura H., Die Rolle der BürgerInnen in den neuen EU-Mitglieds- und Kandidatenländern: Chancen und Herausforderungen, Konferenzband zum Int. Symposium Economic and Sociopolitical Perspectives for Health Services in Central Europe, 27./28.02.2006, Wien 2006, 71–77.



Gemäß den 10 politischen Leitprinzipien europäischer Strategie für nachhaltige Entwicklung, kann man von 10 einschlägigen Themenbereichen als Gegenstand der Weiterentwicklung sprechen:

1. Wirtschaftliche Entwicklung
2. Armut und soziale Ausgrenzung
3. Überalterung der Gesellschaft
4. Öffentliche Gesundheit
5. Klimawandel und Energie
6. Konsum- und Produktionsstrukturen
7. Management der natürlichen Ressourcen
8. Verkehr
9. Gute Staatsführung
10. Globale Partnerschaft<sup>8</sup>.

In einer Reaktion auf die Annahme der Leitprinzipien spricht Anne-Marie Sigmund, Präsidentin des Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschusses (EWSA) von einem „Lichtblick“ und hebt die konstitutive Bedeutung dieses Schrittes hervor. „Die Zukunft Europas hängt von einer Vision der Nachhaltigkeit ab, und diese Leitprinzipien legen die Grundlagen dafür“<sup>9</sup>. Gleichzeitig deponiert sie einen politischen Anspruch des EWSA im Bereich der Umsetzung der Nachhaltigkeitsprogrammatis der EU, indem sie bekräftigt: „Der Europäische Wirtschafts- und Sozialausschuss hat deutlich gemacht, dass er es begrüßen würde, eine konkrete Rolle bei der Überwachung der Umsetzung der Strategie spielen zu können und als Dreh- und Angelpunkt für die Partizipationsprozesse, die für die nachhaltige Entwicklung erforderlich sind, zu fungieren. „Der Ausschuss“, betonte sie, „ist bereit, Veranstaltungen mit maßgeblichen Akteuren sowie Diskussionsforen zum Austausch über Fragen der nachhaltigen Entwicklung zu organisieren, und begrüßt es, dass die Kommission bereits ihre Bereitschaft bekundet hat, den Vorschlag des EWSA zur engen Einbindung in die Überwachung und Umsetzung der EU-Strategie der nachhaltigen Entwicklung aufzugreifen.“ Abschließend mahnt sie die Erforderlichkeit einer breiten grundlegenden Berücksichtigung der bislang gewonnenen „Ansichten der Zivilgesellschaft“ ein. (Ebd.)

Am 13. Dezember 2005 präsentierte die Europäische Kommission im Bereich der nachhaltigen Entwicklungsstrategie eine neue Aktionsplattform<sup>10</sup>. Markant erscheint dabei die verstärkte Hinwendung zur Zivilgesellschaft und

8 s. [http://epp.eurostat.cec.eu.int/Nachhaltige\\_Entwicklung,Indikatoren](http://epp.eurostat.cec.eu.int/Nachhaltige_Entwicklung,Indikatoren).

9 Brüssel, 20.06.2005, CES/05/73.

10 IP/05/1582.

Aufforderung „an alle Regierungen, Unternehmen, NRO und Bürger, neue und bessere Wege zu einer nachhaltigeren Lebensweise zu suchen und die sich bietenden Chancen zu nutzen.“

Der Appell des Kommissionspräsidenten José-Manuel Barroso ist nicht frei von Emotionen, wenn es heißt: „Wir möchten konkretes Handeln anstoßen, um unseren Kindern und Enkeln eine Welt übergeben zu können, die mehr Wohlstand, eine sauberere Umwelt und mehr Gerechtigkeit bietet. Europa muss ein Vorbild für den Rest der Welt sein.“ Er kommt nicht umhin, einen inhaltlichen Link zu den ökonomischen Ambitionen Europas zu legen, als er sagt: „Dies liegt in unserem eigenen Interesse, nicht nur, weil wir damit unsere Lebensqualität verbessern, sondern auch, weil diejenigen Volkswirtschaften, die sich am schnellsten auf eine nachhaltige Produktionsweise und neue Umwelttechnologien einstellen, einen enormen Wettbewerbsvorteil haben werden.“ (Ebd.) Eine umfassende, Grenzen übergreifende Bündelung aller institutionellen Kräfte, gemeinsame Nutzung von Synergien, ein dynamischer Vergleich aller realisierten Initiativen und deren Wertschöpfungen, Nutzung und Anwendung von Exzellenzwissen, Folgenabschätzung und -forschung, Einbindung von Drittländern sollen eine rasche Umsetzung der vorliegenden strategischen Zielvorhaben auf allen gesellschaftlichen, betriebs- und volkswirtschaftlichen Ebenen gewährleisten und von höchster politischer Relevanz sein. „Gleichzeitig wird die zentrale Rolle von Forschung und Entwicklung sowie von Bildung und die Notwendigkeit eines stärker ganzheitlich ausgerichteten Entscheidungsprozesses betont.“ (Ebd.) Der Herbeiführung des „Wandels vor Ort“ kommt dabei eine ebenfalls entscheidende Bedeutung zu. Bedauerlicherweise sind die anschließend angeführten Fallbeispiele ausschließlich dem IKT-Bereich und einigen kritischen Umweltphänomenen zuzuzählen.

In der Schlusserklärung des Europäischen Rates vom 15./16.12.2005 nimmt der Rat die bisherigen Aktivitäten der Kommission zur Kenntnis, bringt seine Erwartung der Annahme einer neuen Strategie einschließlich der Ziele, Indikatoren und eines „wirksamen Beobachtungsverfahrens im Jahr 2006“ betreffend zum Ausdruck und verlangt von dieser Strategie, dass sie „...den Bürgern einfach und wirksam vermittelt werden kann.“<sup>11</sup>

Im am 25. Jänner 2006 vom Kommissionspräsidenten Barroso präsentierten Jahresfortschrittsbericht über Wachstum und Beschäftigung<sup>12</sup>, von

11 Brüssel, 30.01.2006(02.02.), 15914/01/05, Punkt VI, Nachhaltige Entwicklung.

12 IP/06/71.

dem – was jährlich auch eine Art Regelfall ist – neue Impulse und ein weiterer Motivationsschub erwartet werden – sind, auf der Grundlage einer Analyse und Auswertung der jeweiliger Ergebnisse laufender Reformprogramme weitere vier Aktionsbereiche benannt worden:

1. Investitionen in Bildung,
2. Forschung und Innovation,
3. Entlastung der KMU und Abbau von Hemmnissen für die Entfaltung von Unternehmenspotenzial, Beschäftigungsförderung und
4. Sicherstellung einer nachhaltigen Energieversorgung. (Vgl.ebd.)

Nahezu propagandistisch, um nicht zu sagen ungewohnt populistisch, retrospektive Untätigkeit und programmatisch-operative Unfähigkeit suggerierend, gab sich Barroso in seiner Erklärung v. 1. März d.J.: „Meine Botschaft ist eindeutig: Es ist Zeit zu handeln. Seit der Erneuerung der Lissabon-Strategie im letzten Jahr weht ein neuer Wind durch die Amtsstuben in Brüssel und den Hauptstädten der Mitgliedstaaten. Wir gehen ganz anders an die Sache heran. Wir haben seit dem letzten Jahr viel geleistet und die Fundamente für die künftige Arbeit gelegt. Das Engagement der Mitgliedstaaten zeigt sich allein schon daran, dass inzwischen 25 nationale Reformprogramme vorliegen. Jetzt geht es an deren Umsetzung. Die Mitgliedstaaten müssen jetzt gewissermaßen Gas geben und die Reformen vorantreiben. 95 Prozent dessen, was in diesen Programmen steht, liegt eigentlich auf der Hand – die Mitgliedstaaten müssen nun dafür sorgen, dass es sich auch in der Praxis niederschlägt. Es ist nun an der Zeit, dass sie den politischen Willen aufbringen, auf Worte Taten folgen zu lassen.

Unser Ziel ist klar: Wir wollen die besten Universitäten, hochqualifizierte Arbeitskräfte, leistungsfähige soziale Sicherungssysteme, die wettbewerbsfähigste Wirtschaft und die sauberste Umwelt. Die Skeptiker weise ich darauf hin, dass vor einem Jahrzehnt wohl niemand erwartet hätte, dass Irland zu einem der wohlhabendsten Länder der EU werden könnte oder dass die Produktivität in Polen höher läge als in Südkorea. Wir können und müssen zusätzliche Anstrengungen für Wachstum und Beschäftigung leisten.“ (Ebd.) Und trotzdem kommen auch in diesem Dokument eine gewisse Unzufriedenheit und Ungeduld zum Ausdruck: „Die Fortschritte sind jedoch noch immer unausgewogen, weshalb sich die Kommission noch intensiver bemühen wird. Dieser Bericht lässt bereits erkennen, dass wir ein aktiver Partner sein werden. Wir werden loben, wo dies angebracht ist, und konstruktive Kritik üben, wo diese helfen kann“. (Ebd.)

Mit Zuversicht wird hier auf die Frühjahrstagung des Europäischen Rates am 23.–24. März 2006 in Brüssel hingewiesen, für die die Ratstagung für Beschäftigung, Sozialpolitik, Gesundheit und Verbraucherschutz am 10. März 2006<sup>13</sup>, d.i. morgen, gewiss eine Reihe wichtiger Vorleistungen erbringen und für die nachfolgende Tagung des Europäischen Rates wichtige Impulse liefern wird.

Damit sind wir am letzten, d.i. auch aktuellsten Standort der Entwicklung des europapolitischen Nachhaltigkeitsverständnisses angelangt. In einem weiteren Schritt möchte ich dieses einer näheren normativen Belichtung zuführen.

### **Das Ringen um die Werte – oder die Grundlegung einer Nachhaltigkeitsethik**

Über Nachhaltigkeit und Ethik vortragen zu sollen, impliziert intrinsisch eine einschlägig-angemessene Berücksichtigung des Wertediskurses. Ich werde nun, gemäß der Themenstellung meines Vortrages, mit Sicherheit nicht eine allgemeine Debatte über die Wertphänomene Europas eröffnen, sondern mich lediglich auf die von der Kommission selbst, im selben Zeitraum, in diesem Zusammenhang vermittelten Erkenntnisse und Postulate beziehen.

Am 20.10.2005 veröffentlichte die Kommission eine Mitteilung mit dem Titel: „Europäische Werte in der globalisierten Welt“.<sup>14</sup> Dieses Dokument übertrifft dem Charakter und der semantischen Aussagekraft nach alle bisherigen Erklärungen und Mitteilungen und bringt – als Kommissionsdokument – in einem bislang noch nie dagewesenen Umfang die kritische Situation der Gemeinschaft im Kontext des Sozialen und der Nachhaltigkeit, unter klarer Berufung auf die basale Bedeutung europäischer Werte, zum Ausdruck. Mit

13 s. Brüssel, 1.3.2006, 011/06 (Presse).

14 KOM(2005) 525 endg. Vgl. dazu Badura H., Die Informationsgesellschaft und ihre Werterscheinungsformen. B.I.T - online, Zeitschrift für Bibliothek, Information und Technologie, 3(2000)1,17-28. <http://www.b-i-t-online.de> und Europahaus Burgenland, 4(99)7ff./, in denen die Entwicklung der Informationsgesellschaft Europas unter Berücksichtigung axiologisch-ethischer Hinterfragungen ausführlich dargelegt wurde. Ferner: Klages H., Kmiecik P., (Hrsg.), Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel, Frankfurt a.M.-New York 1981<sup>2</sup>. Zum Thema Soziale Marktwirtschaft, s.u.a. Die Ethik der Sozialen Marktwirtschaft. Thesen und Anfragen, Stuttgart-New York, 1988; Schlecht O., Ordnungspolitik für eine zukünftige Marktwirtschaft, Erfahrungen, Orientierungen und Handlungsempfehlungen, Reihe: Zukunft der Marktwirtschaft, Bd.1, Frankfurt 2001; Hasse R.H., Schneider H., Weigelt K., Lexikon sozialer Marktwirtschaft, Lübeck 2005<sup>2</sup>, ferner Themenheft: Reformen des Sozialstaates, Aus Politik und Zeitgeschichte, 8-9 (2006) v. 20.02.2006.

einem solchen Bekenntnis beginnt auch das Dokument: „Europa muss seine Politiken reformieren und modernisieren, um seine Werte zu bewahren.“ Und weiter: „Die Modernisierung ist von entscheidender Bedeutung, wenn Europa sein Niveau von Wohlstand, sozialem Zusammenhalt, Umweltschutz und Lebensqualität beibehalten<sup>15</sup> möchte, das so hoch ist, wie noch nie zuvor.“ (S.3) Der aktuelle gesellschafts- und wirtschaftspolitische Befund ist demgegenüber jedoch nicht erfreulich: „Das Wachstum nimmt ab, die strukturelle Arbeitslosigkeit bleibt hoch und die Ungleichheit nimmt zu. Wenn wir dies nicht ändern können, werden die Kräfte des globalen Wettbewerbs, die Auswirkungen neuer Technologien und die Überalterung unserer Bevölkerung dafür sorgen, dass sich die Kluft zwischen den beiden Europas sowie zwischen Europa und der übrigen Welt erweitert. Unser wirtschaftlicher Erfolg und die finanzielle Lebensfähigkeit unserer Sozialsysteme – Altersversorgung, Sozialfürsorge, Gesundheitsversorgung – werden in Frage gestellt“. (Ebd.) Die Kommission ortet darin in erster Linie ein Problem in der Kategorie „sozialer Gerechtigkeit“ und fügt hinzu: „Es geht darum, in welchem Europa unsere Kinder leben sollen – und wie wir dieses Europa bezahlen. Der Status quo ist eindeutig keine Lösung.“ (Ebd.) Im nachfolgenden Satz werden Wachstum und höhere Produktivität als Garanten der Erfüllung der „Erwartungen und Werte“ der Europäer und als „echtes europäisches Anliegen“ dargestellt.

Der Stand der bis dato nur teilweisen Erfüllung der Lissabonner Ziele veranlasst die Kommission festzuhalten: „Europa kann sich nicht länger leisten, abzuwarten; fünf Jahre später neu hinzugekommen ist das Gefühl der gesteigerten Dringlichkeit.“ Dies hindert sie jedoch nicht daran, zu behaupten, mit Hilfe „außenpolitischer Instrumente“, „Wohlstand und Sicherheit über die jetzigen Grenzen Europas hinaus verbreiten“ zu können und „die europäische Vision und europäische Werte“ weltweit „zur Geltung zu bringen“. (S. 4)

Der Aufruf gemeinsamer europäischer Grundwerte, prägt den gesamten Charakter dieser Mitteilung und verleiht ihr auch einen an sich beachtlichen Glaubwürdigkeitsgrad. „Nationale wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen beruhen auf gemeinsamen Werten wie z.B. Solidarität und Zusammenhalt, Chancengleichheit und Bekämpfung jeder Form von Diskriminierungen, angemessenen Sicherheits- und Gesundheitsbedingungen am Arbeitsplatz, allgemeinem Zugang zu Bildung und Gesundheitsversorgung, Lebensqualität und Qualität der Arbeitsplätze, nachhaltiger Entwicklung und der Einbezie-

---

15 Die Ausdruckweise der Kommission befindet sich an einschlägigen Schlüsselstellen in einer permanenten Pendelbewegung zwischen „Beibehaltung“ einerseits und zwingendem „Wandel“ andererseits.

hung der Zivilgesellschaft. Diese Werte stehen für Europas Entscheidung für eine soziale Marktwirtschaft. Sie sind in die EU-Verträge und in die Maßnahmen und Rechtsvorschriften der EU eingegangen sowie in die Europäische Menschenrechtskonvention und unsere Charta der Grundrechte.“ (S. 5) Ferner wird auf die charakteristischen Erwartungen der Europäer gegenüber der Rolle des Staates und des öffentlichen Sektors, auf die „europäische Dimension“ nationaler Systeme und auf „eine starke Tradition des sozialen Dialogs und der Partnerschaft“ hingewiesen. Die Auflistung dieser Werterscheinungen mündet ein in die wesentliche Frage: „Aber sind die jetzigen Vorgehensweisen den derzeitigen Herausforderungen noch angemessen?“ (Ebd.) Angesichts bestehender – oben bereits angeführter – Problemzonen und der insistierten Zukunftsunfähigkeit bestehender Strukturen wird eine weitere Frage besonders virulent: „Ist Europa zum Wandel bereit?“ (Ebd.) Im nachstehenden Unterpunkt wird demgegenüber festgehalten: „Die derzeitigen Strategien haben keine soziale Gerechtigkeit für alle geschaffen“. (S. 6) Daran schließt an ein Versuch, den umrissenen mehrdimensionalen (Arbeitslosigkeit, Globalisierung, Überalterung) Krankheitsbefund Europas mittels statistischen Datenmaterials, entsprechend zu unterlegen. Es folgt ein umfassender Maßnahmenkatalog für alle Ebenen politischen Handelns, der Entwurf eine Antwort auf die Fragen „Wer sollte was tun?“ und was ist „Die Rolle Europas?“ wobei simulierend veranschaulicht werden soll, mit welchen Instrumentarien, aus der Sicht der Kommission, eine nachhaltige Lösung des vorliegenden komplexen Problems anzustreben wäre. Unanfechtbar bleibt dabei die Erkenntnis der Notwendigkeit einer umfassenden Modernisierung von Gesellschaft, Sozialem, Staat und Wirtschaft als solchen. Die EU regt – im Sinne ihrer Aufgabestellung und gesuchten Nachhaltigkeit – an, sich stärker als bisher in folgenden Bereichen einzubringen:

- Schaffung eines günstigen Umfelds für Innovation, Forschung und Bildung; „Unterstützung der Menschen bei der lebenslangen Anpassung an eine Welt im Wandel“;
- Formulierung einer langfristigen und kohärenten Energiepolitik,
- Einsatz von mehr Mitteln (öffentlich und privat) für allgemeine und berufliche Bildung und Qualifizierung,
- Förderung eines zeitgerechten sozialen Dialogs,
- Unterstützung bei der Bewältigung von Auswirkungen und Folgen notwendigen Strukturwandels einschließlich jener der Globalisierung (u.a. durch Schaffung eines Globalisierungsfonds),
- Intensivierung der internationalen Zusammenarbeit und des erforderlichen Zusammenhalts (s. S.16/17).

Um den hier bestehenden Modernisierungs- und Reformbedarf gegenüber den Bürgerinnen und Bürgern erfolgreicher als bisher kommunizieren zu können, weist das Dokument in den Schlussfolgerungen auf den Plan „D für Demokratie, Dialog und Diskussion“ v. 20.07. 2005<sup>16</sup> hin, als eine – im Sinne der Nachhaltigkeit und der europäischen Werte – optimierte Bestrebungsmaßnahme zur besseren Einbindung der Zivilgesellschaften in den weiteren Aufbau Europas und zur Optimierung der Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger an der Umsetzung aller erforderlichen Reformprozesse. Auf den Wert der Demokratie bezogen wird nahezu „büßerhaft“ die Einsicht bekundet: „Demokratie kann nur reibungslos funktionieren, wenn die Bürger über aktuelle Entwicklungen informiert sind und in vollem Umfang daran teilhaben können“. (Weißbuch, S. 2). Das Eingeständnis bestehender Kluft zwischen der Union und den Bürgern, das „Gefühl der Entfremdung, das teilweise die Politikverdrossenheit widerspiegelt“ und eine der Ursachen der Absenz einer „europäischen öffentlichen Sphäre“ (S. 5) ist, markieren den Reflexionsweg dieses Schlüsseldokuments jüngsten Datums. Auf die oben analysierten sozialen Werte bezogen, heißt es hier durchaus zutreffend: „Kommunikation kann nie von dem abgekoppelt werden, was kommuniziert wird. Die Bürger erwarten, dass Europa im Zeitalter der Globalisierung für Wohlstand, Solidarität und Sicherheit sorgt“. (S. 2) Europa ist jedoch gesichtslos. „Der Eindruck, dass die Europäische Union kein Gesicht hat, ist weit verbreitet. Der EU mangelt es an einer klaren öffentlichen Identität.“ (S. 10) Die realpolitische Folge daraus: Was gesichtslos, identitätslos ist, kann nicht gleichzeitig als Wesensmerkmal der Nachhaltigkeit ins Ziel geführt werden.

Die im Rahmen dieses Weißbuchs geforderten Maßnahmen, der hierin – im Sinne der Nachhaltigkeit Europas und seiner Werte – proklamierte Wandel in der bisherigen Informations- und Kommunikationspolitik der EU, reiht sich komplementär in eine fächerübergreifende bzw. transdisziplinäre, gegenwärtig stattfindende umfassende Analyse der Zukunftschancen Europas angesichts globaler Veränderungen, ein. Die hier, sei es empfohlenen, sei es geforderten Maßnahmen, die Wahrnehmung und öffentliche Brandmarkung zahlreicher früherer Entwicklungen als Erscheinungsformen bisheriger Nicht-

---

16 SEK (2005) 985 endg., KOM (2005) 494 endg. v. 13.10.2005, zuletzt: Weißbuch über eine neue Kommunikationspolitik, KOM (2006) 35 endg., v. 1.2.2006. Vgl. dazu: Hartung H., Kultur in Europa: In Vielfalt geeint? In: Völkerverständigung und Erweiterung, Wissenschaftliche Schriftenreihe der Europäischen Akademie für Lebensforschung, Integration und Zivilgesellschaft, hrsg. v. Badura H., Band 1, Waidhofen 2005, 137–142. Vgl. auch in derselben Reihe Band 3, Soziales Europa zwischen Nostalgie und Zukunftsorientierung, Waidhofen 2006.

nachhaltigkeit, die Entdeckung und Würdigung der Rolle der Bürgergesellschaft, der unumgänglichen Notwendigkeit einer inhaltlichen Verifizierung der Kommunikationsprozesse, die Anregung eines Netzwerkes nationaler Sachverständiger im Bereich der Meinungsforschung, der Einrichtung eines unabhängigen Meinungsforschungsinstituts u.v.m. sind zweifelsohne für einen aktuellen Diskurs über Nachhaltigkeit und Ethik in europäischer Perspektive von essentieller Bedeutung.

## **Ethik**

Die im Rahmen obiger Reflexionsabläufe auseinandergesetzten Quellen<sup>17</sup> erlauben folgende Skizze eines ethischen Raumes einschließlich der ethischen Relevanz des offiziellen Nachhaltigkeitsverständnisses der EU:

1. Die normative Grundlegung propagierter und postulierter, als nachhaltig qualifizierbarer, Maßnahmen erfolgt dominierend auf der Ebene ökonomischen Wachstums und der globalen wirtschaftlichen Standortsicherung Europas.
2. Der Gebrauch des Wohlstands-, Fortschrittsbegriffes wird entweder ausdrücklich auf dessen ökonomische Dimension reduziert oder nur ansatzweise komplementär, mit sozialen Komponenten angereichert, vermittelt. Er lässt auch keinen Widerspruch, keine Abwendung sondern nur eine Progression des Erreichten zu und scheint als solcher gewisse Keimzellen des Tyrannischen (Hybriden) in sich zu bergen.
3. Die Immanenz und Geisthaftigkeit, Spiritualität, Transzendenz des Menschen finden dabei keinerlei Erwähnung.<sup>18</sup> Eine prinzipiell marginale Berührung dieser Ebenen erfolgt ausschließlich im Rahmen einer allgemeinen Würdigung kultureller Diversität.
4. Die in Aussicht gestellte weitere Maximierung des Wohlstands und Steigerung der bereits erreichten Lebensqualität bedarf einer grundlegenden Kommunizierung auf der Ebene der Bürgergesellschaften, deren demokratischen Meinungsäußerung und freien Willensentscheidung.
5. Der wiederholte normativ umrahmte Aufruf zu einer Änderung der Lebensweise und politischen Handlungsweise steht oftmals im Wider-

---

17 Ergänzend s. Ethik in Wissenschaft und Technik, Themenschwerpunkt: Das Parlament 23 (1999) v. 4. Juni 1999; Institut für technologische Zukunftsforschung (IPTS) /Hrsg./, Sonderausgabe: Forschungsethik und FTE-Bewertung, Dezember 2000; Kreibich R., Simonis U.E., (Hrsg.), Global Change – Globaler Wandel. Ursachenkomplexe und Lösungsansätze, Berlin 2000.

18 Vgl. weiterführend das Projekt PILGRIM: Nachhaltigkeit und Religion: <http://wien.rpi.at>.



spruch zur Mystifizierung des bereits erreichten Wohlstands und sozialer Errungenschaften.

6. Flexibilität als eine der Voraussetzungen und Komponenten der Nachhaltigkeit bedarf, bevor sie zu einem wirtschaftlichen Normativ und Wachstumsindikator erhoben wird, einer human ethischen „Verträglichkeitsprüfung“.
7. Der Hinweis auf die Gewährleistung der Erfüllung von Bedürfnissen<sup>19</sup> der gegenwärtigen und der zukünftigen Generationen, als Handlungsnormativ der Organe der EU, ist – aufgrund mangelhafter (Im Weißbuch zugegeben) bzw. nicht antizipierbarer entsprechender Kenntnisse – nur bedingt haltbar und bedarf einer angemessenen Einbettung in ein nachhaltiges, der permanenten Qualitätssicherung unterworfenen, ethisches Normensystem.
8. Die Berufung auf eine „nachhaltige Lebensweise“, welche eine angewandte Sicht des Wohlstands und des Wirtschaftswachstums impliziert, kann derzeit – auf der Grundlage dazu gehöriger Entscheidungsprozesse – nur als eine Minderheitenoption anerkannt werden. Eine Mehrheitsentscheidung ist denkkonstruktivistisch möglich, z.Zt. jedoch real gesellschaftspolitisch noch ausständig.
9. Das Gute und das Schlechte, das Nachhaltige und das Nichtnachhaltige verlaufen in den Schlüsselquellen der EU wesentlich im Rahmen naturwissenschaftlich, darunter auch technologisch begründeter Denkkonstrukte und simulierter Zukunftsmodelle. Als solche können sie nur – begleitet von einer außerordentlich relativen Prognosefähigkeit des Menschen<sup>20</sup> und der Forschung – von begrenzter Treffsicherheit, und dementsprechender ethischer Legitimität gekennzeichnet sein.
10. Eine philosophische geschweige denn theologische Ethik hat innerhalb

19 Siehe erweiternd: Meyer-Abich K.M., (Hrsg.), Was braucht der Mensch, um glücklich zu sein, München 1979; Traube K., Wachstum oder Askese? Kritik der Industrialisierung von Bedürfnissen, Reinbek b. Hamburg 1979; Gronemeyer M., Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit, Darmstadt 2002; Kurbjuweit D., Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen, Reinbek b. Hamburg 2003.

20 Bekanntlich ist die Literatur zu diesem Thema außerordentlich umfassend, nicht immer frei von pseudo-prophetischen, ja nahezu „eschatologischen“ Denkansätzen und könnte durchaus den Gegenstand einer eigenen Untersuchung bilden. Als signifikantes Beispiel sei an dieser Stelle nur das Omni-Buch: Das wird morgen sein, München 1982, 1986 genannt; dazu Chargaff E., Kritik der Zukunft, Stuttgart 1983 oder Gimpel J., Das Ende der Zukunft. Der technologische Niedergang des Westens, Paris-Holm 1995. Eine derartige Inklination gilt auch für die jeweiligen Zyklen europäischer Programme, und zwar in allen politischen Bereichen.

der Kriterienwelt der Nachhaltigen Entwicklung Europas, vom wiederholten allgemeinen Bekenntnis zu den europäischen Werten abgesehen, augenscheinlich keinerlei Beachtung gefunden.<sup>21</sup>

11. Die Propagierung einer a priori ethisch schlüssigen Nachhaltigkeit bedarf der Offenlegung und politischen Bedachtnahme eines sowohl integrativen als auch generellen Zugangs zur allen Subjekten der Bürgergesellschaft und kann sich nicht ausschließlich in positivistisch säkularen Wertesphären erschöpfen. Eine Angemessenheit der Fördermaßnahmen im Spannungsverhältnis zwischen der Erfüllung materieller und immaterieller Bedürfnisse der Bürgerinnen und Bürger ist als ein substantielles ethisches Defizit zu betrachten.

### **Weiterentwicklungsschritte – Gestaltungsanregungen**

Eine eingehende Analyse des obigen Nachhaltigkeitsverständnisses<sup>22</sup> in Relation zur Ethik lässt folgende Weiterentwicklungsschritte und Gestaltungsempfehlungen als offene Herausforderungen an die Nachhaltigkeitsentwickler und -propagatoren anregen:

1. Die in der Charta der Grundrechte der Union verankerte Menschenwürde<sup>23</sup> bedarf einer direkteren und verbindlicheren Implementierung in das Nachhaltigkeitsverständnis und in die Nachhaltigkeitspolitiken Europas.
2. Die Entwicklung einer normativen Nachhaltigkeitsgrundlage kann inhaltlich nicht generell verordnet werden, sondern bedarf einer realen, breit angelegten, multidisziplinären Herbeiziehung von Fachexperten, darunter auch Geisteswissenschaftlern, Philosophen, Ethikern und Theologen.
3. Die permanente Konzentration auf die nachhaltige Entwicklung darf nicht auf Kosten der nachhaltig zu entwickelnden Inhalte gehen.
4. Die Erfüllung einer solchen Forderung bedarf eines Umdenkens und Bewusstseinswandels auf der Ebene der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf der einen und einer entsprechenden kommunikativen und

---

21 Erweiternd s. Eun-Jeung Lee, „Asien“ und seine „asiatischen Werte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 35/36 (2003) [http://www.das-parlament.de/2003/35\\_36/Beilage/001.html](http://www.das-parlament.de/2003/35_36/Beilage/001.html).

22 Vgl. komplementär: Minsch J., Nachhaltige Entwicklung: Gedanken zur Weiterentwicklung der offenen Gesellschaft. Symposium „Gemeinsam nachhaltig wirken“, 30.9–2.10.2005, Markt Allhau: [www.forschungsgemeinschaft-sol.at/Symp2005.pdf](http://www.forschungsgemeinschaft-sol.at/Symp2005.pdf), ferner: Badura H., Wie nachhaltig ist die Nachhaltigkeit? In: Der Geschmack von Nachhaltigkeit in der entwicklungspolitischen Polemik, Europahaus Burgenland, Almanach 2004, Eisenstadt 2004, 74–80.

23 Vgl.: Fischer M., (Hrsg.), Der Begriff der Menschenwürde, Definition, Belastbarkeit und Grenzen, Frankfurt 2004, 2. überarbeitete Auflage 2005.

- kommunizierbaren Weitergabe des Wissens an die Entscheidungsträger aus Politik, Wirtschaft, Bildung und Gesellschaft auf der einen und an die Bürgerinnen und Bürger auf der anderen Seite.
5. Die Forderung der Union nach einer neuen globalen Strukturpolitik erfreut sich einer weitgehenden Richtigkeit. Sie setzt gleichzeitig einen angemessenen Wandel in ganz Europa voraus, der gegenwärtig jedoch noch ausständig zu sein scheint.
  6. Die bestehende Vorherrschaft der Funktionsorientierung in der europäischen Forschungsförderung und einer entsprechenden Interpretation von Ethik bedürfen einer angemessenen Kohärenz mit Strukturfokussierung und fachethischen Etablierung.
  7. Der von der Kommission besonders im Rahmen von Forschungsprogrammen postulierte Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft hat sich – authentischer als bisher – an den realen Bedürfnissen der Gesellschaft zu orientieren. Die Ohnmacht der Wissenschaft gegenüber der Vormacht von Politik, Wirtschaft und Technologie bedarf zwingend einer entsprechenden nachhaltigen Gleichgewichtsherstellung.
  8. Umgekehrt: Die Gemeinschaft der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wird aufgefordert, die oben kommunizierten Programme zum Gegenstand der wissenschaftlichen Interessen zu erheben und mittels der zur Verfügung stehenden Expertise zur Vermeidung politischer Fehlentwicklungen beizutragen bzw. als Ideenbringer und Korrektiv bei der Entwicklung neuer zu fungieren. Exzellenzwissen ist in Anbetracht der Strukturalität der Wissensgesellschaft ein unverzichtbares Instrument politischer Gestaltung und Beratung.<sup>24</sup>
  9. Lebendige, kreative Partnerschaften auf allen Ebenen der Entscheidungsfindung zwischen Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Bildung und Gesellschaft hätten das Potenzial, die akut bestehenden und entfremdungsträchtigen Wissensdefizite auszuschließen, nichtnachhaltige Folgeerscheinungen von vornherein zu verhindern und zu Professionalisierung der Politik wesentlich beizutragen; die Errichtung adäquater Schnittstellen scheint daher dringend erforderlich.

---

24 Vgl. dazu das Werk: Banse G., Kiepas A., (Hrsg.), Nachhaltige Entwicklung: Von der wissenschaftlichen Forschung zur politischen Umsetzung, Berlin 2005; Fobel P., Banse G., Kiepas A., (Hrsg.), Rationalität in der Angewandten Ethik, Banska Bystrica 2004; Banse G., Kiepas A., (Hrsg.), Rationalität heute, Münster-Hamburg-London 2002; Lassek R., Schlüsselfragen humaner Entwicklung, Frankfurt 2004; Badura H., Ethische Aspekte virtueller Realitäten im Kontext der EU, erscheint 2006 im Tagungsband der Int. Konferenz zum Thema Der Mensch und virtuelle Welten, Ustron/PL (10.–13.05.05).

10. Dem in Zeiten des Wandels – wie die gegenwärtige es ist – akut bestehenden Bedarf an gestaltungswirksamen Orientierungsrichtlinien und normativem Wissen d.i. nach Ethik, ist in umfassender Weise Rechnung zu tragen. Sie ist sowohl einer der zentralen Indikatoren jeder Nachhaltigkeitsstrategie an sich als auch ein zentrales Kriterium der Einhaltung und Beurteilung einschlägiger Nachhaltigkeitsforderungen und daran geknüpfter Maßnahmen.
11. Ein zeitgemäßer Zugang zur Ethik und deren gestalterische Anwendung dürfen sich nicht ausschließlich auf die Moralität des Umgangs mit den Möglichkeiten s.g. Lebenswissenschaften, moderner Medizin und Biotechnologie beschränken sondern haben, im Sinne erforderlicher Integralität, alle Lebenssphären und Zeiträume der Bürgergesellschaft und des Personalen zu berücksichtigen. Die stattfindende Priorisierung der Medizin- und Bioethik, die diesbezüglich bestehende Asymmetrie widersprechen dem Grundsatz ethischer Integralität und bedürfen – als eine nichtnachhaltige Perspektive – dringend entsprechender Nachjustierung.
12. Ethiker üben z.Zt. eine Art von Verantwortungslosigkeit und handeln nicht nachhaltig, indem sie dem Druck primär naturwissenschaftlicher Heils- und Verheißungsversprechen nachgeben, anstatt ihre Disziplin auch als einen Ort der Widerständigkeiten zu mobilisieren.<sup>25</sup>
13. Um die Objektivität und Professionalität der Ethik zu wahren und deren Bewertungsqualität nachhaltiggerecht zu sichern, sollte eine klare Unterscheidung zwischen der Handlungs- und der normgebenden Ethik-ebene eingehalten werden.
14. Das Prinzip der Kontinuität in der nachhaltigkeitsrelevanten multi- und transdisziplinären Wissensgewinnung und Wissensanwendung ist die einzige Gewähr deren Nachhaltigkeit.
15. Ein in der Gegenwart gewonnenes exaktes „Zukunftswissen“ ist allein deswegen als nicht nachhaltig zu bezeichnen, weil es – abgesehen von einigen wenigen naturwissenschaftlichen Formeln – die Unvorhersehbarkeit unmöglich scheinender Ereignisse ignoriert und die Zukunft per se zwingend zum Abbild eines wie auch immer weiter entwickelten Heute

---

25 Siehe: Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) in Wien, State-of-the-art-Studie: „Der Stand der Ethik in den Wissenschaften in Österreich, Auswirkungen, Perspektiven und Maßnahmen, Zwischenbericht 2005, S. 12; vgl. dazu Endbericht 2006 (im Besitz des Autors) <http://www.ealiz.at> und <http://www.igr.sbg.ac/mensch-sein> Vgl. dazu „Der Philosoph als Aktivist“. Hilary Putnam über Normen, Ethik und Moral, Der Standard, Album, 24.11.1995.

degradiert. Eine multi- und transdisziplinär ausgerichtete integrale Zukunftsforschung könnte dabei eine qualitätssichernde Funktion wahrnehmen.

16. Eine Nachhaltigkeitsforschung von heute ist an sich als Vorsorgeforschung zu verstehen, deren Fundament ein klares wertbasiertes Normensystem zu verkörpern hat.<sup>26</sup>

### Schlussfolgerungen

Nachhaltigkeit und Ethik sind – geht man von deren Zielrichtung aus – zwei stets gemeinsam auftretende, in ihrer Existenz aufeinander angewiesene und sich gegenseitig bedingende Phänomene. Die geschilderten Bemühungen um eine Nachhaltigkeit in allen Lebensbereichen und ihnen zugeordneten Politiken verdienen zweifelsohne eine angemessene Würdigung, Förderung und Bereitschaft zur Mitwirkung seitens aller davon unweigerlich betroffenen Bürgerinnen und Bürger. Sie verrät allerdings auch eine außerordentlich starke Bindung an die gewonnenen Lebensqualitäten von jetzt und gibt sich der Überzeugung hin, diese sowohl weltweit als auch an die Adresse der Zukunft erfolgreich und zukunftsgerichtet zwingend transferieren zu müssen. Sie assoziiert ein strategisch bindendes Annäherungsbestreben der Menschen an die Zielvorgabe, ein Fortwähren erreichter Wertigkeiten progressiv zu garantieren und an die Lebenswelten der nachkommenden Generationen zu übertragen. Sie simuliert dauerhafte, stabile Wohlbefindlichkeitssphären, generiert diese und animiert ihre Adressaten zum entsprechenden politischen und sonstigen Erfolgsstreben.

Im oben zitierten Dokument der Kommission über die europäischen Werte in einer globalisierten Welt<sup>27</sup> heißt es grundsätzlich ethisch einwandfrei: „Wir sollten uns daran erinnern, dass die Globalisierung von einem sehr menschlichen Wunsch angetrieben wird – dem Wunsch von Milliarden von Menschen, ein besseres Leben für sich und ihre Familien zu schaffen.“ (S. 10) Eine Vision, die aus der Sicht der Geschichte der Ideologien keinerlei Neuerung darstellt und in bestimmten Religionswelten ohnehin Gegenstand

26 Vgl. dazu ergänzend proVision, Vorsorge für Natur und Gesellschaft, Das Forschungsprogramm des BMBWK im Bereich der Nachhaltigkeit, Wien: <http://www.forne.at/programme/> und <http://www.umweltbundesamt.at/provision> Beachtenswert sind auch einschlägige nationale Nachhaltigkeitsprogramme (s. Deutschland) die sowohl über o.a. Internetseite der Europäischen Kommission oder auch mittels Suchmaschinen barrierefrei zugänglich sind.

27 Vgl. Anm.14.

einschlägiger Verheißungen ist. Auch der Ruf nach einem Wandel des *modus vivendi*, der einen Subjektwandel, die Klonung eines neuen Menschen voraussetzen würde, birgt keinerlei Neuigkeitswert in sich.<sup>288</sup> Hoch anzurechnen ist es der Geisteskraft des Gegenwartsmenschen auf jeden Fall, dass er die Vision einer Welt in einvernehmlicher Harmonie zwischen ihm, der Natur und Wirtschaft, eingebettet in ein weltweites Netzwerk gerecht verteilter Wohlstandsgüter – trotz aller Niederschläge – bis jetzt nicht aufgegeben hat. Der Erfolgsgrad und das Fortschrittstempo seiner ehrgeizigen Bestrebungen werden mit bestimmender Gewissheit davon abhängen, welches Ordnungssystem, welche Normwerte, welche Art von Ethik er auf dem Weg dahin befolgen und umzusetzen suchen wird.

Im Jahre 1984 sagte Carl Friedrich von Weizsäcker bei einem Vortrag in der Prognosegesellschaft in Basel: „Weltwirtschaft, Frieden der Natur, Frieden unter den Menschen, Bewusstseinswandel. Ich behaupte, dass es in keinem der vier Bereiche ein Problem gibt, das nicht durch gemeinsame Anstrengung der Vernunft lösbar wäre. Ich behaupte auch, dass unsere politischen Ordnungen, unser gesellschaftlicher Zustand und unsere seelische Verfassung diese gemeinsame Vernunft fast unmöglich machen.“<sup>29</sup>

Ich wünsche Ihnen, uns allen und – im Namen der Nachhaltigkeit – den nachkommenden Generationen, dass er entweder kein Recht behält oder dass es lediglich beim „fast“ bleibt und bin davon überzeugt, dass er sich, wenn es wirklich dabei bliebe, darüber nur freuen würde.

---

28 Auch zu diesem Zugang gibt es eine Fülle an Literatur. Siehe u.a. Hondrich K.O., *Der neue Mensch*, Frankfurt a.M., 2001

29 Ders., *Bewusstseinswandel*, München-Wien 1988, 26. Vgl. dazu Badura H., *Europa und die Schicksalhaftigkeit des europäischen Menschen*. In: *Pannonia. Magazin für Internationale Zusammenarbeit* 2(1998)38–40 (Auszug); Höhle V., *Die Krise der Gegenwart und die Verantwortung der Philosophie*, München 1990, Ders., *Philosophie der ökologischen Krise*, ebd. 1991

Uwe-Jens Heuer

## **Marxismus und Glauben<sup>1</sup>**

Vortrag im Plenum der Leibniz-Sozietät am 12.10.2006

Ich habe vor 1990 immer wieder Überlegungen zum Verhältnis von Marxismus und Religion angestellt, denen ich mich nach meiner Emeritierung ausführlich widmen wollte. Tatsächlich aber schlug ich statt dessen 1990 den Weg zur Politik, zum Deutschen Bundestag ein. Vor drei Jahren sah ich dann die Möglichkeit, mich mit diesem Thema gründlich zu befassen. Wie immer, wenn man ein ganz neues Thema angeht, lernt man in kurzer Zeit sehr viel hinzu, ringt aber immer mit dem (auch) Selbstvorwurf des Dilettantismus.

Ich muß mich heute bei der Darstellung meiner Ergebnisse zum Thema „Marxismus und Religion“ (schließlich habe ich mich mit den drei Offenbarungsreligionen und auch der Aufklärung ausführlich beschäftigt) auf drei Fragen beschränken:

1. die Position des noch nicht Staat gewordenen Marxismus zu den drei Offenbarungsreligionen,
2. das Verhältnis des sozialistischen Staates zur Religion am Beispiel von Sowjetunion und DDR und
3. gleichsam als Resümee der Platz des Glaubens im Marxismus der Gegenwart.

### **1. Marx und Engels zur Religion.**

Den grandiosen Auftakt der modernen Religionskritik bildete die Aufklärung, die in Holland und England begann, ihren materialistischen Höhepunkt in Frankreich, ihren idealistischen in Deutschland erreichte, an die dann Marx und Engels anknüpften.

1880 schrieb Engels: Damals wurde „der denkende Verstand ... als alleiniger Maßstab an alles angelegt“. Inzwischen allerdings wisse man, daß

---

1 Uwe-Jens Heuer hat zu diesem Thema soeben ein Buch veröffentlicht: *Marxismus und Glauben*. VSA-Verlag Hamburg 2006, 316 Seiten, € 19.80, ISBN 3-89965-176-6. Die Redaktion.

dieses künftige Reich der Vernunft weiter nichts war, als das idealisierte Reich der Bourgeoisie<sup>2</sup>.

Die Positionen von Karl Marx und Friedrich Engels zur Religion bildeten sich zunächst im Kreis der Junghegelianer heraus, die – anknüpfend an das Werk Hegels – die Ideen der Aufklärung wieder aufnahmen.

Marx hatte sich seit 1838/1839 vollständig von der Universität gelöst, seine geistige Heimat wurde der Doktorklub, die Junghegelianer, die Diskussionen in der Hippelschen Weinstube in der Französischen Straße. Alle waren unter dreißig, wollten das Werk Hegels gegen den preußischen Staat wenden, wurden von oppositionellen Liberalen zu revolutionären Demokraten<sup>3</sup>.

Nach anfänglich scharfer Abgrenzung schrieb Engels 1886 rückblickend: Gegen Ende der dreißiger Jahre sei die Spaltung in der Hegelschen Schule mehr und mehr hervorgetreten. Die junghegelsche Schule enthüllte sich „in der ‚Rheinischen Zeitung‘ von 1842 direkt als die Philosophie der aufstrebenden radikalen Bourgeoisie ... Die Politik war aber damals ein sehr dorniges Gebiet, und so wandte sich der Hauptkampf gegen die Religion“ (MEW 21/271).

Dieser Kampf war das gemeinsame Anliegen aller Junghegelianer. Es wurde jetzt – verkürzt gesagt – der Kampf der Aufklärung gegen das ancien regime nachvollzogen, diesmal im Vorfeld der deutschen Revolution. Den Erfolg dieses Kampfes postulierte Marx 1844 recht apodiktisch in seiner Schrift „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“: „Für Deutschland ist die Kritik der Religion im wesentlichen beendet, und die Kritik der Religion ist die Voraussetzung aller Kritik“ (MEW 1/ 378).

Heinz und Ingrid Pepperle haben den historischen Rang dieser philosophischen Bewegung deutlich gemacht. Den Beginn dieser Schule setzen sie mit dem Erscheinen des Straußschen Buches „Das Leben Jesu“ (1835) an (S. 15). Unter ausdrücklicher Berufung auf die Arbeiten der Pepperles hat Martin Hundt in unserer Sozietät am 17.2.2000 gefordert, anzuerkennen, daß Marx und Engels „für eine bestimmte Etappe ihrer Entwicklung selbst Junghegelianer waren“.<sup>4</sup>

Am konsequentesten war der 1804 geborene Ludwig Andreas Feuerbach, Sohn des wohl berühmtesten deutschen Strafrechtlers Paul Johann Anselm Feuerbach. Sein grundlegendes Werk war 1841 „Das Wesen des Christen-

2 K. Marx, F. Engels, Werke Bd. 1 ff., Berlin 1964 ff, hinfort als MEW zitiert, Bd. 19, S. 189 f.

3 Vgl. Die Hegelsche Linke, Dokumente zu Philosophie und Politik im deutschen Vormärz, Hrsg. H. und I. Pepperle, Leipzig 1985, Einleitung, S. 14.

4 M. Hundt, Was war der Junghegelianismus?, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 40, Jahrgang 2000, S. 10.



tums“. Für Feuerbach war die Religion wesentlich Ausdruck eines praktischen Bedürfnisses. Sie entstünde aus dem Bewußtsein der Beschränktheit des Einzelnen gegenüber der Gattung und im Ergebnis eines Endlichkeits- und Abhängigkeitsgefühls. Sie sei der Versuch, auf illusionäre Weise, nicht durch Wissenschaft und Arbeit, diese Abhängigkeit zu überwinden.

Anders als in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts wird hier die Religion als Produkt individueller Situationen der Menschen und gesellschaftlicher Verhältnisse gesehen, wenngleich diese Verhältnisse nur begrenzt in ihrer Widersprüchlichkeit und Entwicklung erkannt werden. Gott wird von Feuerbach als charakteristischer Ausdruck einer Verkehrung von Subjekt und Objekt gesehen, eine Schöpfung des Menschen werde zum Schöpfer gemacht, ordnet sich den Menschen unter. Marx hat im 1. Band des Kapitals die Parallele zur kapitalistischen Produktion hergestellt: „Wie der Mensch in der Religion vom Machwerk seines eignen Kopfes, so wird er in der kapitalistischen Produktion vom Machwerk seiner eignen Hand beherrscht“ (MEW 23/649).

Engels schrieb rückblickend 1888 über den Eindruck, den das „Wesen des Christentums“ 1841 machte: „Mit einem Schlag zerstäubte es den Widerspruch, indem es den Materialismus ohne Umschweife wieder auf den Thron erhob. Die Natur existiert unabhängig von aller Philosophie; sie ist die Grundlage, auf der wir Menschen, selbst Naturprodukte, erwachsen sind; außer der Natur und den Menschen existiert nichts, und die höhern Wesen, die unsere religiöse Phantasie erschuf, sind nur die phantastische Rückspiegelung unsres eignen Wesens. Man muß die befreiende Wirkung dieses Buchs selbst erlebt haben, um sich eine Vorstellung davon zu machen. Die Begeisterung war allgemein: Wir waren alle momentan Feuerbachianer“ (MEW 21/272).

Marx stellte mit der in den *Deutsch-französischen Jahrbüchern* 1844 veröffentlichten Schrift „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie“ seine nun ausgearbeitete Konzeption vor. Er verfolgte einen doppelten Zweck. Einmal nahm er die Religionskritik seiner neuhegelianischen Mitkämpfer auf und zugleich verkündete er mit der Beendigung der Kritik der Religion in Deutschland die Verwandlung der Kritik des Himmels in die Kritik der Erde. Es ist offensichtlich, daß die Religionskritik in Wirklichkeit damals nicht an ihr Ende gekommen war, wird sie doch immer benötigt, solange es Religion gibt, und der Zeitpunkt des Endes der Religion ist auch heute noch längst nicht gekommen. Worum es aber Marx ging, war – in Vorbereitung der heranreifenden Revolution – ein weiterer Eingriff in die Praxis, der die Religion als erstmal erledigt hinter sich ließ.

Seine Ausführungen zur Religion spiegeln den Stand der Debatte unter den Linkshegelianern wider. „Dieser Staat, diese Sozietät produzieren die Religion, ein verkehrtes Weltbewußtsein, weil sie eine verkehrte Welt sind. Die Religion ist die allgemeine Theorie dieser Welt, ... ihre Logik in populärer Form, ... ihr allgemeiner Trost- und Rechtfertigungsgrund. ... Der Kampf gegen die Religion ist also mittelbar der Kampf gegen jene Welt, deren geistiges Aroma die Religion ist.“ Der Kampf gegen die Religion kann also nicht im Mittelpunkt stehen, da sie objektive Grundlagen hat. Der Atheismus ist für Marx und Engels selbstverständlich, aber mit ihm allein ist das Elend nicht zu beseitigen. Die Religion enthält sogar ein Protestpotential. „Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protestation gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volks“ (MEW 1/378), nicht Opium *für* das Volk, wie oft gerne unrichtig zitiert wird. 1884 schrieb Engels an Eduard Bernstein, „daß Atheismus nur eine Negation ausdrückt, haben wir selbst schon vor 40 Jahren gegen die Philosophen gesagt, nur mit dem Zusatz, daß der Atheismus, als bloße Negation der Religion und stets sich auf Religion beziehend, ohne sie selbst nichts, und daher selbst noch eine Religion ist“ (MEW 36/186).

Es sei also eine Kritik ganz anderer Art notwendig. „Die Forderung, die Illusionen über seinen Zustand aufzugeben, ist die Forderung, einen Zustand aufzugeben, der der Illusionen bedarf. Die Kritik der Religion ist also im Keim die Kritik des Jammertales, dessen Heiligenschein die Religion ist. ... Die Kritik des Himmels verwandelt sich damit in die Kritik der Erde, die Kritik der Religion in die Kritik des Rechts, die Kritik der Theologie in die Kritik der Politik“.

Auf der Höhe der Gegenwart sei nur die deutsche Philosophie, die nun ihrerseits aufgehoben werden müßte. Und jetzt erfolgt sofort der nächste gewaltige Schritt hin zur sozialen Revolution. Die Waffe der Kritik könne die Kritik der Waffen nicht ersetzen, „die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift. ... Der evidente Beweis für den Radikalismus der deutschen Theorie, also für ihre praktische Energie, ist ihr Ausgang von der entschiedenen positiven Aufhebung der Religion.“ Die Kritik der Religion, fügt Marx in offensichtlicher Anknüpfung an Kant, ihn konkretisierend hinzu, „endet mit der Lehre, daß der Mensch das höchste Wesen für die Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein ver-

lassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (MEW 1/379, 385). Auf die hier geforderte entschiedene positive Aufhebung der Religion, also das Eingeständnis einer Lücke, werde ich im 3. Teil eingehen. Der Träger der notwendigen sozialen Revolution könne nur das Proletariat sein. (MEW 1/390 f.)

Sicher war alles das, was Marx hier auf nicht mehr als 14 Seiten (der MEW) entwarf, nicht so praktisch; wie erklärt, werden die Widersprüche nicht konkret deutlich, ist vieles noch Hegelscher Idealismus, seine Freude am Wortspiel. Es waren bis jetzt nur Skizzen einer neuen Weltsicht, einer neuen Philosophie.

Entscheidend aber war die ökonomische Lücke, um den Gefahren idealistischen Abhebens zu entgehen. Hier bot ein von Friedrich Engels aus Manchester im selben Heft der *Deutsch-französischen Jahrbücher* veröffentlichter Artikel unter der Überschrift „Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie“ den neuen Ansatz (MEW 1/499–592).

Marx nahm 1844 in seinen – erst 1932 veröffentlichten – „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten“ diese Position auf. Dabei zieht er eine Parallele zur Religion.

„Je mehr der Arbeiter sich ausarbeitet, um so mächtiger wird die fremde, gegenständliche Welt, die er sich gegenüber schafft ..., um so weniger gehört ihm zu eigen. ... Es ist ebenso in der Religion. Je mehr der Mensch in Gott setzt, je weniger behält er in sich selbst.“ (MEW 40 – Erg. Bd. 1. Teil 1 / 468, 512). „Der Satz, daß der Mensch seinem Gattungswesen entfremdet ist, heißt, daß ein Mensch dem andern, wie jeder von ihnen dem menschlichen Wesen entfremdet ist“ (518). Die hier aufgedeckte Parallelität von religiöser und ökonomischer Entfremdung war ein wichtiger Schritt in der Entwicklung der Analyse der Religion einerseits, der Ökonomie andererseits.

In der „Deutschen Ideologie“ grenzten sich Marx und Engels eindeutig von der „idealistische(n) Geschichtsanschauung“ ab und stellen ihr eine andere Geschichtsauffassung entgegen, die vom „wirklichen Produktionsprozeß, und zwar von der materiellen Produktion des unmittelbaren Lebens“ ausgeht. Sie „erklärt nicht die Praxis aus der Idee, erklärt die Ideenformationen aus der materiellen Praxis“<sup>5</sup>.

5 Ein Teil des Textes jetzt in Marx-Engels-Jahrbuch 2003, Karl Marx, Friedrich Engels Joseph Weydemeyer, Die Deutsche Ideologie, Text und Apparat, Berlin 2004, Hrsg. v.d. Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam, Text S. 28. Die hier erfolgte „Dekonstruktion des Textes korrigiert gegenüber dem Text in MEW Bd. 3 erhebliche Umstellungen, auch im Originaltext nicht vorhandene Überschriften. Der im Editorial (S. 3 f.) und in der Einführung (S. 12 f.) immer wieder durchscheinende Fälschungsvorwurf ist am Text nicht festzumachen.

Marx und Engels haben die von den materiellen Verhältnissen abzuleitenden Bewußtseinsformen als Flausen, Reflexe, Echos, Nebelbildungen damals sehr abwertend charakterisiert. Sie sprechen vom materialistischen Zusammenhang, der eine Geschichte hat, „auch ohne daß irgend ein politischer oder religiöser Nonsens existiert, der die Menschen noch extra zusammenhalte ... Die Moral, Religion, Metaphysik & sonstige Ideologie & die ihnen entsprechenden Bewußtseinsformen behalten hiermit nicht länger den Schein der Selbständigkeit. Sie haben keine Geschichte, sie haben keine Entwicklung“ (S. 15, S. 115 f.). „Für die Masse der Menschen, d.h. das Proletariat, existieren diese theoretischen Vorstellungen nicht, brauchen also für sie auch nicht aufgelöst zu werden“ (S. 34).

Es gab auch andersgerichtete Formulierungen. Dennoch wird hier das Eigengewicht der Ideologie, darunter auch der Religion im Grundsatz gelehnet. Eine eigene, wenn auch abgeleitete Geschichte wird ihr nicht zugestanden, vor allem hat sie keine Zukunft. Von Protest gegen bestehende Verhältnisse, von positiver Aufhebung der Religion ist nicht mehr die Rede. Im Kampf gegen die Bestrebungen einer Reihe der Junghegelianer, die „Bewußtseinsveränderung“ in den Mittelpunkt zu stellen, kam es Marx und Engels darauf an, das von ihnen entdeckte Hauptprinzip, die welthistorisch neue materialistische Gesellschaftskonzeption mit aller Deutlichkeit herauszuarbeiten, wobei sie vor Überspitzungen nicht zurückscheuten. Da war, wie Engels später schrieb, „nicht immer Zeit, Ort und Gelegenheit, die übrigen an der Wechselwirkung beteiligten Momente zu ihrem Recht kommen zu lassen“ (MEW 37/465).

Marx hatte dann 1859 in seinem Vorwort zur Kritik der Politischen Ökonomie eine wesentlich differenziertere theoretische Grundposition zum historischen Materialismus vorgelegt. Man müsse unterscheiden „zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten“ (MEW 13/9).

Jetzt ist also von einem eigenständigen, wenn auch abgeleiteten Kampffeld, wo eigene Entscheidungen fallen, die Rede. Daraus ergibt sich auch das Gewicht von Einrichtungen, etwa der Kirche, die die Vorstellungen durchsetzen und vereinheitlichen. Dieses eigene und sich zuweilen schlagartig verändernde Kräfteverhältnis im Überbau ist die Voraussetzung seiner Eigenständigkeit und damit seiner aktiven Rolle. In seinen Altersbriefen ver-

wandte Engels dann das Bild der letzten Instanz für die ökonomische Lage als Basis (vgl. etwa den Brief an Joseph Bloch 1890, MEW 37/463).

Beantwortet werden mußte und muß auch heute, warum es diese Art von Widerspiegelung etwa in der Gestalt der Religion überhaupt gibt. Marx hatte schon im ersten Band des Kapitals vermerkt, daß in der Religionsgeschichte nicht von der materiellen Basis abstrahiert werden dürfe. „Es ist in der Tat viel leichter, durch Analyse den irdischen Kern der religiösen Nebelbildungen zu finden, als umgekehrt, aus den jedesmaligen wirklichen Lebensverhältnissen ihre verhimmelten Formen zu entwickeln“ (MEW23/393). Die Beantwortung dieser Frage war – wie wir gesehen haben – von Marx und Engels im Gefolge von Feuerbach in Angriff genommen worden, sie geriet aber später immer mehr aus dem Blickfeld.

Von dieser theoretischen Position zu den materiellen Voraussetzungen der Überwindung der Religion her, nämlich der Aufhebung der fremden Knechtung der Gesellschaftsmitglieder her, war es nur konsequent, daß Engels im Anti-Dühring 1877/78 sich gegen Dühring wandte, der das nicht abwarten könne, dekretieren wolle. „Er überbismarckt den Bismarck ... Wohin wir blicken, spezifisch preußischer Sozialismus“ (MEW 20/294 f.). In einem Artikel von 1894 zur Geschichte des Urchristentums sah Engels euphorisch Ähnlichkeiten von Christentum und Sozialdemokratie: „Trotz aller Verfolgungen, ja sogar direkt gefördert durch sie, dringen beide siegreich, unaufhaltsam vor. Dreihundert Jahre nach seinem Entstehen ist das Christentum anerkannte Staatsreligion des römischen Weltreichs, und in kaum sechzig Jahren hat sich der Sozialismus eine Stellung erobert, die ihm den Sieg absolut sicherstellt.“ (MEW 22/449 f.). Diese Entwicklung zur Staatsreligion hätte auch ganz andere Schlußfolgerungen und Befürchtungen hinsichtlich der Arbeiterbewegung erlaubt.

Anfänglich waren alle drei von mir untersuchten Religionen noch nicht von einer Klassenspaltung bestimmt, gab es keine monarchische Spitze und keine Zentralgewalt. Erst später kam die Verbindung mit dem Staat und damit die Anerkennung von Gewaltanwendung im Innern wie nach Außen. Am schnellsten vollzog sich dieser Prozeß beim Islam, bei den Juden dauerte er länger. Am krassesten war der Bruch im Christentum. Die Christen gehörten sehr lange zu den Verfolgten, veränderten ihre Position dann aber radikal. Die Konstantinische Wende (um 337) hat die christliche Kirche mit dem Staat verkoppelt und gleichzeitig dem Volk weitgehend entfremdet. Helmut Gollwitzer resümierte in einem Rundfunkvortrag des Jahres 1972 „Zum Problem der Gewalt in der christlichen Ethik“: „Mit seinem Selbstopfer, mit Liebes-

hingabe und Gewaltverzicht begründet Gott in Christus eine neue Welt, <wo Gewalt von Menschen gegen Menschen keine Stelle mehr hat>. Dieser Grundwiderspruch aber wird mit und seit der Konstantinischen Wende versteckt; was bisher undenkbar war, geschah damals: Der Kaiser wurde Christ – und bleibt Kaiser.“<sup>6</sup>

Die enge Verbindung der Religion mit dem Staat, mit den Herrschenden nahm ganz unterschiedliche Formen an. Die Juden hatten die meiste Zeit überhaupt keinen staatlichen Partner. Bei den Muslimen war der Kalif oder Sultan zugleich religiöses und politisches Oberhaupt. Die Ostkirche und später die russische Kirche waren dem Kaiser bzw. Zar unterworfen. Die katholische Kirche war eine internationale ideologische, aber auch politische Macht, die sich allmählich dem Kaiser überordnete. Luther stürzte die Macht der Kirche, mußte aber dann seine Kirche dem Landesherrn unterstellen.

Im Gegensatz etwa zu den mystischen Religionen Indiens „tendieren Judentum, Christentum und Islam ... fast natürlicherweise dazu, andere Religionen von vornherein auszuschließen ....., sie zu bekämpfen, ja zu zerstören“ (Hans Küng, *Das Judentum*, München Zürich 1999,2004, S. 57. Ich habe mich bei meiner Darstellung der drei Offenbarungsreligionen stark auf die Schriften Hans Küngs gestützt). Die schärfste Kampfansage an die Anhänger anderer Kirchen wie an Heiden erfolgte auf dem Konzil von Florenz 1442: „Niemand außerhalb der katholischen Kirche, weder Heide noch Jude noch Häretiker oder Schismatiker, kann des ewigen Lebens teilhaftig werden, vielmehr wird er eingehen ins ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, wenn er sich ihr – der katholischen Kirche – vor dem Tod anschließt“ (ebenda S. 189).

## 2. Staat und Kirche im Sozialismus.

Auch der Marxismus veränderte sich mit der Staatswerdung. Das betraf sowohl sich herausbildende Züge einer Quasireligion wie den Umgang mit Kirche und Religion.

Die Position der Bolschewiki trug bereits auch eigene, von den russischen Verhältnissen geprägte Züge. Ende 1905 veröffentlichte Wladimir Iljitsch Lenin in knapper Form seine Position zu „Sozialismus und Religion“: „Die Religion ist eine von verschiedenen Arten geistigen Joches, das überall und allenthalben auf den durch ewige Arbeit für andere, durch Not und Vereinsamung niedergedrückten Volksmassen lastet“. Lenin zitiert dann von Marx

6 G. Orth, Helmut Gollwitzer, Mainz 1995, S. 105 f.

den Satz von der Religion als Opium des Volkes, fügt aber noch eine wesentliche Verschärfung hinzu: „Die Religion ist eine Art geistigen Fusels, in dem die Sklaven des Kapitals ihr Menschenantlitz und ihre Ansprüche auf ein halbwegs menschenwürdiges Leben ersäufen“. Auch Lenin zieht – wie einst Marx und Engels – eine sehr positive Erfolgsbilanz des Kampfes für den Atheismus. Er forderte gleich anderen Sozialisten die Erklärung der Religion dem Staat gegenüber als Privatsache und wandte sich gegen die Erwähnung der Konfession in amtlichen Dokumenten. Das gelte aber nicht für die Partei. „Die Einheit dieses wirklichen revolutionären Kampfes der unterdrückten Klasse für ein Paradies auf Erden ist uns wichtiger als die Einheit der Meinungen der Proletarier über das Paradies im Himmel“. Man dürfe keine Zersplitterung der Kräfte des wirklich revolutionären Kampfes „um drittrangiger Meinungen oder Hirngespinnste willen zulassen“ (Lenin Werke, Berlin 1955 ff., 10/ 70–74).

Mitte 1909 betonte Lenin in einem weiteren grundsätzlichen Artikel: „Der Marxismus betrachtet alle heutigen Religionen und Kirchen, alle religiösen Organisationen stets als Organe der bürgerlichen Reaktion, die die Ausbeutung verteidigen und die Arbeiterklasse verdummen und umnebeln sollen“. Unter Berufung auf den Anti-Dühring lehnte er eine Kriegserklärung an die Religion ab. „Wir stünden der Religion ebenso schonungslos feindlich gegenüber wie die französischen Enzyklopädisten oder der Materialismus Feuerbachs“, aber wir erklärten die Religion materialistisch. Die These „Der Sozialismus ist meine Religion“ sei bei einfachen Agitatoren verzeihlich, nicht aber bei Literaten wie Lunatscharski, wo sie eine Form des Übergangs vom Sozialismus zur Religion sei. (Lenin Werke, 15/ 406–412).

Lunatscharski hatte 1908 und dann 1911 zwei Bände „Religion und Sozialismus“ veröffentlicht. Er wollte den „Platz des Sozialismus innerhalb anderer religiöser Systeme“ bestimmen.<sup>7</sup> Dabei ging es ihm keineswegs darum, einen überirdischen Gott in den Marxismus einzuführen. Er plädierte vielmehr für eine „Religion ohne Gott“ ( Bd. 1 S. 29) bzw. für eine Religion, in welcher „Gott der Mensch selbst ist“ (Bd. 2 S. 356). Er sah dabei das Wesen der Religion darin, daß weltanschauliche Konzepte nicht allein Wissen zu vermitteln, sondern auch moralische Haltungen, Gefühle und Ideale auszubil-

7 A. Lunatscharski, Religion und Sozialismus, Bd. 1 Petersburg 1908 S. 8, Bd. 2 Petersburg 1911. D. Wittich, der Lunatscharskis Positionen wiedergibt, hielt das Anliegen Lunatscharskis für ein „praktisch außerordentlich wichtiges“, sah aber zugleich problematische Auswirkungen (Wittich, Warum und wie Lenins philosophisches Hauptwerk entstand, Berlin 1985, S. 24 f.

den haben. Es müsse auch dem Marxismus darum gehen, Altruismus, Liebe, Hoffnung, Freude und insbesondere Ideale zu wecken (Bd. 1 S. 30). Von einem Übergang zum religiösen Glauben konnte also wohl keine Rede sein.

Lenin hatte die Grundeinschätzungen von Marx und Engels übernommen, aber die Tonart wesentlich verschärft und den Trennungsstrich entschiedener gezogen. Es gibt bei ihm keinen Bezug zu progressiven Seiten der Religion, zu einer positiven Aufhebung. Eine Ursache hierfür war der historisch gewachsene spezifische Charakter der russischen orthodoxen Kirche.

Das orthodoxe Paradigma trug „auch in Rußland von Anfang an einen stark traditionalistischen und monastischen (klösterlichen U.-J. H.) Charakter“. Es gab keine ketzerische Bewegung, zu den Anfängen zurückzukehren, keine Reformation. Schließlich erfolgte die Unterordnung unter den von Peter dem Großen gegründeten absoluten Staat (Hans Küng, *Das Christentum München Zürich* 1999, 2003, S. 311–324). So mußte, schließt Küng, trotz „der Geist und Gemüt zugleich ansprechende(n) Liturgie“ (S. 331), „die orthodoxe Kirche für das Volk je länger desto mehr nicht nur als Gefangene, sondern zusammen mit Adel, Armee und Polizei als Garantin und Stütze des zaristischen Regimes erscheinen. Religion war im Lauf der russischen Geschichte weithin Opium für die Masse des einfachen Volkes geworden. Trost in einem oft entbehrungsreichen Leben gewiß, aber oft noch mehr Vertröstung“ (S. 325 f.). Ein nach der Februarrevolution 1917 durchgeführtes Konzil sprach sich für die Fortsetzung des Krieges und gegen den Frieden von Brest-Litowsk aus (S. 329). Die zweite Ursache war das Ziel Lenins, die unbedingte theoretisch-ideologische Geschlossenheit der künftigen Avantgarde der heranreifenden zweiten Revolution zu gewährleisten. Die Schärfe der Auseinandersetzung mit Lunatscharski, in der es keinerlei Differenzierung gab, ist nur so zu erklären.

Im Feuer von Revolution und Bürgerkrieg konnte von Behandlung der Religion durch den Staat als Privatsache keine Rede mehr sein. Die orthodoxe Kirche erwies sich als Parteigänger des alten Systems. Die Härte und Unbarmherzigkeit der Auseinandersetzung richtete sich auch gegen die Priester, wie Manfred Hildermeier in seiner *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991*, München 1989, schreibt. Die Kirche besaß nach wie vor große Macht, die sie gegen die Oktoberrevolution einsetzte. Im Juni 1917 hatte die provisorische Regierung die Nationalisierung der kirchlichen Schulen beschlossen. Der Enteignung auch des kirchlichen Grundbesitzes durch das Landdekret der Revolution folgte am 28. 1. 1918 die vollständige Aufhebung der Symbiose von Staat und Kirche. Der Kirche wurde untersagt, Schulen zu betreiben und



rechtsverbindliche Ehen zu schließen sowie Abgaben zu erheben. Ihr Vermögen wurde in staatliches Eigentum überführt. Tausende von Christen wurden im Bürgerkrieg getötet. Die Kirche war zu einer Privatgesellschaft unter anderen geworden. Beide Seiten, der neugewählte Patriarch Tichon auf der einen, die führenden Bolschewiki auf der anderen Seite unternahmen die heftigsten Angriffe. Das revolutionäre Regime wurde durch „eine der führenden Persönlichkeiten des Konzils im Juni 1918 mit der Herrschaft des apokalyptischen Tiers“ gleichgesetzt. Andererseits wurden kirchliche Wertgegenstände konfisziert, um Hilfsgüter zur Linderung der Hungersnot kaufen zu können. Ein Protest der niederen Geistlichkeit gegen die aus den Klöstern rekrutierten Bischöfe war letztlich ohne Erfolg. Ein restloses Zerschlagen der Kirche erfolgte nicht. Nach Verkündung der NÖP wurden der Kirche, die zur Loyalität bereit war, erhebliche Rechte eingeräumt. Gleichzeitig wurde die atheistische Propaganda forciert.<sup>8</sup>

Anfang der dreißiger Jahre gewann auch die Auseinandersetzung mit der Kirche wieder an Schärfe, begann „der dritte und verheerendste Sturm auf gegen Kirche und Religion“, wie Hildermeier formuliert. Ein Dekret „über religiöse Vereinigungen“ vom 8. April 1929 legalisierte Zusammenschlüsse gläubiger Bürger jedweden Bekenntnisses und entsprechende Gebetsgebäude sowie religiöse Kongresse. Allerdings war ihnen untersagt, Unterstützungskassen zu gründen, außerhalb ihrer Gebäude religiöse Unterweisung zu erteilen und für ihre Ziele zu werben. Dann wurden alle Äußerungen außerhalb dieser Gebäude untersagt. Im Januar 1930 wurden angesichts des katastrophalen Mangels an Wohnraum die Angehörigen aller nicht wahlberechtigten Gruppen, darunter auch die Geistlichkeit, aus öffentlichen Wohnungen ausgewiesen. Die Atheistenbewegung wurde immer aktiver, versiegelte Kirchen und Kapellen, in neuen Siedlungen wurde keine mehr errichtet, und verbrannte Ikonen. Der Massenterror erfaßte auch die Kirche (S. 580–584).

Die entscheidende Wende trat dann 1941, mit dem Überfall Nazideutschlands und seiner Verbündeten auf die Sowjetunion ein. Der Patriarchatsverweser Sergij verfaßte bereits am Tage des Überfalls ein Sendschreiben, in dem er die „Angreifer mit den tatarischen Horden Batus, den Rittern des Deutschen Ordens und den Heerscharen Karls XII. und Napoleons verglich“. Die Kirche segne die „Verteidigung der heiligen Grenzen“ des „Vaterlandes“ und bete für den Sieg. Am 4. September 1943 empfing Stalin Sergij und die Metropolen von Leningrad und Kiew. Sergij wurde zum Patriarchen be-

---

8 M. Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991*, München 1998, S. 329–333.

stimmt. Ein Rat für Kirchenangelegenheiten wurde gebildet. Insgesamt konnte sich die Kirche seit „Sommer 1941 und besonders seit Herbst 1943 ... so ungehindert betätigen wie nie zuvor zu sowjetischer Zeit“ (Hildermeier S. 665–667).

Parallel zur Verfolgung der Kirche verlief die Entwicklung quasireligöser Züge im Marxismus. Die Diskussion um Richtigkeit oder Falschheit von Analysen war von der Entgegensetzung „unserer“ und feindlicher Schlußfolgerungen abgelöst worden. In vielem handelte es sich nicht mehr um wissenschaftliche Aussagen, die überprüft werden konnten, sondern um Glaubenssätze. Der damit einsetzende Gesetzesglaube reichte von der Verwandlung der Marxschen Darstellung der aufeinander folgenden Produktionsweisen (Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie, MEW 13/9) in ein allgemeines Schema, das die Denkmöglichkeit eines Rückschritts zum Kapitalismus bewiese, über die „philosophisch“ gestützte Ablehnung der Kybernetik, der Morganschen Genetik und der Relativitätstheorie, bis zur Behauptung, daß fast alle Mitglieder des Leninschen ZK von Anfang an Veräter gewesen seien und der Charakterisierung Jugoslawiens als Titofaschismus. Zu diesem quasireligiösen Glauben gehörte auch ein Quasiprophet in Gestalt Stalins.

Die unterschiedliche Ausgangsposition in den sozialistischen Ländern und spätere Veränderungen in den Kräfteverhältnissen in den einzelnen Ländern, aber auch zwischen den „Blöcken“ spiegelten sich auch im jeweiligen Verhältnis von Staat und Kirche, von Marxismus und Religion wider. Pedro Ramet hat 1987 in seinem Buch „Cross and Commissar“ die Religions-politik in Osteuropa und der UdSSR dargestellt.<sup>9</sup> Im Anschluß an Überlegungen zum Verhältnis von Modernisierung und Religion erfolgte eine knappe vergleichende Beurteilung der Lage in den einzelnen Ländern. „Ostdeutschland ist in religiösen Angelegenheiten in vieler Hinsicht das liberalste der neun Länder“. Albanien, wo alle Religionen 1967 für illegal erklärt wurden, sei das rauheste Terrain für religiöse Organisationen, gefolgt von der UdSSR, der Tschechoslowakei und Rumänien (S. 10).

Ich denke, daß es sinnvoll ist, an Hand der DDR-Entwicklung exemplarisch eine – von heftigen Repressionen in der Eingangsphase 1952/53 abgesehen – sich von der Dominanz des sowjetischen Modells lösende, strategische Konzeption der längerdauernden Koexistenz von Staat und Kirche, Marxismus und Religion vorzustellen.

9 P. Ramet, *Cross and Commissar*, Bloomington und Indianapolis 1987, S. 3 f.

Sie war von überzeugten Sozialisten konzipiert und ermöglichte eine Koexistenz beider Seiten ohne große und nicht beherrschbare Konflikte bei eindeutiger Dominanz der Staatsmacht und des von ihr intendierten Marxismus. Das hing natürlich auch von den besonderen Bedingungen eines Sozialismus zusammen, der in einem geteilten Lande in dem wesentlich kleineren und schwächeren Ostteil aufgebaut werden sollte und bis zum Schluß von dieser Situation geprägt war. Dieser Weg konnte erst nach dem Bau der Mauer 1961 beschritten werden, weil erst von diesem Zeitpunkt an die Evangelische Kirche des Ostens schrittweise gezwungen war, über ihre Rolle in der DDR, die jedenfalls längere Zeit existieren würde, und damit über eine Emanzipation von der Westkirche nachzudenken. An 10.6.1969 wurde ein Bund der evangelischen Kirchen in der DDR gegründet. Den Höhepunkt der Normalisierung bildete dann 1978 ein Gespräch evangelischer Kirchenführer mit Erich Honecker. Die durchaus vieldeutige These von der Kirche im Sozialismus spiegelte den *modus vivendi* wider.

Er zeigte, daß in der DDR noch weit mehr Kompromisse als in den anderen osteuropäischen Ländern erforderlich waren, wobei das Bemerkenswerte ist, dass ein Sozialismus, der zu Kompromissen gezwungen ist, offenbar anziehender wirken kann. Das Ende dieses Weges ging nicht von der Kirche aus, sondern von der Veränderung des gesamten Kräfteverhältnisses, national und vor allem international.<sup>10</sup>

Die sozialistische Ideologie (die wie jede Ideologie auch Elemente des Glaubens enthält) war in der DDR Grundlage der Absage an die Vergangenheit und zugleich Wegweisung für die Zukunft. Ohne eine solche Ideologie, die von der Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus ausging und die, ein spätes Kind der Aufklärung, den Aufbau einer Gesellschaft aus dem Kopf für möglich und notwendig hielt, wäre dieser DDR-Sozialismus nicht möglich gewesen.<sup>11</sup>

Aber die Differenz von Ideologie und Wissenschaft mußte mit wachsenden inneren Widersprüchen und der fehlenden Bereitschaft und Fähigkeit, auf sie strategisch zu reagieren, zu immer weiterer Abschottung der Ideologie von der Entwicklung der Wissenschaft führen.

---

10 Vgl. dazu D. Pollack, *Kirche in der Organisationsgesellschaft*, Stuttgart Berlin Köln. W. Engler, *Verstrickung ins Diesseits*, DIE ZEIT vom 2. 12. 1994, der den Materialreichtum des Buches von Pollack betont, aber zugleich die Vermengung von Werturteilen und theoretischer Analyse moniert.

11 Vgl. E. Hahn, *Zur Rolle der Ideologie*, in: D. Keller, H. Modrow (Hg.) *Ansichten zur Geschichte der DDR*, Bd. 1, Bonn Berlin 1993, S. 211–235; vgl. weiter S. Meuschel, *Legitimation und Parteiherrschaft in der DDR*, Frankfurt am Main 1991, S. 29 ff.

In den siebziger und achtziger Jahren wurden die Erfahrungen immer weniger zur Kenntnis genommen. Für die Orthodoxie, verstanden als „Überzeugung von der Richtigkeit bestimmter, vom Staat sanktionierter Lehrsätze“, galt nur die Aufgabe, die Ideologie in die Massen hineinzutragen, ein Gegenprozeß lag außerhalb ihres Horizontes. Die Einheit und Geschlossenheit der marxistisch-leninistischen Ideologie wurde zum Selbstzweck, sie verlor den Kontakt zur Wissenschaft und zum Massenbewußtsein und wurde dadurch paradoxerweise unfähig zu dem Zweck, der ihr zugeschrieben wurde, zum ideologischen Klassenkampf. Der Marxismus, der einst als Schlüssel zur Welterkenntnis angesehen wurde und auch tatsächlich so gewirkt hat, wurde jetzt in seiner offiziellen Fassung für immer mehr Menschen zur Bremse der Erkenntnis, erlaubte ihnen nicht, die sich verändernde Welt zu verstehen.

### 3. Glauben im Marxismus

Der Ausgangspunkt Wissenschaft ist für den Marxismus unverzichtbar. Die marxistische Theorie ist entstanden aus Hoffnungen, noch unbewiesenen Hypothesen, Glaubenssätzen. Ihre Weiterentwicklung, auch die Aufgabe widerlegter Vorstellungen, ist Voraussetzung des weiteren Fortschritts, in der Debatte um die Rolle der Religionen, aber auch um den Platz des Glaubens im Marxismus selbst. Dabei bleibt für mich die umstürzende Erkenntnis Kants, der als theoretisches Resümee der Aufklärung Wissenschaft und Religion trennte, die Wissenschaft vom Vorrang des Glaubens befreite, bleibender Bestandteil des Denkens. Kant schien es unmöglich, „die menschliche Erkenntnis über alle Grenzen möglicher Erfahrung hinaus zu erweitern“, was den Beweis Gottes ebenso ausschließe wie den Beweis der Unsterblichkeit der Seele. Was allein bleibe, sei die moralische Gewißheit. 1793 erklärte Kant, die Tugendlehre, als der eigentliche Zweck, bestünde im Gegensatz zur Gottseligkeitslehre (dem Mittel), darin, „durch sich selbst (selbst ohne den Begriff von Gott)“ zur Stärkung der Tugendgesinnung zu kommen.<sup>12</sup>

Die Auseinandersetzung mit der marxistisch-leninistischen Orthodoxie führt manchen zu der Schlußfolgerung, daß es überhaupt keine historischen Gesetze gäbe. Der totale Verzicht auf die theoretischen Ergebnisse marxistischen Denkens unter Berufung auf den marxschen moralischen, politisch-sozialen Ausgangspunkt aber wäre eine tödliche Reduktion. Der emanzipative politisch-soziale Ausgangspunkt von Marx hat seine Wissenschaft hervorge-

12 Immanuel Kant, Werke in sechs Bänden, Hg. von W. Weischedel, Frankfurt am Main 1956–1964, II/14, IV/856 f.

bracht. Erst durch seine (und Engels') ungeheure wissenschaftliche Arbeit wurden die ursprünglichen Thesen (zum Teil) wissenschaftlich überprüfbar und auch in erheblichen Umfang später Bestandteil des allgemeinen wissenschaftlichen Standards.

Für die Aufklärer – und auch hieran ist anzuknüpfen – gab es keinen Gegensatz von Natur- und Gesellschaftswissenschaften. Zweifellos standen bei ihnen die Naturwissenschaften als Vorbild der Exaktheit im Vordergrund, aber stets war, wenn von Wissenschaft im allgemeinen die Rede ist, ist auch die Gesellschaft gemeint. Für sie alle gilt die Anforderung der Wahrheit der Aussagen<sup>13</sup>. Hans Heinz Holz erklärte in einem Vortrag auf einer Konferenz unserer Sozietät, daß es im Gegensatz zu Meinungen und Einstellungen, die auf prinzipiell nicht entscheidbaren Glaubensüberzeugungen beruhen, in bezug auf „wahrheitsfähige Aussagen und daraus folgende Verhaltensweisen .... keine Toleranz des Falschen geben (könne), sobald der Wahrheitswert einer Erkenntnis festgestellt ist; in unabgeschlossenen Diskussionsprozessen sind dagegen alle nicht-absurden Auffassungen zu tolerieren“.<sup>14</sup>

Wir können heute nicht mehr gewiß sein, dass auf den Kapitalismus der Sozialismus folgen wird. Es ist möglich, aber eben nicht gewiß, daß es wieder einen erneuerten Sozialismus geben wird, auch wenn wir heute nicht wissen, wann und auf welchem Wege das geschieht. Überhaupt lehrt uns die Erfahrung, daß es in vielen Fällen richtiger ist, von Möglichkeiten zu sprechen, von Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten. Herbert Hörz hatte bereits Anfang der siebziger Jahre von einem dialektischen Determinismus in Natur und Gesellschaft gesprochen<sup>15</sup>. Dabei würden dynamische Gesetze, die nur eine Möglichkeit der Verwirklichung vorsehen, den Grenzfall bilden gegenüber den statistischen Gesetzen, wiederum in Natur und Gesellschaft, bei denen für das Verhalten der Systemelemente eine „gesetzmäßig verbundene Reihe von Möglichkeiten existiert, von denen eine zufällig verwirklicht wird“ (S. 112, 119). Es könne und müsse auch von mehr, gleich oder weniger wahrscheinlichen Möglichkeiten gesprochen werden (S. 116).

Die zweifellos wesentlich erweiterte wissenschaftliche Erkenntnis von Natur und Gesellschaft schränkt den Bereich des Glaubens ein. Viele Fragen, die früher von der Religion beantwortet wurden, sind inzwischen Gegenstand

13 U.-J. Heuer, *Im Streit*, Berlin bzw. Baden-Baden 1989 S. 482 f.

14 H. H. Holz, *Toleranz in einer pluralen Weltgesellschaft*, Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 77 Jahrgang 2005, Erich Hahn (Hg.) *Toleranz im Spannungsfeld religiöser, sozialer und kultureller Pluralität*, S. 24, S. 23.

15 H. Hörz, *Der dialektische Determinismus in Natur und Gesellschaft*, Berlin 1971.

der Wissenschaft geworden. Beispielhaft sei auf die ungeheure Wirkung verwiesen, die vom Darwinismus ausgelöst wurde, wenn es auch vor allem in den USA sehr aktive Gegenströmungen gibt. Auch viele Aussagen zur Gesellschaft, etwa zur Geschichte, auch der Religionsgeschichte, sind inzwischen Feld der Wissenschaft, auch des wissenschaftlichen Streits. Das alles hat aber nicht zum Ende der Religion geführt, die nach wie vor für viele Millionen Menschen Hilfe und Stütze ist. Kann oder muß sogar der Marxismus auch dieses Feld – ganz oder teilweise – bestellen, ohne dem Glauben das Primat der Religion oder einer Quasi-Religion einzuräumen? Das ist die Frage nach der, wie Marx es genannt hat, „positive(n) Aufhebung der Religion“ und deren Beantwortung ich angekündigt habe.

Es gibt eine lange Ahnenreihe derer, die jegliche transzendente Begründung der Moral ablehnten, sie also innerweltlich ableiteten und meinten, damit keineswegs unmoralischer zu sein als jene, die sich dabei auf Gott beriefen. Diese Ahnenreihe begann schon im Altertum. Zu nennen sind weiter die Aufklärer, sind Marx und Engels. Hierher gehören weiter alle jene, die in den Spuren von Marx weiter gingen, aber auch viele, die gleich ihnen, mit ihnen verbündet oder auch mit ihnen kämpfend, ihr Handeln auf innerweltliche Maximen stützten.

In der Ahnenreihe der Marxisten, die sich mit dem Problem Marxismus und Glauben herumgeschlagen haben, sind in meinen Augen herausragend Antonio Gramsci, Ernst Bloch und – weniger oft genannt – Adam Schaff.

Gramsci bewegte die Rolle der Partei in Vorbereitung der Revolution und was man dabei von der katholischen Kirche lernen könne und müsse. Wie könnte man „die Religion im Bewußtsein des Menschen aus dem Volke zerstören, ohne sie gleichzeitig zu ersetzen?“

Gramsci schlußfolgert dann, und damit sind wir wieder bei unserer Grundfrage, „daß in den Massen als solchen die Philosophie nur als Glaube gelebt werden kann“. Der einzelne Mann aus dem Volk wisse sich dem intellektuell überlegenen ideologischen Gegner nicht gewachsen. Wie aber behauptet er sich? „Das wichtigste Element hat unzweifelhaft nichtrationalen Charakter, ist Glaube.“ Der Glauben woran? „Besonders an die gesellschaftliche Gruppe, der er angehört, ... der Mann aus dem Volk denkt, daß sich so viele nicht irren können“.<sup>16</sup>

---

16 A. Gramsci, Kritische Gesamtausgabe der Gefängnishefte (Hrsg. K. Bochmann/W.F.Haug), Bd. 6 S. 1303 f., S 1389 f.

Für Ernst Bloch galt, daß zum Marxismus der Kältestrom der Wissenschaft gehöre wie der Wärmestrom der Hoffnung und des Glaubens. Ohne die Intention auf die bessere Welt „gäbe es keine Unenttäuschbarkeit, keinen Glauben ans Ziel, keinen austeilbaren Überfluß des Glaubens“. Man stürbe „doch nicht für ein bloßes durchorganisiertes Produktionsbudget“ (Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959, S. 240f., S. 679).

Die Offenbarungsreligionen sind dagegen ohne Transzendenz, also auß-erweltliche Herkunft Gottes nicht denkbar. Religiöser Glaube ist Gewißheit einer offenbarten Wahrheit, unerschütterliches und zu lebendes Vertrauen auf Gott mit Vernunft und Herz. Daraus ergibt sich notwendig eine Überordnung der geoffenbarten Wahrheit gegenüber der menschlichen Vernunft. Besonders scharf wurde das formuliert in der dem karthagischen, 225 verstorbenen Tertullian, immerhin ein Denker von juristischem Rang, zugeschriebenen Sentenz: „credo, quia absurdum“<sup>17</sup>. Blaise Pascal rief in seinen „Gedanken“, erst nach seinem Tod 1662 veröffentlicht, aus: Hochmütiger, erkenne „welches Paradoxon du für dich selbst bist. Demütige dich, ohnmächtige Vernunft!“. Die Existenz des Menschengeschlechts zwischen Unschuld und Verderbtheit sei ohne Beistand des Glaubens nicht begreiflich. Es sei „nicht zu bezweifeln, daß es nichts gibt, was unserer Vernunft stärker widerstrebt, als wenn man sagt, daß die Sünde des ersten Menschen jene schuldig gemacht habe, die unfähig scheinen, daran teilzuhaben, da sie so weit von jener Quelle entfernt sind“.<sup>18</sup>

Später leitete Sören Kierkegaard (1813–1855) aus derartigen Grundaussagen des Christentums die Notwendigkeit für das Individuum ab, „sein Denken aufs Spiel“ zu setzen, also die Unvermeidlichkeit des Paradoxen. Das Christentum habe sich „als das Paradox verkündigt und die Innerlichkeit des Glaubens für das gefordert, was den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit – und dem Verstand das Absurde ist“.<sup>19</sup>

Der marxistische Glaube also kann und darf nicht dogmatisch-orthodox im Sinne seiner Unwiderleglichkeit, seiner Durchsetzung mit staatlicher Autorität sein, darf sich nicht über die Wissenschaft erheben. Warum aber brauchen ihn dann Marxisten, ist er für sie notwendig? Der grundsätzliche Ausgangspunkt besteht, ausgesprochen oder nicht, bei allen Verfechtern

17 Religion in Geschichte und Gegenwart, Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft, Bd. 3 Tübingen 2000, S. 955.

18 B. Pascal, Gedanken (Hg. F-R. Armogathe), Leipzig 1987, S. 66 f.

19 Aus der „abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift“ (Bd. 7 der gesammelten Werke, Kopenhagen) zitiert von Patrick Gardiner, Kierkegaard, Freiburg Basel Wien o. J. S. 122.

eines Glaubens im Marxismus in der Einsicht, dass Kämpfen, Handeln und gar der Einsatz des Lebens nicht auf Grund wissenschaftlicher Einsicht, sondern auf der Grundlage einer inneren Überzeugung, die man auch Glauben nennen kann, erfolgt.

Der bedeutende Schriftsteller Ignazio Silone hatte 1927 die Kommunistische Partei Italiens verlassen, weil er den Zustand der Komintern nicht mehr hinzunehmen bereit war. Dennoch erklärte er 1950 rückblickend: „Mein Glaube an den Sozialismus aber ... ist in mir lebendiger denn je.“ Er ist „wieder das, was er war, als ich mich zum erstenmal gegen die alte Ordnung auflehnte: ... das Bedürfnis nach wirklicher Brüderlichkeit“. „Mit gemeinsamen Theorien kann man vielleicht eine Schule gründen, nicht aber ... eine Kultur, eine Zivilisation, eine neue Form menschlichen Zusammenlebens“ (Ein Gott, der keiner war, München 1961, S. 108 f.).

Max Adler stimmte 1913 Otto Bauer in seiner Auseinandersetzung mit Kautsky zu, „daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit des Sozialismus den einzelnen nicht ebenso notwendig zum Kämpfer für ihn macht, hier müsse noch vielfach die sittliche Billigung dieser Notwendigkeit durch den einzelnen hinzutreten, und dies ist das Werk der ethischen Überzeugung“<sup>20</sup>.

Ein weiteres Zeugnis legte der Marxist Wolfgang Abendroth 1982 in einer Festschrift für Martin Niemöller ab<sup>21</sup>: Die Mehrheit der Arbeiter sei nach 1933 politisch neutralisiert worden. „Wir ... lernten dadurch mehr als früher, welchen hohen Wert Charakterfestigkeit und Stetigkeit der Überzeugung hat ... und denen gegenüber die lediglich rational, durch die Vernunft gebotene Analyse zwar nicht ihre Bedeutung verliert, auf die man sich aber nicht, wie wir einst angenommen hatten, allein verlassen kann. Diese Wandlung in der Einschätzung unserer eigenen Arbeit half uns, den Widerstand von Christen gegen die Auflösung ihres Glaubens in der nationalsozialistischen Flut ... anders zu bewerten. ... Die Verhaftung und dann der Prozeß des Pastors Niemöller (und auch die Standfestigkeit vieler anderer Pfarrer) wurden uns zum Lehrstück dafür, dass Mut und charakterliche Treue nicht unser Privileg waren und daß der christliche Glaube dem Menschen Rückgrat verleihen kann.“

In ähnlicher Weise haben sich zu dieser Frage auch Nichtmarxisten geäußert. Karl Jaspers verteidigte 1958 in „Der philosophische Glaube“ die Not-

20 M. Adler, Marxistische Probleme. Beiträge zur Theorie der materialistischen Geschichtsauffassung und Dialektik, Stuttgart 1919, S. 146.

21 W. Abendroth, Vom Weg der marxistischen Widerstandskämpfer zum Verständnis für den christlichen Widerstand der „Bekennenden Kirche“, Martin Niemöller Festschrift zum 90. Geburtstag (Hg. H. Kloppenburg u.a.), Köln 1992, S. 118 f.



wendigkeit der Philosophie (des philosophischen Glaubens) nicht mehr als Magd der Wissenschaften, aber auch nicht zurückkehrend zur Magdstellung gegenüber der Theologie<sup>22</sup>. Glauben sei unterschieden vom Wissen. „Giordano Bruno glaubte und Galilei wußte“. Von beiden wurde Widerruf verlangt, den nur Bruno verweigerte. Was sei die Ursache für dieses unterschiedliche Verhalten, fragt Jaspers. Der Unterschied sei: „Wahrheit, die durch Widerruf leidet, und Wahrheit, deren Widerruf sie nicht antastet. ... Wahrheit, aus der ich lebe, ist nur dadurch, daß ich mit ihr identisch werde; sie ist ... in ihrer objektiven Aussagbarkeit nicht allgemeingültig, aber sie ist unbedingt. Wahrheit, deren Richtigkeit ich beweisen kann, besteht ohne mich selber ... Es wäre ungemäß, für eine Richtigkeit, die beweisbar ist, sterben zu wollen“. Der philosophische Glaube, der Glaube des denkenden Menschen, hat jederzeit das Merkmal, daß er nur im Bunde mit dem Wissen ist“ (S. 11–13). Er „wird nicht Dogma. ... Er bleibt das Wagnis radikaler Offenheit“ (S. 16 f.).

Kant hat Glauben und Wissen deutlich unterschieden, und ich bin ihm dabei gefolgt. Das bedeutet aber keineswegs, dass Glauben und Wissen im Marxismus unverbunden nebeneinander bestehen. Der Glauben hat dort seinen Platz, wo es kein sicheres Wissen gibt, gar nicht oder noch nicht. Er füllt gewissermaßen eine Lücke, die in vielen Fällen erst das Handeln ermöglicht. Den engen Zusammenhang beider, ihre wechselseitige Abhängigkeit hat Romain Rolland in einer von Gramsci für die sozialistische Anschauung vom revolutionären Prozeß zitierten Losung zusammengefaßt: „Pessimismus des Verstandes, Optimismus des Willens“.<sup>23</sup> Der Glaube ergänzt das Wissen. So ist der Glaube an die Möglichkeit und Notwendigkeit einer anderen Gesellschaftsordnung gebunden an unsere Kenntnisse von der heutigen Gesellschaftsordnung, aber auch von den Ursachen, die zur welthistorischen Niederlage des Sozialismus geführt haben.

Für Helmut Gollwitzer war der eigentliche Gegenstand seiner Auseinandersetzung mit dem Marxismus 1958/59 die fehlende Antwort auf persönliches Unglück und Tod, zum Sinn des Lebens und Sterbens. Es geht ihm um die „innerweltliche Eschatologie“ (Lehre von den letzten Dingen) des Marxismus. Eine politische Weltanschauung sei, das ist seine grundsätzliche Kritik am „Messianismus“ des Marxismus, „zu umfassender Sinngebung und damit auch Disziplinierung (theologisch gesprochen: Heiligung) des Lebens

22 K. Jaspers, *Der philosophische Glaube*, Frankfurt am Main und Hamburg 1958, S. 10.

23 A. Gramsci, Rede an die Anarchisten, April 1920, in: A. Gramsci, *Zu Politik, Geschichte und Kultur* (Hg. Guido Zamsis), Leipzig 1980, S. 57.

nicht fähig“. Der Marxismus sei nur zu einer begrenzten Sinngebung in der Lage, er sei eine Form des positiven Stoizismus: „Mehr an Sinn ist uns eben nicht beschieden, aber doch wenigstens so viel!“ Den wirklichen Sinn des Lebens könne nur das Evangelium geben. Die innerweltlichen Antworten seien aber bei allem Bemühen immer unzulänglich (Die marxistische Religionskritik und der christliche Glaube S. 60, S. 89 f., S. 108, S. 146).

Der wichtigste Beitrag zum Thema Marxismus und Glauben, insbesondere zum Sinn des Lebens und zu Platz und Rolle des Individuums in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde von dem polnischen Philosophen Adam Schaff geleistet. In einer Auseinandersetzung mit Jean-Paul Sartre 1962 ging er auf das Thema Sinn des Lebens ein, also auch des „<Wozu?>“, das sich dem von Widerwärtigkeiten und Mißerfolgen des Lebens müden Menschen stellt“. Es sei schwer, „sich des überwältigenden Gefühls zu erwehren, daß der Tod sinnlos ist“. Der Kreislauf der Natur sei da wenig hilfreich. „Vom Gesichtspunkt der gegebenen Person ist der Tod eine absolute Sinnlosigkeit, die alles, was wir tun, zweifelhaft macht“. <sup>24</sup> Er widmete einen ganzen Abschnitt der „Freiheit des Einzelmenschen“ (S. 140–160) und wandte sich dabei auch der Frage nach dem Sinn des Lebens zu, die natürlich nicht nach den Methoden der Naturwissenschaft beantwortet werden könne, aber doch auch Verallgemeinerung von Tatsachen der Erfahrung erfordere (S. 63). Hier werde kein Gelehrter, wohl aber ein Weiser benötigt. „Ist man ein gläubiger Mensch, so ist die Lösung einfach: das Leben hat immer Sinn (das heißt, es lohnt sich unter allen Bedingungen zu leben), weil sogar Leiden, Schmerz und Tod mit dem Plan eines höheren Wesens übereinstimmen“. Diese Auffassung sei bequem, werde aber mit dem Verlust der wissenschaftlichen Einstellung bezahlt. Man könne dem Menschen höchstens sagen: „An deiner Stelle würde ich eine solche Wahl treffen“ (S. 65–67). Auch zum Zweck des Lebens habe der religiös Gläubige dieselbe bequeme Antwort. Der sozialistische Humanismus ginge von der Überzeugung aus, „dass man persönliches Glück nur durch das Glück der Gesellschaft erzielen kann“, was natürlich Kampf bedeute, Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse erfordere (S. 68–71).

2000 veröffentlichte Schaff einen Lebensbericht in Form eines Briefwechsels mit sich selbst. <sup>25</sup> Er bekannte, ein ungläubiger Mensch zu sein, der nicht wüßte, ob es einen Gott gäbe, also ein Agnostiker, „das heißt, ich be-

24 A. Schaff, Marx oder Sartre, Berlin 1965 S. 32 f.

25 A. Schaff, Mein Jahrhundert, Berlin 1997, S. 121–124.

haupte nicht, dass es Gott nicht gibt, sondern nur, daß ich nicht weiß, ob es ihn gibt“ (S. 122). Er müsse deshalb sein „Wertsystem und den darauf gestützten moralischen Kodex ... von der menschlichen Welt ableiten und nicht vom Gebot Gottes. Damit ist ein gewisses Unbehagen verbunden, denn eine solche Einstellung zwingt mich zum zusätzlichen Denken. ... während der Gläubige mit seinem heteronomen Humanismus ... sich in einer leichteren Lage befindet – es ist einfach Gottes Gebot“.

Die Religion sei „nicht einfach das <Opium des Volkes>, heute ist sie oft ein Kampfpuß im Ringen um den Fortschritt“. Was die Kirche betrifft, so stünde „der wahre Glaube ... im umgekehrten Verhältnis zum äußeren Prunk der Liturgie, einer Verpackung für die Geistesarmen“ (S. 123–125). In Polen spiele die katholische Kirche eine reaktionäre Rolle (S. 127).

Schaff gab seinem Lebensbericht den Untertitel „Glaubensbekenntnisse eines Marxisten“ und formulierte: „Die Neue Linke sollte den ökumenischen Humanismus zum Bestandteil ihrer Ideologie machen, das heißt jenen Humanismus, der Gläubige und Ungläubige durch die Gemeinsamkeit eines gewissen Teils ihrer Wertsysteme verbindet und zwar jenes Teils, der die Nächstenliebe als höchsten Wert ansieht“ (S. 121).

Diese Überlegungen Adam Schaffs geben mir die Möglichkeit, die Diskussion mit Helmut Gollwitzer fortzuführen. Er hatte ja gerade in der Sinnfrage eine Lücke in der marxistischen Argumentation gesehen, vor allem angesichts unheilbarer Krankheiten und des Todes. Seine Antwort war, dass allein das Evangelium eine umfassende Beantwortung der Sinnfrage ermögliche, was eine politische Weltanschauung nicht leisten könne. Der Marxismus sei nur zu einer begrenzten Sinngebung befähigt „Mehr an Sinn ist uns nicht beschieden, aber doch wenigstens so viel“. Genau das ist auch die Antwort von Schaff.

Der Gollwitzersche Hinweis auf die Auferstehung der Toten als entscheidendes Maß ist ein Trost, den Marxisten nicht geben wollen und können. Der marxistische Glaube muß rational sein, darf die Brücken zum Wissen nicht abbrechen. Er steht in der Tradition eines Vergil, wenn er den Lukrez feiert: „Felix, qui potuit rerum cognoscere causas Atque metus omnis et inexorable fatum Subjecit pedibus strepitumque Acherontis avari“<sup>26</sup> und akzeptiert die Aufforderung von Bertolt Brecht: „Laßt euch nicht verführen! Es gibt keine Wiederkehr. Der Tag steht in den Türen; Ihr könnt schon Nachtwind spüren:

26 Glücklich, wer die Ursachen der Dinge erkennen kann Und alle Furcht und das unerbittliche Schicksal Und das Rauschen des unersättlichen Acheron mit Füßen tritt.

Es kommt kein Morgen mehr. ....Laßt euch nicht verführen! Zu Fron und Ausgezehr! Was kann euch Angst noch rühren? Ihr sterbt mit allen Tieren Und es kommt nichts nachher.“<sup>27</sup>

Ich habe hier immer vom Glauben gesprochen. Es ist möglich, andere Begriffe zu wählen. Darauf kommt es letztlich nicht an. Es geht um einen stabilen verlässlichen Kern des individuellen Denkens und Fühlens. Es wird von basic trust, von Überzeugungen oder Grundüberzeugungen gesprochen, von Parteinahme, aufrechter Haltung, Standhaftigkeit, Charakterfestigkeit, Wahrheitssuche, immer verbunden mit dem marxischen emanzipativen politisch-sozialen Ausgangspunkt und der auf dieser Grundlage von Marx und Engels und vielen Nachfolgern entwickelten und korrigierten Theorie. Auch der Begriff des Gewissens gehört hierher. Ihn haben besonders Kant und Fichte hervorgehoben, Hegel allerdings hat ihn als Instanz abgelehnt. Überzeugung stärkt gemeinsame Kraft (was Gramsci am entschiedensten betont hat), aber gibt auch Einzelnen die Kraft zum Widerspruch.

Ein Marxist ist nur derjenige, der aus den Aussagen Schlußfolgerungen für sein Verhalten ableitet, den Faden zur Praxis nicht abreißen lässt. Deshalb sind die theoretischen Aussagen noch nicht der ganze Marxismus. Er umfaßt auch Wertungen, Appelle, Forderungen. Eine linke, sozialistische Ideologie in Gestalt des Marxismus hat – wenn sie von Vielen getragen wird – auch die Kraft, sozialistische Politik daran zu hindern, vom bürgerlichen Politikbetrieb vereinnahmt zu werden. Marxist zu sein, ist nicht nur die Wahl einer Theorie, sondern zugleich die Wahl einer Haltung.

---

27 Bertolt Brecht, *Gegen Verführung*, als Schlußkapitel der seit 1916 entstandenen, aber erst 1927 veröffentlichten *Hauspostille*, B. Brecht, Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Bd. XI, Berlin und Weimar, Frankfurt a. M. 1988, S. 116.

France Bernik

## **Nationale Identität der slowenischen Literatur**

Die Identität ist ein Phänomen des Harmonischen und Identischen, ein Phänomen, das das Wesentliche und Charakteristische ausdrückt. Gleichzeitig erhält die Identität eine dynamische Komponente, als historische Kategorie wird sie durch Zeit und Raum determiniert. Wenn es um ein Volk oder eine Nation geht, zeigt sich die Identität als gemeinsamer Charakter des Volkes, als Geisteshaltung, die fortwährender Entwicklung unterworfen ist.

Die Grundlage der slowenischen nationalen Identität bildet die Geschichte des Volkes, sein Streben nach Unabhängigkeit. In diesem Lichte betrachtet erscheint die Geschichte der Slowenen als Pyramide, die, ausgehend von einer breiten Basis, sich nach und nach verjüngt, bis sie ihre Spitze erreicht. Der heutige selbstständige slowenische Staat ist deshalb nichts Zufälliges, sondern das Resultat eines langwierigen, mehrmals unterbrochenen oder behinderten, immer jedoch beharrlichen, zielstrebigem Entwicklungsprozesses. Dem Karantanien zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert, als sich das Gruppenbewusstsein der Vorfahren der Slowenen herausbildete, folgte ein langer Zeitraum als Untertanen fremder Machthaber, der mehr als tausend Jahre dauerte, bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Da befreiten sich die Slowenen von der germanischen Herrschaft und wurden nach dem ersten Weltkrieg Teil des jugoslawischen Staates, eines Staates sprachlich verwandter Völker, was einen weiteren Schritt Richtung Souveränität, nicht jedoch das endgültige Ziel bedeutete. Weder das erste Jugoslawien noch der jugoslawische Staat nach dem zweiten Weltkrieg erfüllten die in sie gesetzten Erwartungen. Erst in jüngerer Zeit, im Jahr 1991, wurde ein eigener Staat geschaffen und das Staatsbewusstsein wurde ein wichtiges Element der slowenischen Identität.

Der zentrale Gehalt der nationalen Identität ist die Kultur. Die Kultur als Bemühen um entwickeltere, edlere, geistigere Formen des Daseins. Nach einer Definition Immanuel Kants bedeutet Kultur die „Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt“. Und diese „Hervorbringung“ besteht in einer schrittweise Entwicklung der

geistigen, seelischen und leiblichen „Naturkräfte“ des Menschen aus ihrer natürlichen „Rohigkeit“, in der sie den Menschen beherrschen, zu einem Zustand, in dem der Mensch sie beherrscht.<sup>1</sup> Die Kultur ist demnach die Summe aller Bestrebungen, die „höhere Natur“ im Menschen zu entdecken und zu verwirklichen.

Die nationale und die kulturelle Identität waren bei den Slowenen sehr stark miteinander verbunden und sind dies auch heute noch. Eine wichtige Rolle spielte in der slowenischen Geschichte der christliche Glaube, der die slowenische Kultur jahrhundertlang beeinflusste. Er verband die Slowenen mit Europa und stärkte gleichzeitig ihre Eigenständigkeit. Primus Trubar, Autor des ersten slowenischen Buches und Initiator des protestantischen religiösen Schrifttums, fühlte sich als Slowene. Durch ihn wurde die slowenische Sprache zu einem wichtigen Wert der Reformationsbewegung; Ansätze dazu findet man bereits in den *Freisinger Denkmälern* und einigen anderen handschriftlichen Dokumenten des Mittelalters. Mit den Protestanten lebte die slowenische sprachliche Identität in all ihrer Kraft auf und schuf die Grundlage für die Entwicklung des katholischen religiösen und didaktischen Schrifttums im 17. und 18. Jahrhundert. Sie begründete die Kontinuität in der Zeit bis zur Aufklärung, in der bei den Slowenen die ersten Ansätze hoher Literatur zu finden sind. Die slowenische Sprache bildete sich als ästhetische Sprache jedoch erst während der Romantik heraus. Definiert wurde sie von Matija Čop, der von der hohen Dichtkunst France Prešerens ausging und die kultivierte, begrifflich reiche Sprache des Dichters sehr genau von der Sprache der ländlichen Bevölkerung abgrenzte.<sup>2</sup> Die Sprache in Prešerens Zeiten war jedoch mehr als nur Sprache. Es geht hier nicht um die allgemein gültige Feststellung, dass die Nationalliteratur durch die Nationalsprache bedingt wird, dass sich die Literatur gerade durch die Sprache von den anderen Künsten unterscheidet, von der Musik, der Malerei, der Bildhauerei oder Architektur, die eine übernationale, allen verständliche Sprache sprechen. Die Sprache der Poesie France Prešerens ist deshalb einer besonderen Aufmerksamkeit würdig, weil diese Gedichte in einem mehrsprachigen Umfeld entstanden, in Zeiten großer Verlockungen und Versuchungen. Wenn Prešerens Zeitgenosse Stanko Vraz seine Sprache verleugnete und sich dem kroatischen kultu-

1 Philosophie. Mayers Kleines Lexikon. Hrsg. Kuno Lorenz. Bibliografisches Institut Mannheim, Wien, Zürich. Mannheim 1987, 244.

2 Vgl. Matija Čop, *Illyrisches Blatt* 9., 16. und 23. Februar 1833. Marjan Dolgan, *Slovenski literarni programi in manifesti – Fanfare in tihotapci*. Založba Mladinska knjiga, Ljubljana 1990, 16–17.

rellen Umfeld anschloss, so beharrte Prešeren auf seiner Muttersprache – trotz deutscher Schulerziehung, trotz deutscher Umgangssprache in den bürgerlichen Kreisen der damaligen Gesellschaft, trotz einiger seiner Gedichte, die er auf Deutsch verfasste, und einiger seiner slowenischen Gedichte, die er ins Deutsche übersetzte. Die Treue zu seiner eigenen Sprache ist die Grundlage der nationalen Identität des Dichters France Prešeren.

Die Nationalsprache, die Sprache der Kindheit und der frühen Jugend, ist überhaupt der zentrale Wert der literarischen Kunst und kann in der Regel durch keine andere Sprache ersetzt werden. Sie entspringt dem nationalen Umfeld und wird darin geformt. Abweichungen von dieser Regel sind selten, werden aber immer zahlreicher. Beispiele zeigen, dass Literaturschaffende in fremder Umgebung die Fremdsprache nur zu einem sehr frühen Zeitpunkt ihres Lebens übernehmen können, vor oder zu jener Zeit, in der sich ihre sprachliche Identität herausbildet. Der slowenische Landsmann Louis Adamič z. B. ging als fünfzehnjähriger Jugendlicher in die Vereinigten Staaten von Amerika und wurde ein amerikanischer Schriftsteller. Joseph Conrad, gebürtiger Pole, emigrierte mit siebzehn Jahren nach England und begann später auf Englisch zu schreiben. Charles Bukowski, Schriftsteller deutsch-polnischer Herkunft, lebte seit seiner Kindheit in den Vereinigten Staaten Amerikas und ist heute als amerikanischer Schriftsteller bekannt. Wie stark die sprachlichen Herkunftswurzeln sind, illustrieren gerade die beiden letztgenannten Schriftsteller, die erst nach einigen Jahren in der „neuen“ Sprache vor das Lesepublikum traten: Conrad veröffentlichte seinen ersten Roman mit achtunddreißig Jahren, Bukowski noch später, als er achtundvierzig war. Auf den unerreichbaren Vorsprung der ersten Sprache verwies auch der russisch-amerikanische Schriftsteller Vladimir V. Nabokov, der Russland unmittelbar nach der Oktoberrevolution – mit einundzwanzig Jahren – verlassen und nach 1940 auf Englisch zu schreiben begonnen hatte. Im Zusammenhang mit seinem Roman *Lolita* (1955) bereute er den Sprachwechsel in seiner schriftstellerischen Tätigkeit: „Meine private Tragödie ... besteht darin, daß ich mein natürliches Idiom aufgeben mußte, meine ungebundene, reiche und unendlich gefügte russische Sprache, um sie gegen eine Art zweitklassiges Englisch einzutauschen...“<sup>3</sup> Sobald sich die sprachliche Identität einer Person herausgebildet hat, ist es natürlich nicht möglich oder zumindest sehr schwierig, in eine fremdsprachliche Umgebung zu emigrieren. Czeslaw Milosz zum Bei-

3 Vladimir Nabokov im Schlusswort zur amerikanischen Ausgabe von *Lolita* im Jahr 1958. Vladimir Nabokov, *Lolita*. Herausgegeben und verlegt von Založba Sanje, Ljubljana 2005, 377.

spiel siedelte sich mit vierzig Jahren in der Fremde an, doch dichtete er die ganze Zeit auf Polnisch; auf Englisch veröffentlichte er lediglich Essays und wissenschaftliche Abhandlungen. Auf den ersten Blick erscheint der slowenische Dichter Stanko Vraz eine Ausnahme zu sein: Er zog mit achtundzwanzig Jahren nach Zagreb und gab zwei Jahre später die Gedichtsammlung *Djulabije* in illyrisch-kroatischer Sprache heraus. Doch muss man bei ihm die nahe Verwandtschaft der beiden Sprachen, der nationalen und der übernommenen, sowie die Bestrebungen nach einer neuen künstlichen Sprache, die beiden Sprachen gemeinsam oder zumindest sehr ähnlich sein sollte, in Betracht ziehen.

Nachdem sich mit Prešeren die Nationalsprache in der slowenischen Öffentlichkeit und Kunst etabliert hatte, lenkte Fran Levstik die Entwicklung der slowenischen Literatur in andere Bahnen. Er lehnte sich an die nationalbewusste ländliche Bevölkerung und die Sprache der Bauern bzw. des Volkes an. In seinem Literaturprogramm aus dem Jahr 1858 schlug er den Schriftstellern neben historischen Themen auch zeitgenössische Stoffe für erzählerische und dramatische Werke vor. In Einklang mit der Ästhetik des Realismus sollten die Literaturschaffenden „in heimischen Worten, in heimischen Gedanken, auf Grundlage des heimischen Lebens“ schreiben, damit „der Slowene den Slowenen im Buch erkennen könne, wie er sein Gesicht im Spiegel erkennt“.<sup>4</sup> Levstik erwartete, dass die Wortkunst der Realität entsprechend das Leben des Volkes oder zumindest den mehrheitlichen, bäuerlichen Teil abbilden würde. In der slowenischen Literatur gibt es kein Beispiel, in dem man die nationale Identität stärker mit der Literatur gleichzusetzen trachtete, insbesondere weil Levstik einen treuen Gefolgsmann seines Programms in Josip Jurčič fand. Levstiks Ideen wurden sogar zahlreichen anderen Schriftstellern bis zur Epoche der Moderne und darüber hinaus zum Wegweiser, unter Berücksichtigung der Tatsache, dass Levstiks Anweisungen von den Schriftstellern ihrem eigenen schöpferischen Talent angepasst wurden und das Programm in der Praxis entweder ins Anspruchslose verfiel, z.B. bei den Autoren der „slowenischen Abendlektüre“ (*Slovenske večernice*) des Hermagoras-Vereins, oder aber stofflich-thematisch erweitert, liberaler und in ästhetischer Hinsicht verfeinert wurde – wie z.B. von Ivan Tavčar oder Fran Saleški Finžgar. Vor dem Ende des 19. Jahrhunderts erschien ein neues literarisches Programm, das bereits die bürgerliche Bev-

4 Fran Levstik, *Popotovanje iz Litije do Čateža*. Slovenski glasnik I, 1858. Dolgan, Slovenski literarni programi... Založba Mladinska knjiga, Ljubljana 1990,23.



ölkerungsschicht berücksichtigte, die entstehende Schicht des nationalbewussten slowenischen Bildungsbürgertums. Der Slovanophile Fran Celestin, in literarischer Hinsicht Realist und wie Levstik Fürsprecher der literarischen und öffentlichen Kritik, hob im Jahr 1883 neben der historischen und zeitgenössischen Thematik vor allem deren slowenische Eigenständigkeit und ihren allgemein humanistischen Inhalt hervor. Im Zusammenhang mit dem hier behandelten Thema ist das Programm deshalb interessant, weil es an mehreren Stellen vom Charakter des Volkes oder vom Charakter einzelner seiner sozialen Schichten spricht, also von der nationalen Identität, und besonders betont, dass der Volkscharakter in der Vergangenheit von „religiösen, politischen und sozialen Umständen“ geprägt worden sei und noch heute davon geprägt werde.<sup>5</sup> Celestin war der erste unter den Slowenen, der den Nationalcharakter als historische Kategorie betrachtete, als dynamische, durch Zeit und Raum bedingte Realität. Er stellte Überlegungen über den Einfluss der Literatur auf das Weltbild der Leser und ihren sozialen Stand als auch über die Unterschiede zwischen den Generationen und die soziale Bedingtheit einer Gesellschaft im multinationalen Umfeld der Habsburger Monarchie an. Sein Literaturprogramm stellt eine wichtige Ergänzung Fran Levstiks dar. Unter denen, die ihm folgten, wird von der Literaturgeschichte vor allem Janko Kersnik angeführt.

In der Epoche der Moderne, als das slowenische Volk noch unter der österreichisch-ungarischen Monarchie lebte, wurde die Sprache konsequent als grundlegendes Element der nationalen Identität betont, als unersetzbares Mittel der literarischen Kunst. Ivan Cankar, die zentrale Persönlichkeit dieser Zeit, sang der slowenischen Sprache ein hymnisches Lied, als er sie als „die Sprache des Festtags, des Singens und Jauchzens“<sup>6</sup> bezeichnete. In Furcht um ihre Zukunft seufzte er angesichts der Schönheit der heimatlichen Landschaft von seinen Gefühlen übermannt auf: „Laß mich nicht erleben, o Herr, daß eine fremde Sprache in diesen Gegenden tönt!“<sup>7</sup> Wie wichtig die nationale Identität für die Literatur der Moderne war, zeigt letztlich die besondere Entwicklung der slowenischen Literatur. Es wurde nämlich festgestellt, dass diese in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine tiefer gehende kritische Analyse der gesellschaftlichen Realität geliefert hatte, was für den europäi-

5 Fran Celestin, *Naše obzorje*. Ljubljanski zvon 3, 1883. Dolgan, *Slovenski literarni program...* Založba Mladinska knjiga, Ljubljana 1990, 47.

6 Kuren! Cankarjevo Zbrano delo XVIII, Ljubljana 1973, 63 bzw. Kurent. In: Ivan Cankar, *Nina – Kurent*. Zwei Erzählungen. Drava Verlag, Klagenfurt/Celovec 1999, 156.

7 Ebd., 84 bzw. ebd., 191.

schen Realismus und Naturalismus kennzeichnend gewesen war. Eine Erklärung für diese Situation wird in der Tatsache gesehen, dass die slowenische Gesellschaft zu dieser Zeit sozial und ideologisch noch nicht so differenziert war, dass dies eine unbedingte Herausforderung für die Kunst dargestellt und zur Entstehung einer realistischen Literatur im europäischen Sinne beigetragen hätte. Erst in den darauf folgenden Jahrzehnten hinterließen die sozialen und politisch-ideologischen Gegensätze stärkere Spuren in der slowenischen Gesellschaft. Die Forderung nach Behandlung der zeitgenössischen gesellschaftlichen Realität wurde bei den Slowenen demnach die Aufgabe einer späteren Epoche. Die gesellschaftskritische Rolle der realistischen Literatur übernahm die Literatur der slowenischen Moderne, was ihre stilistische Vielfältigkeit noch zusätzlich steigerte. Neben den Ansätzen von Dekadenz und Impressionismus, neben dem Symbolismus als zentraler Stilrichtung ist in dieser Zeit die realistische Tradition stark ausgeprägt; sie bewirkte, dass sich der slowenische Symbolismus in gemäßigeren, wenn nicht gar stark eingeschränkten Erscheinungsformen präsentierte. Deswegen blieb die nationale Identität die vorherrschende Thematik der Moderne, wie dies gerade in Cankars künstlerischem Schaffen zum Ausdruck kommt. Ein Großteil seiner Erzählprosa und Dramatik beinhaltet soziale, ideologische und politische Kritik an der slowenischen Gesellschaft der Jahrhundertwende. Ihr gegenüber nahm Cankar einen ausgeprägt ambivalenten Standpunkt ein, so wie sein gesamtes Werk ambivalent ist. Sehnsucht und Satire, sentimentale Nähe und kritische Distanz, Identifikation und Konfrontation – diese Extreme sind bei ihm durchweg präsent. Sie bedingen seine menschliche und künstlerische Persönlichkeit, seine Methode des künstlerischen Schaffens. Nur in diesem Sinn kann man sich die Bandbreite seiner Positionen im Verhältnis zum eigenen Volk erklären, wenn im Jahr 1907 einer seiner Helden aufschreit: „O Heimat, du bist wie eine Hure: wer dich liebt, den verspottest du!“ Im Gegensatz dazu klingt der Titel einer Prosaskizze aus demselben Jahr vollkommen gegenteilig: „O Heimat, du bist wie ein Labsal!“<sup>8</sup> Im letzten Lebensabschnitt Ivan Cankars näherten sich diese Widersprüche an. Während der Prüfungen des ersten Weltkriegs überwand Cankar die individuelle Entfremdung und verband sein Schicksal mit dem Schicksal des Volkes. Nun gab es keine vereinsamten Menschen mehr wie im Frühwerk; alle wurden im Geiste der expressionistischen Gedankenwelt zu Brüdern. Von den Prinzipien, denen er folgte, betonte Cankar vor dem Ausklang seines Lebens insbesondere

8 Die Prosaskizze entstand vor Ende März 1907.

die Heimat, die Idee des Slowenentums, verbunden mit einer starken Hoffnung für die Zukunft seines Volkes.

Unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, trat eine junge Generation Literaturschaffender mit einem völlig anderen Programm und Wertesystem an die Öffentlichkeit. Die Repräsentanten des Expressionismus, Konstruktivismus und anderer moderner Kunstrichtungen verschärfen die Kritik an der slowenischen Gesellschaft radikal. Dort, wo sie das abschätzigste Verhältnis der Gesellschaft gegenüber der Kunst verurteilten und die Unterwürfigkeit des slowenischen Menschen, der sich seines Knechtseins nicht bewusst sei, ablehnten, setzten sie Cankars Weg fort. Auch im Kunstverständnis war die junge Generation Cankar nahe. Aufgabe der Kunst sollte die ethische Bewusstwerdung des Menschen sein. Der neue, befreite Mensch müsse zum „personifizierten Ethos“ werden, die Arbeit „ein unzerstörbarer Wert“.<sup>9</sup> Neben der ethischen Erneuerung sollte die Kunst zur politischen Emanzipation des Volkes beitragen. In dieser Hinsicht war die junge Generation aggressiver als die slowenische Tradition. Ermutigt durch die Oktoberrevolution in Russland übernahm sie die marxistische Gesellschaftstheorie und klagte die kapitalistische Gesellschaftsordnung vom Standpunkt der ausgebeuteten Arbeiterschaft schärfstens an. Wenn sie für eine „geistige Revolution“ eintrat, dachte sie gleichzeitig an eine richtige Revolution. Sie glaubte daran, dass „die Geschichte der Herrscher aufhören wird, die Geschichte der Menschheit zu sein“.<sup>10</sup> Neu war auch die Identifikation der jungen Generation mit den neuesten Errungenschaften der Technik. Kinetik, Dynamik, Elektrizität, Mechanik, Dimensionalität, Eisen-Beton-Kultur sind Begriffe, denen man in der slowenischen Literatur bis dahin nicht begegnete. Es verwundert nicht, dass die nationale Identität vor allem bei den intellektuellen marxistischer Weltanschauung in den Hintergrund trat, außer wenn man die slowenische Literatur- und Theater-Avantgarde im Ausland vorstellen musste.

So schrieb Ferdo Delak, einer der repräsentativsten slowenischen Konstruktivisten, im Jahr 1929 in der Berliner Zeitschrift *Der Sturm* über die Besonderheiten der zeitgenössischen slowenischen Literatur und Theaterkunst, sie sollte ein „Ausdruck des nationalen Charakters“ sein und „auf der Kenntnis der slowenischen Volkssprache“ beruhen.<sup>11</sup> Das Theater sollte auf kollekt-

9 Srečko Kosovel, Kriza. Mladina 2, 1925/26. Dolgan, Slovenski literarni programi... Založba Mladinska knjiga, Ljubljana 1990, 71, 78.

10 Anton Podbevšek, „Politična umetnost“. Rdeci pilot 1922, 2. Dolgan, Slovenski literarni programi. ..1970, 66.

tiver Basis und, den Ideen Richard Wagners folgend, als Synthese von Elementen aller Künste – der Poesie, Musik, Malerei, Architektur und Choreographie – als Gesamtkunstwerk agieren.<sup>12</sup> In den darauf folgenden Jahren wurden die Vertreter der Nachkriegsavantgarde zu Repräsentanten des Sozialen Realismus. Zum Realismus tendierte auch die Literatur der katholischen Dichter und Schriftsteller; die Fülle des Lebens mit der Betonung auf den geistigen Prinzipien des Menschen als freiem Individuum, jedoch im Kontext religiöser, nationaler, sozialer, politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse wurde zu ihrem Thema. Trotz einiger gegenteiliger Versuche des großserbischen Unitarismus entwickelte sich die slowenische Literatur im ersten Jugoslawien, einem Staat sprachlich verwandter Völker, selbstbewusst und in engem Kontakt mit dem zeitgenössischen Europa.

Nach dem zweiten Weltkrieg, nach dem Volkswiderstand gegen die nazistische Okkupation und nach der kommunistischen Revolution, veränderten sich die literarischen Verhältnisse in Slowenien. Das totalitäre politische System beherrschte jegliche öffentliche Aktivität, auch das kulturelle und literarische Schaffen. Vor allem in den ersten Jahrzehnten nach 1945 wurden jene Literaturschaffenden gefördert, die an den revolutionären Veränderungen während des Krieges und danach teilgenommen oder die sich der offiziellen Kulturideologie untergeordnet hatten. Die Dichter und Schriftsteller katholischer und demokratischer Provenienz aus der Zwischenkriegszeit emigrierten oder verstummten, einige widmeten sich dem Übersetzen, andere der weniger ideologisch überwachten Vergangenheitsforschung. Erst mit den jüngeren Generationen in den siebziger und achtziger Jahren begann die slowenische Literaturszene die befohlene Enge zu durchbrechen. Sie öffnete sich, wurde stilistisch und weltanschaulich vielfältiger. Vom lyrischen Intimismus fand die slowenische Literatur über die existenzialistische Gedankenwelt den Weg zu den zeitgenössischen internationalen Stilrichtungen, zum „nouveau roman“ und zu den Experimenten des Modernismus. Erwähnenswert ist die junge Generation aus dem letzten Jahrzehnt der sozialistischen Herrschaft. Unter der deutschsprachigen Bezeichnung *Neue Slowenische Kunst* agierten die Musikgruppe *Laibach*, die sich den deutschen Namen Ljubljanas als Bandnamen gab, die Malergemeinschaft *Irwin* und das Theaterensemble *Gledališe Scipion Nasice*. Diese Generation bemühte sich unter dem Motto „Aktion im Namen der Idee“ um ein Gruppenkunstwerk.

11 Dolgan, Slovenski literarni programi... 1970, 84.

12 Ebd., 85.

Vom retrograden Prinzip ausgehend verwendete sie Zitate aus der Kunstgeschichte und verband sie mit Elementen der totalitären politischen Systeme des Faschismus und Stalinismus, auch des slowenischen, provokativ zu einem intertextuellen Ganzen. Die Gruppe belebte gleichzeitig die nationale avantgardistische Tradition aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg wieder und verursachte bei den Machthabern aufgrund ihrer internationalen Erfolge großen Unmut.<sup>13</sup> Ähnlich wie der erste jugoslawische Staat versuchte auch das sozialistische Jugoslawien in den achtziger Jahren den vorherrschenden Einfluss der serbischen Sprache und Kultur im Schulwesen – in Form von „gemeinsamen Unterrichtsmodulen“ – durchzusetzen und die nationale Sprache zu entwerten, doch widersetzten sich die slowenischen Schriftsteller diesem Versuch entschieden – mit stiller Unterstützung durch die nationale Politik.

Die Kultur war eine Großmacht, die die geistige Entwicklung der Slowenen von den Anfängen im Frühmittelalter bis heute lenkte. Sie initiierte Tendenzen, die die Menschen schrittweise zu einem Volk, das Volk zu einer Nation formten. Dabei kam der Literatur zentrale Bedeutung zu, diente sie doch immerzu indirekt oder direkt der nationalen Idee. In den letzten Jahren des zweiten Jugoslawien engagierte sich ein großer Teil der Schriftsteller sogar politisch; im Willen, einen unabhängigen slowenischen Staat zu schaffen, widersetzten sie sich dem totalitären System und beeinflussten dadurch andere demokratisch denkende Gruppen und Individuen, sodass diese entschlossener handelten. In diesem Sinne waren die Beiträge zum slowenischen Nationalprogramm in der siebenundfünfzigsten Nummer der *Nova revija* im Frühjahr 1987 und die kritische Haltung des Verbandes slowenischer Schriftsteller gegenüber den damaligen Machthabern eine wichtige interne Initiative für die historische Wende am Beginn der neunziger Jahre. Zu dieser Wende kam es, als das Sowjetimperium und andere sozialistische Staaten zusammenbrachen. Wie auch zu diesem Zeitpunkt die nationale und die kulturelle Komponente des Geschehens voneinander abhängig waren, beweist die Tatsache, dass aus den multinationalen Gebilden der Sowjetunion, Jugoslawiens und der Tschechoslowakei neue nationale Staaten entstanden.

In den Jahren 1989/90 fielen endgültig jene Barrieren, die fast ein halbes Jahrhundert die osteuropäischen Kulturen – und die russische noch länger – von Westeuropa getrennt hatten. Die slawischen Kulturen begannen sich in die gemeinsame europäische Kultur einzubringen, was vollkommen natürlich

13 Ebd., 217–229.

war, hatten sie doch durch lange Epochen an ihrer Erschaffung mitgewirkt. Die Reeuropäisierung des slawischen europäischen Ostens könnte man deshalb auch als erste Stufe der Globalisierung verstehen, als erste Welle des weiteren, im wahrsten Sinne universellen Prozesses, der genau in dieser Zeit begann und innerhalb dessen heute das Geschehen auf der gesamten Welt verläuft.

Von Globalisierung sprechen wir seit ungefähr 1990. Sie bedeutet die Vervielfältigung und Vertiefung übernationaler Kontakte, die die Nationalgesellschaften und -Staaten immer mehr miteinander verbinden. Heute ist die Globalisierung kein rein ökonomisches Phänomen mehr, ihre politischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Aspekte werden stärker. Am Beginn ging es lediglich um die quantitative Erweiterung des Austausches, nunmehr bewirkt das Phänomen der Globalisierung bereits ernstlich strukturelle Veränderungen in den nationalen Gesellschaften, umso größere, je mehr die Staaten oder Gesellschaften in die internationale Interaktivität eingebunden sind.

Die slowenische Literatur teilte in ihrer Geschichte das Schicksal der nationalen Kultur. Innerhalb der kulturellen bzw. nationalen Identität wird sich die slowenische Literatur auch in Zukunft entwickeln, nunmehr jedoch im Bereich umfassenderer Bindungsprozesse. Offensichtlich ist auch, dass in einer entwickelten Welt der Informationen eine Nationalkultur auf sich allein gestellt nicht erfolgreich agieren können wird, sondern nur im Kontext mit anderen Kulturen. Ihre Aktivitäten werden sich in Verhältnissen realisieren müssen, in denen immer neue Herausforderungen, neue Tendenzen aufkommen werden, umso mehr, als Slowenien ein Mitgliedsland der Europäischen Union, Slowenisch eine der Amtssprachen der Union ist. In einem interaktiven Prozess wird die Aktion mit der Reaktion, die Reaktion mit der Aktion verflochten sein, so dass es notwendig sein wird, in der Nationalkultur immer wieder aufs Neue innere Stabilität herzustellen und gleichzeitig auf äußere Impulse zu reagieren. Die Gefahr, dass die Nationalkultur in diesem Geschehen ihre Identität verlieren könnte, ist deshalb wohl vor allem in zwei Fällen gegeben: Erstens, wenn die Kultur die notwendige kritische Distanz gegenüber den äußeren Einflüssen verliert, wenn sie diesen Einflüssen erliegt. In diesem Fall gefährdet bzw. negiert sie alle Besonderheiten, die ihr Wesen ausmachen, beginnend bei der Sprache. Der zweite Identitätsverlust kann geschehen, wenn die Kultur zwar den Impulsen von außen nicht nachgibt, sie jedoch derart ablehnt, dass sie sie einfach nicht zur Kenntnis nimmt, der interaktiven Beziehung zu benachbarten und anderen Kulturen entsagt. In diesem Fall verändert sie sich zu einer geschlossenen Struktur und entscheidet

sich für den Selbstmord, wenn nicht kurzfristig, dann sicher langfristig. Aus dem Gesagten lässt sich folgern: Eine Nationalkultur, die in der Epoche der Globalisierung bestehen und ihre eigene Glaubwürdigkeit bewahren möchte, dürfte weder den äußeren Versuchungen unterliegen noch sich davor isolieren und auf die Begegnung mit ihnen verzichten.

Damit die Kultur nicht nur bewahrt wird, sondern auch ein aktiver geistiger Teil des nationalen Schaffens bleibt, wird sie mehrere Bedingungen erfüllen müssen. Zuerst muss sie sich ihrer Rolle und ihrer Sendung, die sie für das Gemeinwohl erbringt, bewusst werden. Sie wird aber auch die Rolle anderer Kulturen erkennen müssen, mit denen sie in einer wechselseitigen, interaktiven Beziehung leben wird. Je aktiver bzw. kritischer das Zusammentreffen mit anderen Kulturen und je selbstreflexiver eine Kultur ihrem eigenen Tun gegenüber sein wird, umso leichter wird sie sich in der Dynamik des europäischen und internationalen Geschehens, wie es Goethe bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erahnte,<sup>14</sup> durchsetzen. Eine kritische Distanz sich selbst gegenüber und gegenüber anderen wird also notwendig sein. Damit eine Nationalkultur – und innerhalb dieser die Literatur – diesen Zustand erreicht, wird sie eine stärkere Fähigkeit des eigenen Hineinversetzens in andere Kulturen fördern müssen, nicht zuletzt mit dem Ziel, im Prozess des gemeinsamen Miteinander die eigene Rolle zu stabilisieren bzw. zu gestalten. Ohne die Fähigkeit, andere zu verstehen, wird sie die eigene Identität nicht erweitern können, die nunmehr noch flexibler, noch offener für Veränderungen sein muss, mit stabilen Grundmauern, die ihr Wesen ausmachen und nicht den Strömungen der Zeit nachgeben dürfen.

Die Kultur jeder Nation – einer zahlenmäßig kleinen noch ganz besonders – kann jedoch nicht dem Markt oder sich selbst überlassen werden. Die materielle Sorge um ihre Entwicklung wird auch in Zukunft dem Staat zukommen, der die Bewahrung des kulturellen Erbes als auch das internationale Reüssieren der zeitgenössischen Kunstschaffenden zu unterstützen hat. Er wird das gegenseitige Kennenlernen verschiedener Kulturen, die schon bisher ihr Interesse an einer Zusammenarbeit gezeigt haben, fördern. Der Prozess ist also nicht neu, er wird jedoch immer intensiver, immer vielseitiger, im wahrsten Sinne allumfassend. Seine Herausforderungen werden die Nationalkulturen annehmen müssen, wenn sie sich mit anderen Kulturen messen

---

14 Im Gespräch mit Eckermann meinte Goethe am 31. Januar 1831: „Nationalliteratur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit, und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen.“ Johann Peter Eckermann, *Pogovori z Goethejem*. Prevedel in uvod napisal Josip Vidmar. Cankarjeva založba, Ljubljana 1959, 251.

und die Errungenschaften der eigenen Bemühungen in die Schatzkammer der Weltkultur einbringen wollen. In dieser Hinsicht ist die Vielfalt der Kulturen ein entsprechender Teil der Demokratie, des vorherrschenden politischen Modells unserer Zeit, das prinzipiell die Gleichberechtigung der Verschiedenheiten bzw. die gleichen Möglichkeiten für alle anerkennt.

Die Kultur in ihrer pluralen Ausrichtung ist nichts Selbstverständliches. Sie besteht als Möglichkeit, die immer wieder aufs Neue umgesetzt werden muss. Die Identität der Nationalkulturen ist also nicht nur vom Staat und anderen äußeren Faktoren abhängig, sondern auch von der Kultur selbst, von ihrem Lebenswillen, von ihrem Selbstwertgefühl.



Helmut Abel

### **„Bildung für alle“ – Erinnerungen an Oskar Hauser**

Oskar Hauser verstarb 84-jährig im September 2005. Vor 60 Jahren, auf der 1. Zentralen Kulturkonferenz von KPD und SPD im Februar 1946, unterbreitete Oskar Hauser den Vorschlag, für Arbeiter und Bauernkinder Vorstudienanstalten einzurichten, auf denen sie die Hochschulreife erlangen könnten. Seinem Vorschlag wurde zugestimmt und mit seiner aktiven Mitwirkung als Vorsitzender der Berliner Studentischen Arbeitsgemeinschaft eine Vorstudienanstalt eingerichtet, die bereits im April 1946 ihren Lehrbetrieb aufnahm. Ihre offizielle Eingliederung in die Berliner (Humboldt-)Universität erfolgte im Mai 1947 und 1949 ihre Umbenennung in Arbeiter- und Bauernfakultät. Oskar Hauser wurde zum Vater der Arbeiter- und Bauernfakultäten der DDR.

Oskar Hauser studierte in Berlin Physik, promovierte 1958, habilitierte sich 1963, wurde an die Berliner Humboldt Universität als Professor für Festkörperphysik berufen und dort Prorektor.

Aus dem Jahre 1998 liegt von Oskar Hauser ein schriftlich verfasstes „Nachdenken über den Sozialismus-Versuch im 20. Jahrhundert“ vor.

*O.H.*

Wandlitz im November 1998

Die nachfolgenden Überlegungen sind ein mich seit langem beschäftigender – wenn auch unvollständiger – Versuch, eine Bilanz zu ziehen, was sich von den Überlegungen, mit denen wir uns nach den Erfahrungen von Faschismus und Krieg für die Schaffung menschenwürdiger Verhältnisse in unserem Land und darüber hinaus eingesetzt haben, aus heutiger Sicht noch als tragbar oder als falsch erweist bzw. neu überdacht werden muss. Fakt ist, dass die Menschheit erstmalig in der Geschichte mit der Möglichkeit konfrontiert ist, sich in ihrer Gesamtheit selbst auszurotten und gegenwärtig kräftig auf diesem Weg voranschreitet. Ob eine Zukunft gesichert werden kann, hängt vom Gelingen eines Umdenkens und der Schaffung anderer Verhältnisse des Zusammenlebens der Menschen ab.

Zunächst einige Bemerkungen zur Kennzeichnung der derzeitigen Situation in der Welt:

Die wissenschaftlich-technische Entwicklung hat dazu geführt, dass in den fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten die Arbeitsproduktivität schneller wächst als die Produktion, d.h. dass bei Beibehaltung des gegenwärtigen Systems Arbeitslosigkeit zu einer auch in sogenannten Konjunkturzeiten unüberwindlichen Dauererscheinung wird.

Das gesellschaftliche Bewusstsein hinkt in immer stärkerem Maße hinter dem immer schneller wachsenden wissenschaftlich-technischen Wissen hinterher. Die wissenschaftlich-technische Revolution beherrscht den Menschen und nicht umgekehrt.

Dieses Problem wurde auch in den real-sozialistischen Ländern unzureichend erkannt, abgesehen davon, dass auch der wissenschaftlich-technische Abstand zu den führenden kapitalistischen Ländern – insbesondere auf dem entscheidenden Gebiet der Computertechnik – etwa seit den 70er Jahren anwuchs, und die Arbeitsproduktivität zurückblieb.

Ein immer größerer Anteil der kapitalistischen Profite wird auf dem Geldmarkt erzielt und ist nicht mehr durch Wertschöpfung in der Produktion gedeckt.

Die Schere zwischen den armen und reichen Ländern und auch zwischen Arm und Reich in den Industriestaaten hat sich in den vergangenen Jahren ständig vergrößert. Die relative und absolute Verelendung von Millionen Menschen und die Angst vor der Zukunft hat bei einer irrationalen Suche nach Ursachen bzw. Prügelknaben zu einer neuen Welle nationalistischer, rassistischer und religiöser Auseinandersetzungen geführt.

Der Verbrauch nicht erneuerbarer Ressourcen und die Umweltzerstörung schreiten trotz eines gewachsenen Bewusstseins für diese Tatsachen weiter fort und bedrohen zusammen mit den vorgenannten Punkten das Überleben der Menschheit. Dass das Gefühl einer ökologischen Bedrohung aber auch zu irrationalen Schlussfolgerungen führen kann, zeigt die gegenwärtig geführte Diskussion zur friedlichen Nutzung der Kernenergie. Die Gefahr dabei besteht nicht nur darin, dass durch die Verabsolutierung vorhandener und angeblich unlösbarer Risiken weiterführende Überlegungen für eine effektive und ressourcenschonende Lösung des Energieproblems behindert werden, sondern darin, dass die nach wie vor existierende Gefahr der Ausrottung der Menschheit durch Atomwaffen und deren Proliferation völlig in den Hintergrund gedrängt wird. (Wessen Interessen werden da bedient?)

Der Zusammenbruch des „Realsozialismus“ in der Sowjetunion und den Staaten des Warschauer Vertrags hat eine Hemmschwelle beim Abbau des sogenannten Sozialstaates in den kapitalistischen Ländern beseitigt.

Das Scheitern dieses Sozialismusversuchs, der an seinen inneren Widersprüchen und Deformationen, den eigenen ökonomischen Irrtümern und Fehlern und erst in zweiter Linie an äußeren Einflüssen zugrunde ging, hat einerseits zu einer großen Enttäuschung und Ratlosigkeit bei vielen Menschen geführt, andererseits die Möglichkeit eröffnet, schädlichen Ballast über Bord werfen und neue Überlegungen anzustellen.

Solche Überlegungen sind unerlässlich, soll das Überleben der Menschheit gesichert werden, das durch das gegenwärtig vorherrschende aber immer mehr außer Kontrolle geratende System des Kapitalismus nicht mehr garantiert werden kann.

Der Profit als Haupttriebkraft dieses Systems ist zwar nach wie vor in der Lage die wissenschaftliche und technische Entwicklung voranzutreiben, erweist sich jedoch immer stärker als selbstzerstörerisch für das Zusammenleben der Menschen. So werden z.B. die sogenannten „ethnischen“ oder „Religions“-Kriege in Afrika, Afghanistan, auf dem Balkan und anderswo in Ländern geführt, die über keine eigene oder nur eine für einen längeren Krieg unzureichende Waffenproduktion verfügen. Sie dauern jedoch trotz Uno-Resolutionen und Embargo oft jahrelang, weil in der Rüstungsproduktion und im Waffenhandel Maximalprofite erzielt werden, die solche „Schranken“ problemlos überwinden. Eine Vergesellschaftung und demokratische Kontrolle der für Wirtschaft und Politik entscheidenden Produktionsmittel, der mit ihnen erzielten Wertschöpfung und des Gewinns erscheint deshalb nach wie vor unerlässlich. Dabei liegt die Betonung auf Vergesellschaftung – also nicht einfach Verstaatlichung – und auf entscheidenden Produktionsmitteln – also nicht jede Friesechere.

Ob es gelingt, ein neues menschenwürdiges Gesellschaftssystem zu schaffen, wird entscheidend davon abhängen, die Fehler und Deformationen des Sozialismus-Versuchs des 20. Jahrhunderts exakt zu analysieren und die entsprechenden Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Dazu gehört:

Die Erkenntnis, dass man die Menschen nicht zu „ihrem Glück“ zwingen kann. Nur die Überzeugung der Mehrheit, gemeinsam – ich betone gemeinsam – den richtigen Weg gefunden zu haben, kann auf Dauer zum Erfolg führen. Sozialismus ohne Demokratie ist ein Widerspruch in sich und muss scheitern.

Die Machtbesessenheit und das Sich-Klammern an die Macht ist ein Fakt, der praktisch unabhängig von der jeweils herrschenden Gesellschaftsordnung in allen Epochen der Geschichte der Menschheit zu beobachten ist. Die Ursachen dafür sind keineswegs ausschließlich – vielleicht nicht einmal vorwiegend – dadurch begründet, dass Macht zu erlangen und zu verteidigen dem Machtausübenden materielle Vorteile bringt. Sie scheint wie der Geschlechtstrieb zur Natur des Menschen zu gehören und übt einen nicht unwesentlichen Einfluss auf den Ablauf der Geschichte aus, was offensichtlich bisher sträflich unterschätzt wurde. Die demokratischen Möglichkeiten, Führungsriege auszuwechseln bzw. abzulösen, müssen weiter erforscht und vertieft werden. Die Grünen haben hierfür einige – inzwischen leider weitgehend wieder aufgegebene – Ansätze geliefert: Trennung von Amt und Mandat und Rotationsprinzip bei Mandaten.

Als Begründung für dieses Zurückdrehen wurden unökonomische Verluste von Kompetenz und gesammelter Erfahrung angeführt.

Gegenwärtig wird uns drastisch – sozusagen abzählbar – vor Augen geführt, wie viele Verbündete für den Aufbau einer humanen Gesellschaftsordnung durch eine Mentalität: „und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag ich Dir den Schädel ein“

vor den Kopf gestoßen oder sogar ins gegnerische Lager getrieben wurden und damit gleichzeitig die Aufnahme bzw. Diskussion neuer Gedanken verhindert wird.

In die gleiche Kategorie fällt der untaugliche Versuch, ideologische und kulturelle Auseinandersetzungen durch Verbote ein- oder auszugrenzen.

Obwohl stets betont wurde, dass der Marxismus eine Wissenschaft ist, und als solche ständig weiterentwickelt werden muss, erfolgte eine solche Weiterentwicklung – etwa auf dem Gebiet der Ökonomie oder der Veränderungen in der Klassenstruktur der bürgerlichen, aber auch in einer sozialistischen Gesellschaft – nur sehr bedingt. So fanden z.B. die Veränderung und Differenzierung der Arbeiterklasse oder besser der abhängig Beschäftigten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und vor allem die wirtschaftlichen und politischen Konsequenzen, die sich daraus ergeben, nur eine ungenügende Aufmerksamkeit.

Vieles Weitere muss wieder oder neu durchdacht werden, so z.B. auch das Verhältnis von Reform und Revolution. Der Kampf um Reformen, der gegenwärtig wieder einmal heiß diskutiert wird, ist nicht nur deshalb unerlässlich, um die Lebensverhältnisse der Menschen in einer gegebenen Gesellschaftsordnung zu verbessern, sondern auch um zu vermitteln, dass Veränderungen möglich sind und dabei Erfahrungen auch für weitergehende Systemveränderungen gesammelt werden. Gleichzeitig wird dadurch der weit verbreiteten und lähmenden Resignation "man kann doch nichts machen" entgegengewirkt und solchen Veränderungen der Boden bereitet.

Ich glaube auch, dass wir uns unbedingt von unserer europäischen Nabelschau befreien und sehr genau betrachten bzw. analysieren sollten, was sich auf den anderen Kontinenten insbesondere in China entwickelt. Was für restaurative und was für weiterführende Tendenzen werden da sichtbar, und worin sind sie begründet. Zur Zeit verharren wir als Sozialisten in Europa gegenüber China in einem Zustand des sprachlosen Unverständnisses, habe ich zumindest den Eindruck.

Vorläufiges Fazit:

Soll der von Marx als Alternative angedrohte (von ihm übrigens nicht schriftlich überliefert) Untergang in der Barbarei vermieden werden – nach Kuczynski hat die Barbarei bereits begonnen –, so bleibt tatsächlich nur eine tiefgreifende Systemveränderung in Richtung Sozialismus. Tiefgreifend bezüglich der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel und deren Verwertung, tiefgreifend bezüglich der Erkenntnis, dass die nach wie vor auf Erfüllung wartende Forderung der Französischen Revolution: Liberté, Égalité et Fraternité nur als Ganzes in *all* ihren Teilen oder gar nicht realisiert werden kann und des Bewusstseins der Verantwortung zum Erhalt der Natur als Voraussetzung für den Fortbestand der Menschheit und der sich daraus ergebenden Konsequenzen, wozu auch die Einstellung der Rüstungsproduktion gehört. Dies nicht nur um eine Vergeudung von Ressourcen zu beenden, sondern zumindest einen Teil der für den Umbau der Gesellschaft erforderlichen Mittel freizusetzen. Um eine solche

Systemveränderung in Gang zu bringen und vor erneutem Scheitern zu bewahren, reichen die alten „klassischen“ Überlegungen gewiss nicht aus. Aber die Erinnerung an die alte Marxsche Auffassung, dass dies nur auf nationaler Ebene kaum machbar ist, scheint durchaus angebracht. In Anbetracht der Tatsache, dass die „Multis“ in ständig steigendem Maße die internationale Politik bestimmen und sich nationale Regierungen „leisten“, ist es unbedingt erforderlich, den angesichts der erfolgten Niederlage verständlichen gegenwärtigen Tiefstand des internationalen Meinungs- und Erfahrungsaustausches und der Zusammenarbeit der Kräfte, die für Systemveränderungen eintreten, zu überwinden und der internationalen Solidarität neuen Aufschwung zu verleihen.

France Bernik

## **Die Demokratisierung und Europäisierung der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste<sup>1</sup>**

Eine der wichtigsten kulturellen Errungenschaften in den slowenischen Ländern des 17. Jahrhunderts ist die Academia operosorum, die als ferne Vorgängereinstitution der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. Gegründet wurde sie im Jahr 1693 und vereinte die angesehensten kirchlichen und weltlichen Intellektuellen, Adelige und Bürger, unter einem Dach. Ihr größtes Verdienst liegt darin, vor allem die heimatkundlichen Wissenschaften unterstützt zu haben, außerdem noch die Rechtswissenschaften, Theologie und Medizin. Im Bereich der Kunst war sie die Wegbereiterin des Barock. Nach gut drei Jahrzehnten stellte sie ihre Tätigkeit ein; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde sie von humanistischen Aufklärern erneuert, wiederum nur für kürzere Zeit, sodass daraus keine traditionelle Einrichtung entstehen konnte. Die Slowenische Akademie in ihrer jetzigen Form wurde im Jahr 1938 gegründet, unmittelbar vor Beginn des Zweiten Weltkriegs. Nach der faschistischen bzw. nazistischen Okkupation und dem Ende des Krieges boten sich ihr alle Entwicklungsmöglichkeiten, doch wurde durch das kommunistische totalitäre System in Jugoslawien nach 1945 ihre weitere Entwicklung behindert. Trotz einiger unzweifelbarer Leistungen in den Bereichen der Humanistik, Naturwissenschaften und Technik konnte sie erst nach der europäischen politischen Wende der Jahre 1989 und 1990 zu voller Blüte gelangen.

Bereits in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war in Slowenien als einer der „sozialistischen föderativen“ Republiken Jugoslawiens eine größere Gedankenfreiheit bemerkbar. Positiv wirkte sich damals die Berufung solcher Mitglieder an die Akademie aus, die in ihren Anschauungen

---

1 *Anmerkung der Redaktion: Die Leibniz-Sozietät hatte im Mai 2005 ein wissenschaftliches Kolloquium zu „Akademien in Zeiten des Umbruchs“ durchgeführt, dessen Vorträge zu einem Teil in Band 81 der „Sitzungsberichte“ veröffentlicht wurden. Im Anschluss wurden uns einige weitere Beiträge zugesandt. Wir drucken hier den von France Bernik ab.*

nicht mit der Ideologie der politischen Machthaber kompatibel waren. Auch das internationale und interdisziplinäre Kolloquium *Znanost in vera* (Wissenschaft und Glaube), das im Jahr 1984 gemeinsam von der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste und dem Sekretariat für Nichtgläubige des Vatikans organisiert wurde, verlangt nach einer genaueren Erklärung. Dieses wissenschaftliche Symposium in Ljubljana wurde, wie es sich später erwies, mit vollkommener Zustimmung der damaligen Machthaber vorbereitet, vielleicht sogar auf ihre Initiative, mit dem Ziel, Jugoslawien vor aller Welt in demokratischem Licht erscheinen zu lassen. Doch dieses Ereignis und ähnliche weitere waren lediglich Künder der nahenden Zukunft. Grundlegende Änderungen gab es an der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste erst nach dem epochalen Umbruch am Beginn der neunziger Jahre, als der Kommunismus zerfiel und mit ihm die Sowjetunion und andere totalitäre Staaten in Europa, auch Jugoslawien.

In Slowenien wurde die parlamentarische Demokratie durch die freie Mehrparteienwahl im April 1990 eingeführt. Seine staatliche Souveränität verkündete Slowenien im Jahr darauf, am 26. Juni, unmittelbar danach beschützte es mit voller Unterstützung des Volkes den neuen Staat vor dem Angriff der jugoslawischen Armee. Die internationale Anerkennung eines Großteils der europäischen Staaten und der USA erlangte Slowenien am Beginn des Jahres 1992, in die Organisation der Vereinten Nationen wurde Slowenien am 22. Mai 1992 aufgenommen. In dieser Zeit, genau am 14. Mai 1992, wurde auch das neue Präsidium der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste gewählt, das erste im neuen Staat. Dieses Präsidium unter dem Vorsitzenden France Bernik, der diese Funktion bis zum Jahr 2002 ausübte, sah seine Aufgabe darin, die Verhältnisse an der Akademie zu normalisieren und sie mit anderen ähnlichen Institutionen in der Welt vergleichbar zu machen. Man könnte, um einen politischen Ausdruck zu verwenden, auch sagen, die Transition der Akademie durchzuführen.

Für diesen Normalisierungsprozess der Verhältnisse an der Akademie wurde im Parlament der Republik Slowenien im Jahr 1994 ein neues Gesetz angenommen. Darin wird die Akademie als „höchste nationale wissenschaftliche und künstlerische Institution“ definiert, was sie davor offiziell nicht gewesen war. Bezeichnet wird sie als „autonome Institution der Wissenschaftler und Künstler“, im vorhergehenden Gesetz war dieser Passus nicht zu finden. Und nicht zuletzt: Die Akademie wurde zur einzigen Gründungsinstitution des Wissenschaftlichen Forschungszentrums bzw. einer Gruppe von Instituten. Es hatte nämlich Tendenzen gegeben, dass eine derartige Gründung nur

gemeinsam mit dem Staat oder überhaupt nur durch den Staat erfolgen könne. Gleichzeitig bestimmt das neue Gesetz, dass das Wissenschaftliche Forschungszentrum an der Realisierung des ständigen Forschungsprogramms „Das natürliche und kulturelle Erbe der Slowenen“ mit der Akademie verbindlich zusammenarbeitet.

In den Jahren nach der Wende wurden an der Akademie auf drei Ebenen positive Veränderungsprozesse realisiert, zuerst bei den Mitgliedern der Institution. Moralpolitische Überprüfungen der Kandidaten für neue Mitgliedschaften, die für die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg charakteristisch gewesen waren, entfielen im neuen Staat vollkommen. Der Hauptmaßstab für die Aufnahme neuer Mitglieder wurde die Qualität der wissenschaftlichen bzw. künstlerischen Arbeit, hinsichtlich der weltanschaulichen, ideellen und ästhetischen Ausrichtung der Kandidaten auch die Pluralität als wesentliches Element des demokratischen Denkens. Das Nationenverhältnis unter den externen bzw. korrespondierenden Mitgliedern veränderte sich ziemlich. Vor dem Entstehen der Republik Slowenien stammte fast die Hälfte der korrespondierenden Mitglieder aus den jugoslawischen Teilrepubliken, nunmehr begann deren Anzahl nach und nach auf vernünftige Ausmaße zurückzugehen. Heute erwählt die Akademie in ihren internationalen Korpus Wissenschaftler und Künstler aus allen Staaten Europas und der Welt. Trotz der Entspannung bei der Aufnahme nationaler und korrespondierender Mitglieder gelang es in der Phase des Übergangs, die mehr oder weniger traditionelle Mitgliederzahl zu halten, was mit den strengen Kriterien, die das Präsidium in dieser Zeit durchsetzte, zu erklären ist. Die Statistik besagt, dass die Akademie im Jahr 1992, am Beginn des Übergangs, 85 ordentliche und außerordentliche sowie 78 korrespondierende Mitglieder hatte. Zehn Jahre später, als die Phase der Transition größtenteils vorüber war, nur wenige mehr: 90 ordentliche und außerordentliche sowie 81 korrespondierende bzw. externe Mitglieder. Auch das Mitgliederverhältnis zwischen den einzelnen Abteilungen kam nicht durcheinander. Das ungefähre Gleichgewicht zwischen den Klassen wie auch zwischen den Mitgliedern aus dem humanistisch-sozialwissenschaftlich-künstlerischen und dem naturwissenschaftlich-technisch-medizinischen Bereich blieb erhalten.

Zur Mitgliedschaft und ihrer Problematik gehört die Wiedergutmachung von Unrecht, das einigen Mitgliedern der Slowenischen Akademie der Wissenschaften und Künste nach dem Ende des zweiten Weltkriegs angetan wurde. Auf Grundlage einer dokumentierten Studie des Präsidenten und der Stellungnahme des Präsidiums vom 26. Februar 1996 wurden bei der Akade-



miesitzung am 17. Dezember dieses Jahres einstimmig und ohne Einschränkungen drei von vier ausgeschlossenen oder zum Austritt gezwungenen Mitgliedern posthum rehabilitiert: der Rechtswissenschaftler Leonid Pitamic, der Philosoph Aleš Ušeničnik und der Philosoph Franc Veber. Diese Wissenschaftler hatten aus politischen Gründen ihre Mitgliedschaft an der Slowenischen Akademie verloren. Die Rehabilitierung verlieh ihnen die Mitgliedschaft mit allen Ehrenrechten wieder. Ein besonderer Fall ist das vierte ausgeschlossene Mitglied, der Mathematiker Rihard Zupančič. Die posthume moralische Genugtuung wurde ihm als Spitzenwissenschaftler und Gründungsmitglied seitens der Akademie unter der Präsidentschaft von Boštjan Žekš am 23. Januar 2003 zuteil.

Die Mitgliedschaft an der Akademie bedeutet die höchste nationale und staatliche Anerkennung einer Person für außergewöhnliche Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste. Deshalb ist die Erteilung der Mitgliedschaft die verantwortungsvollste Aufgabe, die die Akademie als Ehreninstitution erfüllt. Ihre zweite Aufgabe ist mit der ersten verbunden: Die Akademie als operative Einrichtung kommt ihr so nach, dass sie unmittelbar am wissenschaftlichen Forschungsgeschehen und an Kunstereignissen teilnimmt. Als Akademie universellen Typus ist sie auch per Gesetz dazu verpflichtet, alle Wissenschaften und alle Künste anzuregen, zu fördern und zu entwickeln. Diese Aufgabe erfüllt die Akademie im neuen Staat durch Publikationen, Vorträge und vor allem durch wissenschaftliche Symposien, nunmehr natürlich in anderem Umfang und thematisch vielfältiger. In ihrer gesamten Geschichte hat die Slowenische Akademie nicht so viele Symposien selbst oder in Zusammenarbeit organisiert wie im Jahrzehnt von 1992 bis 2002, was darauf hinweist, wie viel schöpferische Energie sich durch die Normalisierung des geistigen bzw. intellektuellen Lebens in der slowenischen Gesellschaft entfalten konnte. Die durchschnittlich zwei Symposien pro Jahr, insgesamt zwanzig, und dies auf den verschiedensten Fachgebieten, bezeugen das große Vertrauen, das die Akademie in der slowenischen und internationalen Öffentlichkeit genießt. Unter anderem war die Akademie im Jahr 1998 Gastgeberin des Herbstplenums der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste und des damit verbundenen internationalen wissenschaftlichen Symposiums. Ansonsten überwogen bei der Thematik der Symposien grundlegende, im europäischen Kontext erörterte Fragen der nationalen Vergangenheit und Gegenwart, außerdem setzte man sich noch mit einigen bisher tabuisierten Themen auseinander.

Die Akademie als Herausgeberin bleibt heutzutage nicht hinter dieser Tätigkeit in den vergangenen Jahrzehnten zurück. Die zahlreichen periodischen und Sonderausgaben der letzten Jahre sind wichtig, jede auf ihre Art, es sollten hier jedoch zumindest einige davon erwähnt werden, die mit der Tradition der ältesten europäischen Akademien verbunden sind, und zwar die Forschungspublikationen im Bereich der Nationalsprache und -geschichte: das monumentale Wörterbuch der slowenischen Standardsprache (*Slovar slovenskega knjižnega jezika*) und das Slowenische biografische Lexikon (*Slovenski biografski leksikon*), Publikationen von nationaler Bedeutung, die nach einem langjährigen Erscheinungszyklus im Jahr 1991 abgeschlossen wurden, in der Zeit der Verselbständigung Sloweniens, und das neue Slowenische Rechtschreibwörterbuch (*Slovenski pravopis*) aus dem Jahr 2001.

So wie nach innen öffnete sich die Akademie in den letzten Jahren auch nach außen. Bis zur Entstehung des selbstständigen Staates wurde ihre internationale Kooperation vom Rat der Akademien der Wissenschaften und Künste der Sozialistischen föderativen Republik Jugoslawien in Belgrad bestimmt. Im Jahr 1991 nahm die Slowenische Akademie dem Rat der Akademien die Vollmacht, sie im Ausland zu vertreten, ab und begann selbst internationale Kooperationen aufzubauen. Welch große Veränderungen auf diesem Gebiet in Gang gesetzt wurden, zeigt die Angabe, dass die Akademie hinsichtlich internationaler Kooperationen im Jahr 1992 über fünf Verträge verfügte, zehn Jahre später waren es bereits fünfundzwanzig.

Die beschriebenen Veränderungsprozesse verwandelten die Slowenische Akademie der Wissenschaften und Künste in ihren Grundfesten und machten sie mit anderen verwandten Institutionen in Europa und weltweit vergleichbar. Nun, da dieser Prozess abgeschlossen ist, erscheint die Repression der kommunistischen Machthaber gegenüber der höchsten nationalen wissenschaftlichen und künstlerischen Institution kaum glaubhaft, in eine derart abnormale Rolle war sie durch die damaligen politischen Verhältnisse gezwungen worden, nachdem ihr die Autonomie des Denkens und Handelns genommen worden war. Da jedoch die Normalisierung der Verhältnisse dem Willen der Institution selbst entsprach, wurde sie in verhältnismäßig kurzer Zeit durchgeführt. Der Prozess der Demokratisierung und Europäisierung wurde von der Akademie als existenziell notwendige Aufgabe angenommen, um im Interesse der Wissenschaft und der Kunst das Versäumte nachzuholen und sich auf neue Herausforderungen und Prüfungen vorzubereiten.

Herbert Hörz

- Macht, Herrschaft und Kampf in der sozialen Welt**  
**Karl Heinz Domdey, Band 1: World Economics, Globalisierung, paneuropäische Integration, Forschungsinstitut der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik e.V., Berlin 2003, 500 S.**  
**Band 2: Globale Alleinherrschaft, Oligarchie oder ...? US-Universalmacht versus EU-Hybrid, Berlin 2004, 160 S.**  
**Band 3: Die Atlantische Ideologie. Zum Kommen und Gehen partialer Sichten und Absichten in der Gesellschaftsgeschichte, Berlin 2005, 173 S.**  
**Band 4: Hegemonische Psychologie. Seelische Faktoren im globalen Herrschaftsstreben, Berlin 2006, 224 S.**

Karl Heinz Domdey ist aktiver Kooperationspartner der Leibniz-Sozietät und Initiator gemeinsamer wissenschaftlicher Veranstaltungen der Sozietät mit der von ihm gegründeten Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik e.V. (IWVWW). Das von ihm 1991 ins Leben gerufene Forschungsinstitut der IWVWW publiziert monatlich Berichte mit interessanten interdisziplinären Beiträgen zu Weltwirtschaft, Politik, Wissenschaft und Ideologie, die informativ, analytisch und konstruktiv-kritisch das Geschehen in der Welt darstellen. In fünf Bänden, einem Quinternio, wie er selbst betont, befasst sich Domdey nun mit dem umfassenden Thema „Macht, Herrschaft und Kampf in der sozialen Welt“. Vier Bände liegen vor. Der fünfte, „Titanische Geschichtsbilder – Historische Mythen und Traumata in den Machtkämpfen unserer Zeit“, ist für 2007 angekündigt. Er greift dabei philosophisch relevante Themen auf, die den Rezensenten herausfordern, sich auch damit auseinanderzusetzen.

Die Studien gehen von der Analyse der Weltwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung aus (Bd. 1), untersuchen die Konsequenzen für die strategischen Ziele entscheidender Mächte in der Weltpolitik, vor allem das Welt-

herrschaftsstreben der USA (Bd. 2), zeigen die ideologischen Auseinandersetzungen um ökonomische Interessen und politische Ambitionen (Bd. 3), die mit dem psychologisch fundierten Kampf um die Weltseele, um die Seelen der Nationen, verbunden sind. (Bd. 4) Wer sie liest, findet durchdachte Analysen, interessante Überlegungen und eine Vielzahl von Informationen, verbunden mit einer Breite historischen und aktuellen Materials, das von den Denkern des Altertums, über die europäischen Aufklärer, die unterschiedlichen, auch marxistischen, Gesellschaftskritiker und -gestalter, bis zu aktuellen global players, den Gesellschaftstheoretikern der Gegenwart und den politischen Akteuren, einschließlich der USA-Präsidenten, reicht. Es ist ein umfassendes, aus Belegen und Argumenten aufgebautes Gesellschaftsbild, das Domdey zeichnet. Man muss nicht in allen Punkten mit ihm konform gehen, um doch viele Anregungen für das eigene Nachdenken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sozialer Herrschaftsstrukturen zu erhalten.

In Bd. 1 geht es um die Globalisierung und eine entsprechende Theorie der Weltwirtschaft, mit der sich der Autor schon lange beschäftigt. So verweist er in seinen autobiografischen Notizen auf seine früheren Arbeiten, in denen er für „eine kollektive gesamteuropäische Wirtschaftszusammenarbeit als Alternative zur feindlichen Parallelintegration in Europa“ mit RGW und EWG plädierte, was in der DDR in den sechziger Jahren zu Auseinandersetzungen mit anderen Politökonomen führte. (Bd. 1, 490) Der Grundgedanke von Domdey ist die „Verganzheitlichung“ oder „Ganzheitwerdung“ der Menschheit, die zu einer Weltwirtschaft führt, gegenüber der jede separatistische Abweichung zeitweilig und kontraproduktiv ist. Der Widerspruch, den der Autor empfindet und dem er historisch und aktuell nachgeht, besteht darin, „die beindruckende Erfahrung zu relativieren, dass es bislang nicht mehrere, sondern immer noch allein die eine inaugurale kapitalistische Weltökonomie gibt, die sich für viele als finales Produkt der ökonomisch-politischen Evolution darstellt“ (Bd. 1, 3), wobei keine Alternative in Sicht sei, während er zugleich Vorstellungen von einer Endlösung der sozialen Formationsgeschichte als absurd empfinde. So hält er sich die Möglichkeit offen, eine Megatheorie für eine neue zweite Weltwirtschaft formulieren zu können.

Diese Überlegungen führen zu Fragen. Muss denn eine neue zweite Weltwirtschaft die Alternative sein? Wäre die Humanisierung der Weltwirtschaft denn eine Endlösung? Ist eine klassenlose Gesellschaft überhaupt ohne ihre eigenen dialektischen Widersprüche denkbar? Die derzeitige sich weiter globalisierende kapitalistische Weltwirtschaft trägt Elemente zu ihrer qualitativen Veränderung in sich. Noch wird sie in ihrer wissenschaftlich-

technischen zivilisatorischen Funktion unter den Verhältnissen eines ungestörten Kapitalflusses und der Einhaltung von Marktprinzipien bei staatlicher politischer, ideologischer und militärischer Sanktionierung von Machtausbreitung und Rohstoffinteressen durch kapitalistische Hauptmächte, vor allem durch die USA, betrachtet. Domdey liefert dazu viele Beispiele. So betont er im Zusammenhang mit seinen Analysen: „Die nordamerikanische Elite wünscht einen zum Nutzen ihrer Unternehmen offenen Weltmarkt in einer von den USA geführten Welt, akzeptiert alleine eine Union europäischer Staaten, welche den US-Firmen nicht im Weg steht, und plädiert für eine noch engere transatlantische Staatenkooperation – nicht aber -integration.“ (Bd. 1, 149) Er betrachtet auch die ökonomischen Potenzen Russlands, Chinas, Indiens und die anderer Regionen. Für ihn ist Globalisierung kein neuer Prozess, sondern auf ökonomischem Gebiet die „evolutionäre Fortschreibung des inzwischen seit mehr als 150 Jahren deutlich gewordenen Musters“ (Bd. 1, 120). Damit wird die rasante Entwicklung der Produktivkräfte mit neuen Herausforderungen an die Wirtschaftsplanung und -leitung im internationalen Maßstab zu wenig beachtet. Nehmen wir die Informationsverbreitung durch das Internet. Die von Domdey erwähnten transatlantischen Telefonverbindungen und die Kabeltelegrafie sind dagegen Mammut der Geschichte. Es geht eben nicht nur um die schnellere Ausbreitung von Informationen, sondern um die räumlich und personell erweiterte Aufnahme vorliegender Daten und Auffassungen, die auch wichtige Gegenbewegungen zu den herrschenden Meinungsmachern nutzen können. Globale Logistik, damit ermöglicht, ist wesentlicher Teil der Globalisierung. Das Internet verschärft so die Gegentendenzen von der Demokratisierung des Wissens auf der einen und der Manipulierung des Bewusstseins auf der anderen Seite. Der letzteren widmet Domdey seinen dritten und vierten Band. Es bleibt kein aktuelles Problem ausgespart. So entsteht die historische und aktuelle Sicht auf Herrschaft in sozialen Systemen, die vor uns ausgebreitet wird.

Bleiben wir bei der These von der universalen Macht, die in Bd. 2 behandelt wird, unter dem Thema „US-Universalmacht versus EU-Hybrid“. Innen- und Außenansichten zum Streben der USA, als Supermacht zu wirken, werden im Zusammenhang mit Universalreichen der Vergangenheit betrachtet, die sozial-utopische Flaute beklagt, verschiedene Interpretationen von Demokratie und Freiheit untersucht und wissenschaftliche Antworten auf neue Fragen gefordert. Reicht es jedoch aus, agierende wirtschaftliche Hauptmächte des Kapitalismus zu untersuchen, wenn man Keime der Zukunft entdecken will, die selbstverständlich für einen Dialektiker immer offen ist, was Dom-

dey mehrmals betont. Der Widerstand gegen eine USA-Weltherrschaft wächst. Was wäre, wenn sich Staaten und Staatengemeinschaften die Verfügungsgewalt über ihre Rohstoffe vorbehalten? Wie lange können sie durch politische, wirtschaftliche und militärische Maßnahmen daran gehindert werden? Ein Pessimismus gegen Welterlösungsideologien, wie ihn Domdey ausdrückt, ist berechtigt, auch eine pessimistische Haltung zu kurz- oder mittelfristigen Veränderungen im Sinne einer humanen Gesellschaft. Doch bleibt der theoretisch begründete Optimismus, der sich auf die historischen Erfahrungen stützt, dass Menschen sich immer wieder zusammenfinden, um sich gegen Ausbeutung und Unterdrückung, gegen Diskriminierung und Unfreiheit zu wehren. Marktmechanismen sind einer möglichen zukünftigen Assoziation freier Individuen mit sozialer Gerechtigkeit und ökologisch verträglichem Verhalten nicht fremd. Nur müssen sie durch Legislative und Exekutive von Staaten oder Staatenbündnissen auf ihre antihumanen Auswirkungen überprüft und gesetzlich eingeschränkt werden. Man könnte die Hegelsche Sicht vertreten, nach der das Bestehende den Keim seines Untergangs in sich trägt. Der Gedanke von Marx wird wieder interessant, die Produktivkräfte von ihren durch die kapitalistischen Verhältnisse bedingten Schranken zu befreien.

Überlegungen dazu werden vom Autor meist als Illusionen charakterisiert. Doch nur das könnte theoretisch-utopisch der Weg sein, das von ihm angegebene Paradoxon zu lösen. Er steht, wenn man seine Ausführungen liest, immer zwischen dem kühlen Analytiker der kapitalistischen Weltwirtschaft mit dem globalen Herrschaftsanspruch der USA und dem hoffenden Sucher nach möglichen Alternativen, von denen er wenig sieht, vieles als utopisch-illusionär qualifiziert und doch das Hoffen darauf mit dem Hinweis, dass nicht alles absolut determiniert ist, nie aufgibt. Dialektische Widersprüche, auf die der Autor immer wieder verweist, lassen keinen Finalzustand der Gesellschaft zu. Doch eine prinzipielle Veränderung von Produktions- und Eigentumsverhältnissen, damit sie der Produktivkraftentwicklung besser entsprechen, ist denkbar.

Als Kernstück seiner Überlegungen sieht Domdey „in unserer Zeit des gewaltigen Strebens nach atlantischer Vollendung der Geschichte, dagegensetzter anarchistischer Widerstände, zähen Überlebenswollens Niedergeschlagener sowie einseitigen Bemühens Hungriger, mehr Eigenkräfte zu gewinnen, die Diagnose. Weder Hosiannarufe im westlichen Mainstream, noch große alternative Gegenentwürfe oder gar visionäre Programme scheinen möglich.“ (Bd. 3, 1) So geht es im Bd. 3 um die mit den hegemonialen Inter-

essen verbundene atlantische Herrschaftsideologie. Er betont die Vielfalt der Ideologien, ihre fortdauernde Existenz und die Unaufhebbarkeit der Widersprüche, die sie bedingen. „Zu jeder Zeit und an allen Orten gibt es allein die Wahrheit verschiedenen Bewusstseins. Ein überirdisch wertendes Gericht über die konkurrierenden Ideologien der jeweiligen Zeit findet sich nicht; jeder glaubt an seine Wahrheit, ob monströs verblendet oder aber, im Rahmen der von Ideologien möglichen Offenheit, auch relativ offen.“ (Bd. 3, 13) Normen und Gründe für das Konzept einer kooperativ-koexistenziellen Völker- und Staatenwelt sind für ihn ideologisch-utopisch und definitiv unerfüllbar. (Bd. 3, 86f.)

Verschiedene Tendenzen globaler Entwicklung werden so zusammengeführt, um ein für mich problematisches Gesamturteil zu fällen, das der vom Autor oft betonten Offenheit der Zukunft eigentlich widerspricht. Erstens geht es um die von den USA gesteuerte Ausbreitung der Weltzivilisation, in der technische Entwicklung mit ökonomischen Interessen im Prozess der Globalisierung mit nicht selten kulturzerstörerischen politischen, militärischen und ideologischen Mitteln durchgesetzt werden, mit den Gegenden anderer Interessen und der Kritik am westlichen Werteverständnis, das vor allem christlich geprägt ist. Zweitens formieren sich internationale Organisationen, um die Menschheit als sittliches Subjekt zur Humanitätsgewinnung und möglichen -erweiterung zu konstituieren. UNO und andere Organisationen sind nicht frei vom Druck der Weltmacht USA, und doch wird deren Spielraum in gewisser, oft sehr kleiner, Weise beschränkt. Die Bannerworte von USA-Präsidenten, wie Freiheit, Demokratie, Menschenrechte, Kampf gegen den Terrorismus, die sie vor sich hertragen, werden mit bitteren Erfahrungen aus blutigen Kämpfen nach ihrem Inhalt befragt. Drittens kämpfen soziokulturelle Einheiten um ihre Identität, ausgedrückt in ihrem Wertekanon. Viertens wächst die Einsicht in wissenschaftliche Analysen, die zwar ideologisch verfälscht werden, doch gerade über das Internet zur Kenntnis genommen werden können. (Das mich dabei bewegende Problem der „vorbeihuschenden Wahrheiten“ durch Überinformation sei hier beiseite gelassen.) Diese Tendenzen sind eine Möglichkeit, die Weltzivilisation durch eine Weltkultur zu ergänzen, die sich auf wenige Konsenspunkte beschränkt, wie die friedliche Lösung von Konflikten, die Erhaltung der menschlichen Gattung, ihrer natürlichen Lebensbedingungen, und die Erhöhung der Lebensqualität aller Glieder sozialer Systeme, unabhängig vom Wertekanon der soziokulturellen Identität, in dem die prinzipiellen Forderungen präzisiert werden. Wer diese Möglichkeit generell leugnet, kann die Menschheit aufge-

ben und ihren Untergang wünschen. Soweit würde der Autor zwar nie gehen, doch ist es nicht die Konsequenz mancher seiner Äußerungen?

Die seelischen Faktoren im globalen Herrschaftsstreben, der Kampf um die Weltseele, ist Gegenstand von Bd. 4. Der Autor begründet, belegt mit Fakten, „dass die professionellen Aktivitäten der Vereinigten Staaten komplex justiert sind, d.h. weder die weichen, werbenden, noch die harten, kriegerischen Zielstellungen und Instrumente präferenziert werden, sondern, je nach Bedarf, und sehr oft kombiniert, verfolgt bzw. eingesetzt werden.“ (Bd. 4, 75) Es wird auf solche Zielstellungen verwiesen, wie Selbstverherrlichung, sanfte und harte Drohungen auch gegen Verbündete, Stärkung innerer Gegner in den gegen die USA opponierenden Ländern, um genehme Bundesgenossen an die Macht zu bringen, und psychologische Assimilierungen nach erfolgten USA-freundlichen Umstürzen. Das Fazit ist im Sinne von Domdeys Analysen wieder skeptisch: „Blickt man, über die Gegenwart hinausgehend, auf die realistisch vorstellbare fernere Zukunft, sind auch dann keine qualitativen Evolutionen oder gar grundlegenden Revolutionen in der gesellschaftlichen Struktur der Menschen, Völker und Nationen zu erwarten, die der historischen Dreieinigkeit von harter materieller, ideologischer und eben auch psychologischer Macht ein Ende setzen. Die objektiven und subjektiven, prinzipiell zeitlosen und spezifisch zeitgeprägten wirtschaftlichen, politischen, ideologischen und psychischen Abhängigkeiten und Prägungen der Menschen, Völker und Nationen werden wohl auch in Äonen als immer währende Existenzbedingungen der Gesellschaftswelt relevant bleiben. Das bedeutet, dass sich die im Inneren der menschlichen Bewusstseinen tobenden Kämpfe weder von der biologischen Vorprägung wirklich entscheidend lösen können, noch als nationale politisch-ideologische Seelen unter bestimmten geschichtlichen Drücken transnational homogenisierbar sind.“ (Bd. 4, 107) Das wird durch die Feststellung erhärtet, dass die Menschen als Gattung keine wirklichen qualitativen Sprünge in ihrer Natur kennen und keine Fähigkeiten haben, relative niedere Freiheitsgrade in höhere umzuwandeln. (Bd. 4, 113) Die Natur des Menschen lasse eine Welt der Bescheidenheit gegenüber dem Mach- und Erreichbaren nicht zu. (Bd. 4, 114)

Hier wird es m.E., um es einmal krass auszudrücken, damit die Gegenposition deutlich wird, undialektisch und unhistorisch. Wer die dialektischen Widersprüche so betont, wie der Autor, wird zwar keine Lösungen in einer offenen Zukunft ausschließen, doch sieht er keine. Muss er auch nicht, wenn er seine theoretischen Voraussetzungen ernst nimmt. Wer hatte unter den Bedingungen der Sklaverei darauf vertraut, dass es eine Sklavenbefreiung geben



würde? Das hebt neue Formen der Sklaverei nicht auf. Ist nicht durch den Kapitalismus die persönliche Abhängigkeit des Hörigen vom Feudalherrn der sachlichen Abhängigkeit vom Geld gewichen? Abhängigkeiten wird es immer geben, doch ihre Auswirkungen auf die freie Entfaltung der Menschen sind zu bedenken. Was ist mit dem qualitativen Sprung, den Menschen gemacht haben, als sie sich in der Lage zeigten, vom situativen Denken der Tiere zu ihrer eigenen Intelligenz mit wissenschaftlichen Erkenntnissen von Gesetzmäßigkeiten und Antizipationen überzugehen? Sicher ist die Differenz zwischen Zielstellung und Resultat zu bedenken, doch wer die kleinen Fortschritte leugnet, wird nie einen qualitativen Sprung in seiner Relativität erkennen.

Domdey breitet eine Fülle von Gedanken vor uns aus, um Grundideen zu verfolgen, die sich durch alle Bände ziehen und auf die jeweilige Thematik bezogen werden. Dazu gehören die praktische Unveränderlichkeit der menschlichen Natur, die aus der Menschheitsentwicklung sich ergebende Weltwirtschaft in ihren historischen Phasen, der Kampf der Ideologien und Wertsysteme, die mit dialektischen Widersprüchen begründbare offene Zukunft, die Ablehnung eines Finalzustands der Gesellschaft und die pessimistische Haltung zu möglichen Alternativen gegenüber der Weltherrschaft des USA-Imperialismus, die gesucht, gewünscht und doch nicht erwartet werden. Dabei wird Philosophisches direkt angesprochen, darunter die natürliche Determination menschlichen Verhaltens und das Entwicklungsproblem.

Beginnen wir mit der Natur der Menschen. Warum sollten sich Menschen eigentlichen von ihrer biotischen, Domdey spricht von biologischer, Determiniertheit befreien? Ökologische Erfordernisse zwingen dazu, über eine neue Mensch-Natur-Union nachzudenken, in der ökologische Zyklen im Interesse der Menschen genutzt, doch möglichst wenig in ihrer Selbstorganisation gestört werden. Doch das ist nur eine Seite der Medaille. Die andere betrifft die genetisch-biotischen Prädispositionen der Individuen, die nicht einfach auf soziale Gemeinschaften übertragen werden können. Sie bilden ein Möglichkeitsfeld, aus dem unter sozialen Bedingungen bestimmte Möglichkeiten realisiert werden. Es ist also sowohl die unikale Individualität als auch die uniformierende Sozialität zu beachten. Wieso gibt es keine Möglichkeiten, bei Beachtung von Individualität, einen Prozess sozialer transnationaler Homogenisierung anzunehmen? Nationen und Staaten sind historisch entstanden und vergehen. Kann ein Nationalbewusstsein nicht zu einem Credo einer multinationalen Einheit werden? Auch bei sozialen Gemeinschaften geht es um Individualisierung im Sinne der Suche nach soziokultureller Identität und

Sozialisierung als Entwicklung einer Menschheit, die von der Katastrophengemeinschaft zur Verantwortungsgemeinschaft übergehen könnte. So kann man zwar praktisch Pessimist sein, schließt jedoch als Dialektiker theoretische Möglichkeiten einer human gestalteten menschlichen Zukunft nicht einfach aus.

In seiner Entwicklungsauffassung polemisiert Domdey berechtigt gegen Absolutes. Generell meint er: „Bei aller Entwicklung der Gattung, der menschlichen Gesellschaften – von einem letztlich unaufhaltsamen komplexen Fortschritt der Menschen, Völker und Nationen kann keine Rede sein.“ (Bd. 4, 6) Dialektisches Entwicklungsdenken praktiziert der Autor, wenn er die theoretische Auffassung von dialektischen Widersprüchen als Triebkraft der Entwicklung in Analysen umsetzt. Auch das Umschlagen von quantitativen Veränderungen in qualitative betont er. Bedenken meldet er beim Gesetz der Negation der Negation an. „Kann man beispielsweise innerhalb der Zeit von Klassengesellschaften wirklich uneingeschränkt von Entwicklung als vorangegangene Stadien überwindende Höherentwicklung sprechen, welche die früheren positiven und entwicklungsfähigen Seiten erhält; und gibt es, was noch gravierender ist, tatsächlich eine gesetzmäßige Höherentwicklung im Sinne einer Ablösung des Zeitalters der Klassengesellschaften durch das klassenloser Gesellschaftsexistenz?“ (Bd. 2, 1) Die Bemerkungen betreffen einmal die dialektische Entwicklungsauffassung und zum anderen die Gesellschaftstheorie. Beide Aspekte hängen zusammen, da eine undialektische Entwicklungsauffassung zu einseitigen gesellschaftlichen Zukunftserwartungen führt.

Entwicklung ist kein Automatismus, also kein unaufhaltsamer Aufstieg, schon gar nicht im Sinne eines gesellschaftlichen Endziels. Entwicklung ist Tendenz zur Höherentwicklung, gemessen an Entwicklungskriterien, die sich durch Stagnationen und Regressionen und die Ausbildung aller Elemente einer Entwicklungsphase durchsetzt. Betrachtet man die verschiedenen Qualitätsumschläge, die sich durch quantitative Veränderungen im Rahmen einer Grundqualität vollziehen, dann haben wir es mit *anderen* Qualitäten dann zu tun, wenn ein für einen bestimmten Zweck gestalteter Gegenstand für andere Ziele eingesetzt wird. Ein Bogen kann als Musikinstrument und als Waffe zum Abschießen von Pfeilen genutzt werden. Pflanzen sind Schmuck und Nahrungsmittel. Gelingt es jedoch im Bereich der Nutzpflanzen neue Sorten zu züchten, dann sind das *neue* Qualitäten, die sich als *höhere* dann erweisen, wenn nach einem allgemeinen Kriterium die Funktionen der Ausgangsqualität qualitativ besser und quantitativ umfangreicher erfüllt werden. Das ist kein

moralisch zu bewertendes Kriterium, nach dem höher als gut und niedriger als böse oder schlecht angesehen wird. Die Weiterentwicklung von Waffen zu Massenvernichtungswaffen erfüllt das Kriterium, doch wir weigern uns aus moralischen Gründen von Höherentwicklung zu sprechen, während das die Initiatoren aus technischen Gründen tun. Es geht also bei Höherentwicklung um Effektivitäts- und Humanitätskriterien. Für die dialektische Negation der Negation ist es deshalb wichtig, stets von Entwicklungszyklen auszugehen, um sie als Regularität oder Gesetzmäßigkeit des Geschehens zu erkennen. Solche Zyklen haben Ausgangs-, Zwischen- und Endphasen. Interessant ist es, die Entwicklung der Wissenschaft von ihrer primitiven Einheit von Theorie und Praxis über ihre Loslösung von der Praxis zu einer qualitativ neuen Einheit zu verfolgen, die erst in Umrissen existiert und zu Konsequenzen über die Orte des Wissens und eine bessere praxisnahe Bildung führen müsste. Es soll nicht auf andere Großzyklen verwiesen werden, für die eine dialektische Negation der Negation heuristisch gesucht werden könnte. Endphase eines Zyklus ist stets Nebenphase anderer und Ausgangspunkt neuer Zyklen. Insofern ist es problematisch, wenn Domdey zwar berechtigt einen Finalzustand der Gesellschaft ablehnt, doch damit auch relative Ziele und Zielstellungen zurückweist. Was spricht gegen einen Großzyklus von klassenloser über Klassengesellschaften bis zu einer qualitativ hochstehenden klassenlosen Gesellschaft, in der als Assoziation freier Individuen die Weltzivilisation vorangetrieben und eine ergänzende Weltkultur entwickelt wird, als Grundlage für viele neue Entwicklungszyklen, doch ohne „naturgegebene“ Herrschaft und Knechtschaft, doch mit sozialen Gruppierungen, dem Streit um Einfluss bei der Organisation des wirtschaftlichen Aufschwungs, um kulturelle Differenzen, doch bei friedlicher Lösung der Konflikte. Lieber bleibe ich im Sinne Domdeys utopischer Illusionist, als an der möglichen humanen Zukunft der Menschheit als Leitbild meiner Bestrebungen Abstriche zu machen.

Man kann dem Autor nur viele interessierte Leser wünschen, denn die gründlichen Studien zu den sozialen Herrschaftsformen berühren fundamentale Fragen unserer Gesellschaftstheorie und regen zum Weiterdenken an.

Hannelore Bernhardt

**Die Berliner Universität in der NS-Zeit**

**Band I: Strukturen und Personen. Hrsg. von Christoph Jahr unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, 257 S.**

**Band II: Fachbereiche und Fakultäten. Hrsg. von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt. Franz Steiner Verlag Wiesbaden 2005. 308 S.**

Der Titel der Bände wirft viele Fragen auf. Sicher geht es nicht einfach darum, nachzuweisen, dass die Berliner Universität in das Machtgefüge jener Jahre zwischen 1933 und 1945 involviert war, sondern vielmehr darum, in welchem Maße, auf welche Weise, mit welchem Potential dies geschah und welche Auswirkungen sich daraus auf die Struktur der Universität, ihre Angehörigen ebenso wie für das studentische Leben ergaben und wie die universitären Aktivitäten das faschistische System stützten oder auch nicht. Welcher Wissenszuwachs auf einzelnen Fachgebieten konnte unter den gegebenen Umständen erreicht werden? Zugleich stellt sich die Frage nach Widerständen sowohl unter den Vertretern des Lehrkörpers als auch unter den Studenten.

Gewiss war nicht nur, aber auch das im Jahre 2010 bevorstehende Universitätsjubiläum Anlass, mit dem vorgelegten verdienstvollen zweibändigen Werk eine umfangreiche Untersuchung zur Geschichte der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität in der NS-Zeit einzuleiten, wobei es sich um die Beleuchtung eines Zeitabschnittes handelt, der bislang nicht vordergründig Gegenstand historischer Betrachtungen war.

Der Publikation liegt – wie aus dem gleichlautenden Vorwort der beiden Bände aus der Feder Rüdiger vom Bruchs hervorgeht – eine dreisemestrige Ringvorlesung zugrunde, die von einer Arbeitsgruppe konzipiert wurde, die auf Beschluss des Akademischen Senats der Humboldt-Universität im Januar 2002 ins Leben gerufen worden war. Sie hatte die Aufgabe, unter dem Thema „Die Berliner Universität und die NS-Zeit – Verantwortung, Erinnerung und Gedenken“ den Verstrickungen der Universität in die NS-Vernichtungspoli-

tik nachzugehen und sich „kritisch und offen“ mit diesem Kapitel der eigenen Geschichte auseinander zu setzen.

Ausgangspunkt für die Bearbeitung dieser Thematik waren Überlegungen hinsichtlich öffentlicher Informationen zunächst im Vorfeld des 60. Jahrestages des von dem Berliner Agrarökonom Konrad Meyer aufgestellten „Generalplan Ost“, der bekanntlich die verbrecherische „Leerräumung“ der eroberten Gebiete im Osten und deren „germanische Neubesiedlung“ vorsah. Darüber hinaus sollte die Beteiligung von Professoren der Berliner Universität an Verbrechen des Nationalsozialismus untersucht werden. Verständlich, dass diese vielschichtige Aufgabenstellung sehr rasch ausufernde Breite annahm. Der anspruchsvolle Gesamttitel des Werkes erweckt allerdings Erwartungen, die dann doch in Gänze nicht erfüllt werden konnten: Darlegungen zu den Vorgängen u.a. an den naturwissenschaftlichen Instituten und der Tätigkeit ihrer Mitglieder sowie der Komplex des Widerstandes, der von Universitätsangehörigen gegen das System geführt wurde, sind nicht bzw. letzteres nur marginal berücksichtigt. Ein Beitrag zur „Deutschen Mathematik“ und ihrer Vertreter, wie z.B. des Dekans der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, L. Bieberbach, hätte nicht fehlen sollen, während der Physiker E. Schumann, Abteilungsleiter im Heereswaffenamt und Leiter des II. Physikalischen und Instituts für Theoretische Physik, wenigstens erwähnt wird.

Band I behandelt nach Vorwort und Einleitung „Strukturen und Personen“ und umfasst vierzehn Einzelarbeiten. Die Vielzahl der dargestellten Vorgänge und die dabei agierenden Personen sowie die Fülle der aufgeführten Einzelheiten können im folgenden freilich nur im groben Überblick wiedergegeben werden. Das gilt auch für Band II.

Zunächst geht es im Kontext mit der „NS-Hochschulpolitik“ um die Umstrukturierung zu einer „Führeruniversität“, charakterisiert durch die Zerstörung bestehender korporativer Verfassungen mit Selbstverwaltungsrecht und Wahlprinzip. Über die tatsächliche Praktikabilität dieser Neuerungen wird an Hand des Wirkens der vier Rektoren zwischen 1933 und 1945 berichtet. Im zweiten Beitrag wird ungeachtet einer Reihe sehr interessanter, wenngleich unbeantwortet gebliebener Fragestellungen – etwa nach der Rolle des NS-Studentenbundes „als akademischer Speerspitze der Bewegung bei der Umgestaltung der Fakultäten“, nach den Auswirkungen der Relegation politisch und rassistisch Verfolgter und den daraufhin möglicherweise veränderten wissenschaftlichen Profilen oder nach der „NS- Avantgarde“ im Lehrkörper der Institute – darauf eingegangen, wie sich bei der Neubesetzungen der Profes-

sorenstellen in jenen 12 Jahren „der nationalsozialistische Anspruch auf eine vollständige Eingliederung der Universität in einen monolithischen Führerstaat auf personeller Ebene vollzog“ (S. 38), mit dem Resultat, dass die Führeruniversität „weitgehend eine politische Wunschidee“ blieb.

Die folgenden Beiträge beschäftigten sich mit zwei nicht unabhängig voneinander zu betrachtenden politischen Doktrinen und praktischen Machenschaften des faschistischen Staates, der Ostpolitik und Ostforschung sowie der Rassenpolitik und -hygiene. In diesem Kontext erfolgte u.a. die Gründung der „nationalsozialistischen“ Reichsuniversität Posen im April 1941, die mit der Einrichtung entsprechender Fakultäten und der Berufung vornehmlich junger, auf eine Beförderung erpichter Wissenschaftler aus Berlin der geplanten Eindeutschung großer Teile Osteuropas und dem „Volkstumskampf“ dienen sollte. Bereits Jahre zuvor war auf die vehemente Einflussnahme des Direktors des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik, Eugen Fischer (1933–1935 Rektor der Berliner Universität), einem fanatischen Vertreter der faschistischen Rassenlehre, das sozialhygienische Seminar der Universität in ein Institut für Rassenhygiene umgebildet worden. Obwohl dieses Institut offensichtlich ausschließlich Lehre betreiben sollte – Rassenhygiene und menschliche Erblehre wurden Pflichtfach für Studenten aller Fachrichtungen – und dem KWI Forschungsarbeit auf den entsprechenden Gebieten zugewiesen war, konnten die Geschäftsbereiche beider Einrichtungen nicht streng getrennt werden. Angehörige des Universitätsinstituts nahmen beispielsweise an großangelegten „rasenbiologischen“ Untersuchungen sowjetischer Kriegsgefangener teil, aus deren Ergebnissen sie glaubten, auf die „Gefährlichkeit der Russen“ schließen und daher die Notwendigkeit der „Ausrottung des russischen Volkes“ rechtfertigen zu dürfen. Die Entwicklung der genannten Institute wird in engem Kontext mit den Biographien mehrerer ihrer Mitarbeiter nachgezeichnet.

Ein weiterer Beitrag zeigt, dass sich das faschistische Regime bei seiner Orientierung auf einen Expansionskrieg auf eine lange schon bestehende Verbindung von Militär, Industrie und Universitäten stützen konnte, die trotz mancher konkurrierender Forschungsorganisationen „zu einer Blüte fähig“ war. Der Universität fiel dabei vornehmlich die „wehrgeistige Erziehung“ zu, obwohl auch personell eine „Verschaltung“ der Hohen Schule mit militärischen Dienststellen erfolgte.

Die folgenden Beiträge sind derjenigen Gruppe von Universitätsangehörigen gewidmet, um derentwillen eine solche Einrichtung überhaupt existiert: den Studenten. Es wird statistisches Material über die wechselnden Studen-

tenzahlen, insbesondere auch die der Studentinnen im Kontext mit gesetzlichen Bestimmungen vorgelegt, über die Auswirkungen des Krieges, über Vertreibungen jüdischer und anderer missliebiger Kommilitonen, über den zunehmenden ideologischen und politischen Einfluss des Deutschen Studentenbundes und des NSDStB auf das studentische Leben, über Reformen der Studien- und Prüfungsordnung und die Militarisierung des Hochschulbetriebes zu ungunsten des mehr und mehr auch mit faschistischem Gedankengut durchdrungenen Fachstudiums berichtet („Die deutsche Landwirtschaftswissenschaft muß nationalsozialistisch werden!“). Mit dem Beitrag über Berliner Verbindungsstudenten (Beispiel Köseener Corps) wird weitgehend Neuland betreten. Es folgen Ausführungen über die Tätigkeit von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen an mehreren Instituten der Universität, die besonders während der Kriegsjahre Beachtliches für die Aufrechterhaltung des Universitätsbetriebes leisteten, wobei die Untersuchungen dieses Themenfeldes in der DDR ausdrücklich gewürdigt werden. Befremdlich aber, dass in einer Schlussbemerkung dieses Beitrages (Bd. I, S. 225) die von deutschen Kriegsgefangenen und Zivilisten nach Kriegsende in den Ländern der Antihitlerkoalition geleistete Wiedergutmachung als „seitenverkehrte Fortsetzung“ des NS-Zwangsarbeiterregimes betrachtet und damit der Unterschied zwischen Opfern und (Mit)Tätern einer Aggression, die einen großen Teil Europas erfasst hatte, verwischt wird.

Band II enthält sechzehn Arbeiten über „Fachbereiche und Fakultäten“ in der NS-Zeit. Ebenso wie in Band I werden die Verstrickungen von Hochschullehrern und ihr Wirken innerhalb und außerhalb ihrer Institute und Einrichtungen untersucht. Zunächst geht es um Vertreter der Medizinischen Fakultät. So wird über den NS-Funktionär H. Zeiss, seit 1933 Lehrstuhlinhaber für Hygiene, und sein Konzept der „Geomedizin des Ostraumes“ berichtet, mit dem er Deportationen, Zwangsumsiedlungen und Vernichtungsaktionen in Osteuropa eine „wissenschaftliche Legitimation“ geben zu können glaubte. Wie differenziert die Rolle namhafter Gelehrter und die Frage nach Schuld und Verantwortung während der NS-Zeit im Einzelfall zu betrachten ist, zeigt das Beispiel des Anatomen und Histologen H. Stieve, der Forschungen an den Organen von Männern und Frauen unmittelbar nach ihrer Hinrichtung durch die faschistische Terrorjustiz in Plötzensee betrieb und damit gleichsam zu den „Nutznießern“ des NS-Systems zu zählen ist. Nach mehrfachen Verhören, Auseinandersetzungen in der Fakultät und bei voller Aufmerksamkeit seitens der Alliierten, der demokratischen Öffentlichkeit und mehrerer Zentralverwaltungen konnte er jedoch seine Lehrtätigkeit an der späteren Humboldt-Uni-

versität nahtlos fortsetzen, in seinen und den Augen der Kollegen „nur der Wissenschaft zugewandt“. Als Vertreter der Universitätspsychiatrie wird Karl Bonhoeffer vorgestellt, „kein Mitläufer und Sympathisant der Bewegung“, aber ein Arzt, der sachverständiger Mitarbeiter am Berliner Erbgesundheitsobergericht war, bemüht durch entsprechende Sterilisationsgutachten „Krankenmorde“ zu verhindern, wenngleich er den „psychiatrischen Wunsch- und Idealvorstellungen vom ... gesunden Menschen“ verbunden gewesen sein soll und von seiner Klinik viele Patienten zur Sterilisation gemeldet wurden. Sein Nachfolger im Amt, M. de Crinis, wird als fanatischer Antisemit gekennzeichnet, der sich 1945 durch Suizid jeglicher Verantwortung entzog.

Im Jahre 1934 wurden die Landwirtschaftliche Hochschule als Fakultät und damit auch die Hochschullehrer und Mitarbeiter auf dem Gebiet der Agrarökonomie in die Berliner Universität eingegliedert, zu denen der „Aktivist des Nationalsozialismus“, Konrad Meyer, viele Mitläufer, aber auch Gegner des NS-Regimes, wie der engagierte Christ der Bekennenden Kirche, C. von Dietze, zu zählen sind. Die Vielschichtigkeit der Charaktere und die sie bestimmenden unterschiedlichen Einflussfaktoren sind einsehbar dargestellt. Das gilt in gleicher Weise für die Theologische Fakultät jener Jahre und ihre zahlreichen Protagonisten. Vieles rankt sich um den nach 1933 einsetzenden Kirchenkampf zwischen Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche, wobei sich die ersteren schon 1934 zur „schicksalhaften Zusammengehörigkeit des deutschen evangelischen Christentums mit der nationalsozialistischen Bewegung“ bekannten, was weitere Auseinandersetzungen verursachte.

Ausführungen zu den verschiedenen Zweigen der traditionsreichen Berliner Geschichtswissenschaft zeigen Entwicklungslinien der Jahrzehnte vor 1933 auf und zugleich Annäherungen an die faschistische Geschichtsideologie, geprägt etwa durch die Vorstellung von „Ahnenerbe“ und in der Volkskunde von „Erforschung des Volkstümlichen im Volkshaften, der geistig-seelischen Substanz ... des Volksmenschen in der Volksgemeinschaft“. Die Vertreter der Kunstgeschichte, wenngleich wegen anfänglicher Anerkennung expressionistischer Kunst bzw. mangelnder Unterstützung der „deutschen Kunst“ missliebig beargwöhnt, haben offensichtlich doch mit Machtantritt des Faschismus auf steigendes Ansehen der deutschen Kultur und des von ihnen gelehrten Faches gehofft und letztlich der „Kulturpropaganda des Dritten Reiches“ gedient.

Der auf einer bereits im Jahre 1999 erschienenen Arbeit basierende Beitrag über die Universitätsphilosophie, der im betrachteten Zeitraum Psycho-



logie und Pädagogik zugehörten, stellt die Frage nach „Tradition und Revolution“ der Berliner Philosophie, betrachtet an Hand personeller Entwicklungen des Lehrkörpers und der vielfältigen Schattierungen faschistischer Ideologie bzw. „NS-Philosophie“, soweit man davon überhaupt sprechen kann. In der Diskussion um Antisemitismus und Rassismus sei auf naturwissenschaftliche Legitimation orientiert worden, „der wichtigste Grund für das relative ideologische und wissenschaftspolitische Desinteresse des Nationalsozialismus an der Universitätsphilosophie“. Während die Zerschlagung der bedeutenden Berliner Gestaltpsychologie und die Verfolgung ihrer Vertreter nur marginal erwähnt werden, finden sich relativ ausführliche biographische Angaben zu dem Lehrstuhlinhaber für politische Pädagogik, dem fanatischen A. Baeumler und seinem Assistenten W. Steinbeck, sowie zu dem langjährigen Fakultätsvertreter des NSD-Dozentenbundes, W. M. Schering. Den Erziehungswissenschaften ist ein eigener Abschnitt gewidmet, in dem die Lehrangebote von Spranger und Baeumler zwischen 1933 und 1944 tabellarisch zusammengestellt und ihre Vorstellungen von Pädagogik und Politik im Umriss wiedergegeben sind.

Im Anschluss an die Behandlung der faschistischen Gesetzgebung zur Rassenhygiene wird im Beitrag über „Sonderpädagogik und Behinderungen“ auf eines der widerwärtigsten Kapitel deutscher Medizin eingegangen: auf Euthanasie-Morde, denen insgesamt ca. 150 000 Menschen zum Opfer gefallen seien. Die Lehrer an Hilfsschulen seien verpflichtet gewesen, Berichte und Personalbögen („Sippschaftsbögen“!) über ihre Schüler mit entsprechenden Hinweisen an die Erbgesundheitsgerichte abzugeben. Auch hier fehlen Biographien zu E. Fischer und F. Lenz als einflussreiche faschistische Helfer und Hochschullehrer nicht. Die Ausführungen über den „Sport nach 1933“ verdeutlichen nicht zuletzt an Hand organisatorischer Veränderungen seine Rolle für die Stabilisierung ideologischer Machtpositionen des faschistischen Staates und den in diesem Sinne an die Hochschulangehörigen gestellten Forderungen nach körperlicher Ertüchtigung. Diesen Zielen dienten vorrangig C. Krümmel, „Administrator einer typusorientierten Leibbeserziehung“, und wiederum A. Baeumler mit seiner Auffassung (verkürzt), nach der der Staatsbürger über einen Körper als seinem Privateigentum verfüge, der Volksbürger jedoch mit seinem Körper dem Volkskörper verbunden sei, der durch politische Leibbeserziehung „erfahrbar“ gemacht werden muss, die somit nicht mehr Privatangelegenheit ist.

Die letzten beiden Arbeiten sind der Germanistik und der „Deutschen Slavistik“ in Berlin gewidmet. Es wird gezeigt, wie führende Germanistik-Pro-

fessoren (W. Höppner, J. Petersen) einerseits die politischen Ziele der „Bewegung“ begrüßten, andererseits aber der tradierten, international bedeutsamen Germanistik in gewisser Weise verhaftet blieben. Demgegenüber erwies sich die Situation am Slavischen Institut dank der widerständigen, von Zivilcourage geprägten Wirksamkeit des dennoch zum Taktieren gezwungenen Ordinarius M. Vasmer, 1925 Gründer des alsbald bedeutendsten deutschen Slavischen (Forschungs)Instituts, als durchaus anders. Vasmer nahm keine inhaltliche Umorientierung der Lehre vor; er verfasste u.a. das erste „Russische etymologische Wörterbuch“; weder er noch seine Mitarbeiter traten der NSDAP bei. Die faschistische „Ostforschung“ erfolgte offensichtlich an anderer Stelle. Erst nach Kriegsausbruch und der Aufforderung des Amtes Rosenberg zum „Kriegseinsatz der Wissenschaften im Osten“(1942) sah Vasmer keine Möglichkeit zum Widerstand mehr und trat der Zentrale für Ostforschung bei. Vasmers „gelungene Resistenz“ wird mit dem „Zusammenspiel der ethischen Haltung des Einzelwissenschaftlers in der Zeit der politischen Diktatur und der Eigendynamik der Wissenschaft selbst, ... der etymologischen Sprachwissenschaft“ begründet.

Die vorliegende Publikation der zwei Bände ist als ergebnisreiche gesellschaftspolitische Studie zur Geschichte der Berliner Universität für den Zeitraum von 1933–1945 zu verstehen. Die fachwissenschaftliche Entwicklung, neue Erkenntnisse und Wissenszuwachs einzelner Wissenschaftsdisziplinen werden nicht untersucht. Obgleich die einzelnen Beiträge aus unterschiedlicher Feder stammen, ist eine gewisse einheitliche konzeptionelle Ausrichtung sichtbar. Häufig werden Entwicklungslinien zurückreichend bis zur Jahrhundertwende skizziert, sodann Ereignisse der nämlichen Jahre beschrieben und mit Schlussfolgerungen bzw. Zusammenfassungen und gelegentlichen Ausblicken auf die Zeit nach 1945 versehen. Viele Vorgänge und Ereignisse werden – nicht nur in Band II – am Biographischen verifiziert. Dabei wird demonstriert, wie faschistisches Gedankengut mehr und mehr in den Universitätsbetrieb eindrang bzw. hineingetragen wurde und sodann vielfach mit gewisser Zwanghaftigkeit zu ideologischen Haltungen und daraus entspringenden Handlungen führte. Die damit gewährleistete Vereinnahmung der Wissenschaft bzw. des Wissenschaftsbetriebes durch das faschistische Systems erscheint als typisch für jene Prozesse der Wechselwirkung von Politik und Wissenschaft im untersuchten Zeitraum. Insoweit finden sich in den Zusammenfassungen einzelner Arbeiten Ansätze zu analytischer Verarbeitung und Wertung des Materials, wenngleich die meisten Ausführungen überwiegend deskriptiven Charakter tragen.

Die Beiträge sind mit kritischer Distanz geschrieben. Ihr besonderer Wert besteht in der akribischen Aufarbeitung zahlreicher Akten des nicht ganz einheitlich bezeichneten Archivs der Humboldt-Universität sowie des Bundesarchivs und in der Berücksichtigung äußerst zahlreicher auch internationaler Sekundärquellen bis hin zur Angabe von Internet-Seiten. Leider fanden mehrere der nicht sehr zahlreichen Arbeiten aus der Zeit der DDR zum Thema, beispielsweise in den „Beiträgen zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin“ (u.a. K. Pätzold über Gustav Mayer in H. 13, S. 64) oder in verschiedenen Ausgaben der Wissenschaftlichen Zeitschrift der Humboldt-Universität keine Berücksichtigung, obwohl in den Vorworten der Bände von einer „Fülle wertvoller Spezialforschungen“ die Rede ist. Die nach 1945 hauptsächlich im Zusammenhang mit Jubiläen entstandenen Bücher zur Geschichte der Berliner bzw. der Humboldt-Universität werden im Kontext eines Abrisses der Historiographie der Universitätsgeschichte aufzählend erwähnt.

Wenn in der Einleitung zu Band I behauptet wird, dass „strikte politisch-ideologische Vorgaben ... den Umgang mit der NS-Vergangenheit in der DDR“ prägten, „die SED diese auch mit den Zwangsmitteln einer Diktatur durchzusetzen vermochte“ (ähnliche Formulierungen wiederholen sich an anderer Stelle), so ist dieses parteipolitisch geprägte vorgefasste Denkschema für eine kritisch-produktive Bewertung der DDR-Geschichtsschreibung, speziell auch hinsichtlich der Universitäten, wenig hilfreich. Der in diesem Zusammenhang angezogene Beitrag über die „Geschichte der Gedenkkultur an der Humboldt-Universität in der DDR“ stützt solche Vorurteile nicht und lässt die behaupteten „zahlreichen Widersprüche ... der offiziellen Gedenkpolitik“ nicht erkennen, wenn auch ideelle Einflussnahmen durch die führende Partei und ihre herrschende Ideologie außer Zweifel stehen. Präzisierend zu diesem sachlichen Rückblick sei angemerkt, dass die in Bd. I, S. 244, wiedergegebenen Abschnitte eines Aufrufes der SED-Kreisleitung zum 30. Jahrestag der DDR mit Bezugnahme auf den forschenden Geist der Brüder Humboldt, von Helmholtz und Virchow, Einstein und Planck einem gemeinsamen Aufruf des ZK der SED, des Ministerrates, des Staatsrates und des Nationalrates der Nationalen Front (einem Gremium aus Mitgliedern von fünf Parteien, zahlreichen Parteilosen, Mitgliedern von Massenorganisationen und Religionsgemeinschaften) entnommen sind. Kritisch sei angemerkt, dass man nicht von einer „Vertreibung Plancks und Einsteins durch die Nationalsozialisten“ (Bd. I, S. 239) gleichermaßen für beide Persönlichkeiten sprechen kann. Interessante Anregungen zu ernsthaftem Überdenken weiter ausgreifender Ausführungen zur „Erinnerungskultur“, die die unterschied-

liche Sicht west- und ostdeutscher Geschichtsauffassungen auf die Jahre 1933–1945 involvieren, gibt R. v. Bruch abschließend in Band I.

Einige inhaltliche Überschneidungen in einzelnen Beiträgen waren wohl angesichts der Ausgangslage von Vorlesungen verschiedener Autoren unvermeidlich. Den jeweiligen Bänden ist ein Verzeichnis mit (kurzen) biographischen Angaben der jeweiligen Autoren (insgesamt 20) sowie ein Personenregister beigelegt. Resümierend kann festgestellt werden, dass Antworten auf die eingangs genannten Fragestellungen für Teilbereiche der Universität in einem ersten Wurf gelungen sind, ein erster „Zwischenbericht“ gegeben wurde. Weitere Studien sind nötig, ganz im Sinne der Herausgeber, die sich dessen durchaus bewusst sind und konstruktive Diskussionen sicher nicht ablehnen. Aber dazu muss man die beiden vorliegenden Bände erst einmal lesen, wozu hiermit nachdrücklich aufgefordert werden soll!

Armin Jähne

## **Der Wissenschaftler und politische Gesellschaftsmensch Mommsen**

**Stefan Rebenich, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Verlag C. H. Beck oHG, München 2002. 271 S., 21 Abb. im Text und einem Frontispiz.**

Wer sich durch Lothar Wickerts vierbändiges Werk „Theodor Mommsen. Eine Biographie“<sup>1</sup> hindurch gearbeitet hat, weiß um die Schwierigkeit, das Leben und Werk, das vielseitige Wirken des großen Gelehrten und auch politisch wie gesellschaftlich engagierten Mannes in einem Band gründlich, griffig und gut lesbar darzustellen. Wickerts in dankenswerter Weise aus den Quellen zusammengetragene Materialsammlung ist keine Biographie, aber – als wohl wichtigste Vorarbeit – die dafür notwendige Grundlage. Ludo M. Hartmann, der den ersten und zeitnächsten Versuch unternahm,<sup>2</sup> Mommsens Gelehrten- und Politikerleben zu beschreiben und, weil wichtige Archivmaterialien noch nicht zugänglich waren, doch manche Lücken lassen musste, sprach nicht ohne Grund von einer nur biographischen Skizze. Keine Biographie im eigentlichen Sinne war die Arbeit von Albert Wucher aus dem Jahre 1956,<sup>3</sup> dem es vornehmlich um die „spezifisch Mommsensche Geschichtsschreibung“, ihre Art, Methode, subjektive Prägung und ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund, um die politische Gestalt Mommsens ging. Als Biographie hat aber das im gleichen Jahr erschienene Werk von Alfred Heuß „Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert“ zu gelten,<sup>4</sup> obwohl, wie der programmatische Titel es verrät, auch hier die Einbettung des Historikers und Politikers in seine Zeit im Vordergrund stand und zudem der große Fundus an

1 L. Wickert, Theodor Mommsen. Eine Biographie, Bd. 1–4, Frankfurt/Main 1959–1980.

2 L.M. Hartmann, Theodor Mommsen. Eine biographische Skizze. Mit einem Anhang: Ausgewählte politische Reden, Gotha 1908.

3 A. Wucher, Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, Göttingen 1956 (2. neubearb. Aufl. 1968).

4 A. Heuß, Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956.

Archivalien kaum berücksichtigt wurde. Fast 100 Jahre, für Deutschland eine geradezu paradoxe Situation, fehlte für einen seiner Nobelpreisträger, einen seiner größten Historiker und überaus engagierten Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts eine fundierte Standardbiographie.

Diese offene Stelle ist nun von Stefan Rebenich besetzt worden, dem der verdiente Ruhm zufällt, das lange fällige Werk verfasst zu haben. Ihm ist es in der Tat gelungen, der Person, dem Universitätsprofessor, dem Akademiestandmitglied, dem Historiker und Politiker Mommsen mit einer eindrucksvoll ausgewogenen Biographie gerecht zu werden. Sie dürfte inhaltlich und methodisch so schnell nicht zu übertreffen sein. Der Verf. geht systematisch nach dem Lebensablauf und zugleich problemorientiert vor. Auf Elternhaus, Schule und Studium, wo der Charakter gebildet, Wissen angehäuft und Ziele ins Auge gefasst wurden, folgte das mit „Akademischer Hasard“ überschriebene Kapitel: Mommsens Reise nach Italien, angefüllt mit dem Sammeln von Inschriften, die den Grundstock des späteren „Corpus Inscriptionum Latinarum“ bildeten; die Berliner Enttäuschungen, die den jungen Gelehrten zwangen, sich sein Brot als Journalist bei der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung“ zu verdienen; dann der Ruf an die Leipziger Universität, „die schönsten Jahre“ seines Lebens dort voller Fleiß und in frohem Freundeskreise, aber auch verknüpft mit dem feurigen Eintreten für die 1848er Revolution. Die Folgen waren ein politischer Prozess und die Entlassung aus der sächsischen Alma mater (1851). „Aus der Heimat zieh' ich wieder, fremder Mann, ein armer Mann“, klagt Mommsen.

Im nächsten Kapitel „Exil und Rückkehr“ werden die Stationen Zürich (1852), Breslau (1854), Berlin (Frühjahr 1858 an die Akademie) und darin eingebunden die konzeptionelle Vorbereitung des lateinischen Inschriften-corpus, dieser „Lebensaufgabe“, und die Fertigstellung der ersten drei Bände der „Römischen Geschichte“ (1854–1856) behandelt. Von ihr sagt Rebenich, dass sie „weder aktivistische oder voluntaristische Geschichtsschreibung“, sondern „Tendenzhistorie“ ist (S. 96). Weil das gelehrte Werk glänzend geschrieben wurde und Mommsen „in einer bestimmten Situation“, im Nachdenken über die gescheiterte Revolution, die dringliche Aufgabe der Reichseinigung und angesichts der europaweiten Diskussionen um Demokratie und Absolutismus, um Monarchie und Republik „seinen historischen Gegenstand aktualisierte“, bleibt die „Römische Geschichte auch heute noch von ungebrochener Aktualität“ (S.98). Die „Römische Geschichte“ war lange Zeit ein Torso und sie ist, obwohl 1885 ihr fünfter Band erschien, nie vervollständigt worden. Warum Mommsen den 4. Band nicht nachgeliefert hat, dar-

über wurde viel gerätselt. Rebenich sieht die Ursache, wie andere auch, aber ein wenig zu monokausal, in Mommsens Unbehagen, es bei der Geschichte des römischen Kaiserreiches mit Edward Gibbons (1737–1794) analytischer und literarischer Meisterschaft aufnehmen zu müssen, dessen mehrbändiges Hauptwerk „Verfall und Untergang des römischen Imperiums“ seit längerem vorlag (seit 2003 in neuer deutscher Übersetzung). „Mit ihm in Konkurrenz trat er nicht: Seine Geschichte der römischen Kaiserzeit blieb ungeschrieben“ (S. 96).

Der Verf. ist damit beim Wissenschaftler Mommsen angekommen: dem Juristen, Philologen, Historiker und Universitätsprofessor (in Berlin seit 1861). Mommsen, wie Rebenich weiß, war als Persönlichkeit und Gelehrter ein sperriger, kantiger Typ, der in keinerlei Klischees passte, der wandlungsfähig sein konnte und von Positionen, die ihm Programm waren, doch nicht abrückte oder Maximen verkündete, an die er sich selbst nicht hielt. Mit seinem *opus magnum*, dem „Römischen Staatsrecht“, so der Verf., hatte Mommsen ein Rechtssystem erschaffen, das es im Altertum in dieser geordneten Form nicht gab. „In Übereinstimmung mit den theoretischen Forderungen seiner an Hegels Rechtsphilosophie geschulten Lehrer ermittelte Mommsen nicht nur die historisch überlieferten Gesetze und Rechtsbestimmungen, sondern untersuchte die Rechtspraxis und den Gebrauch des positiven Rechts, um das ‚wirkliche‘ und ‚lebendige‘ Recht als Manifestation des objektiven Geistes rekonstruieren zu können“ (S. 111). Aber es blieb letztlich eine Diskrepanz zwischen Geschichte und Verfassungstheorie, „genauer: zwischen der historischen Entwicklung der römischen Verfassung und ihrer systematischen Darstellung“. Um diesen Widerspruch zu überbrücken, postulierte Mommsen, wie Rebenich kritisch anmerkt, „Gesetze..., die nicht überliefert sind“ oder er verstieg sich „in schwindelerregende Konstruktionen“ (S.112). Eine solche Vorgehensweise widersprach auch der von Mommsen definierten „streng philologischen Methode“, die bedacht ist auf „die rücksichtslos ehrliche, im großen wie im kleinen vor keiner Mühe scheuende, keinem Zweifel ausbiegende, keine Lücke der Überlieferung oder des eigenen Wissens übertünchende, immer sich selbst und anderen Rechenschaft legende Wahrheitsforschung“ (S.121).

Rebenichs Sicht auf Mommsen ist glücklicherweise kritisch, aber er kritikastert nicht und ist auch nicht bemüht, ein imaginäres Mommsen-Denkmal zu stürzen. Deshalb gelingt es ihm, jede Idealisierung des wirklich großartigen und in vielerlei Hinsicht sympathischen Mannes und Menschen zu vermeiden, ohne ihn zu beschädigen. Das Bild, das er von ihm nachzeichnet,

blendet Schwächen nicht aus, nimmt sich aber zuerst des unermüdlichen, ideenreichen Gelehrten an, der sich im 19. Jahrhundert an die Spitze nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Altertumswissenschaft setzte. Mommsen, der, was der Verf. nicht verschweigt, wohl ein nur mäßiger Hochschullehrer war und die Lehre immer als Last empfand, wurde 1885 ganz von ihr befreit und trat nur noch sporadisch vor die Studenten. Dafür setzte er, wie im fünften Kapitel dargelegt wird, seine ganze Kraft für die außeruniversitäre altertumswissenschaftliche Forschung, für ihre Organisation und Vereinigung an der Berliner Akademie ein: als Initiator neuer wissenschaftlicher Arbeitsformen und eines quasi Großbetriebes arbeitsteiliger Wissenschaft. Unter seiner Führung entstanden dort „die großen altertumswissenschaftlichen Unternehmungen, die quellenkritische Grundlagenforschung betrieben und die in hohem Maße dazu beitrugen, den internationalen Ruhm der deutschen Altertumswissenschaft zu begründen“ (S. 135). Zugleich jedoch segmentierte und fragmentierte er sie „in bisher unbekanntem Umfang“, wie Rebenich meint, – ein Schatten bei viel Licht. Man sollte Mommsen auch zugute halten, und dabei dem Verf. beipflichten, dass dessen „Aktualisierung des Altertums durch seine vollständige Historisierung“ mit der „klassizistischen Entrückung und neuhumanistischen Idealisierung der Antike“ nichts mehr zu tun hatte. Wurde zuvor die Kultur der Griechen und Römer zur Grundlage aller europäischen Bildung erklärt, so lag Mommsen nichts ferner als eine derart normative Überhöhung der Antike. „Sein moderner Realismus zerstörte die Sonderstellung der Griechen und Römer, die dem deutschen Bildungsbürger zur lieben Gewissheit geworden war“ (S. 126f.). Mommsen war zu seiner Zeit eine Leitfigur der deutschen und der europäischen Altertumswissenschaft, und die wissenschaftliche Gemeinde dankt ihm diese Rolle noch heute. Dem Politiker Mommsen, der sich in geradezu bissiger Weise mit Bismarck anlegte und den Historiker Heinrich von Treitschke wegen seiner antisemitischen Ausfälle heftig angriff, dem manchmal geplagten Familienmenschen, der auch gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen hatte, und einigen kurzen Impressionen zu Mommsens Nachleben sind die letzten drei Kapitel des Buches gewidmet.

Stefan Rebenich darf zu seiner beeindruckenden Mommsen-Biographie vollauf gratuliert werden. Was aber kann der Rez. dann noch bemängeln? Vier Dinge sind anzumerken:

1. Mommsen war ohne Zweifel ein Gegner jenes rohen, ungeschminkten Antisemitismus, den Treitschke kultivierte und der in Deutschlands bürgerlicher Welt viel offene und versteckte Zustimmung fand. Er sah libe-



rale Grundwerte und das Prinzip der Einheit der Nation verletzt, zu der insbesondere auch die assimilierten jüdischen Deutschen mit ihrer bedeutenden kulturellen und geistigen Potenz gehörten. Trotzdem war er, wie der Verf. einschränkt, kein Philosemit und möglicherweise, so von Julius H. Schoeps in einem „Zeit“-Artikel behauptet, „in der Beurteilung der ‚Judenfrage‘ ... von Treitschke gar nicht einmal soweit entfernt“.<sup>5</sup> Juden hatten sich der deutschen Gesellschaft und Kultur anzupassen und am besten zum Christentum überzutreten. Mommsens Verhältnis zu den Juden war offenbar ambivalent und sollte deshalb einer noch genaueren Betrachtung unterzogen werden.

2. Auch wenn Mommsen 1902 den Nobelpreis für Literatur zu Recht verdient hat, so verbirgt sich hinter den von Rebenich als günstig bezeichneten Umständen der Wahl eine Zwangslage der Schwedischen Akademie, denn der aussichtsreichste Kandidat für diese Auszeichnung, Lew Tolstoi, hatte abgesagt. Da sich das Komitee auch über Schriftsteller wie Emile Zola, George Meredith, Gerhart Hauptmann und Henryk Sienkiewicz nicht einigen konnte, wurde nach Auswegen gesucht. Die „Society of Authors“ in London nominierte Herbert Spencer. Kurz darauf traf der kollektive Vorschlag der Preußischen Akademie der Wissenschaften ein: Theodor Mommsen, 85 Jahre alt. „Mommsen ist ein Greis, aber dieser Greis besitzt die Inbrunst des Jünglings“, heißt es in der Laudatio zur Verleihung des Preises, „und selten empfand man auf so lebendige Weise wie in Mommsens ‚Römischer Geschichte‘, dass Clio eine Muse ist... Die Kraft der historischen Wissenschaft ist um so größer, je mehr sie zugleich große historische Kunst ist.“
3. In seiner von den Erben lange verschwiegenen und seltsam anmutenden Testamentsklausel von 1899 äußerte Mommsen u.a.: „...aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten was in mir ist, bin ich stets ein *animal politicum* gewesen und wünschte ein Bürger zu sein. Das ist nicht möglich in unserer Nation, bei der der Einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt. Diese innere Entzweiung mit dem Volke, dem ich angehöre, hat mich durchaus bestimmt, mit meiner Persönlichkeit, soweit mir dies irgend möglich war, nicht vor das deutsche Publikum zu treten, vor dem mir die Achtung fehlt. Ich wünsche, dass auch nach meinem Tode dasselbe mit

---

5 J.H. Schoeps, Das Evangelium der Intoleranz. Theodor Mommsen gegen Heinrich von Treitschke: Eine große Dokumentation wirft neues Licht auf den Berliner Antisemitismusstreit, in: Die Zeit 45, 30. Okt. 2003.

meiner Individualität sich nichts zu schaffen mache. Meine Bücher mag man lesen, solange sie eben dauern; was ich gewesen bin, oder hätte sein sollen, geht die Leute nichts an“. Rebenich hat das schwierige Dokument, das Heuß einmal zutreffend als den „Schlüssel zum Verständnis“ der Persönlichkeit Mommsens bezeichnete, nicht ausgeklammert. Er hält es einerseits für „ein grundsätzliches Bekenntnis zur politischen Verantwortung des selbstbewussten, den Idealen der Revolution von 1848 verpflichteten Bürgers“, andererseits für den resignativen Ausfluss eines politischen Pessimismus, der die Krise des bürgerlichen Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins im 20. Jahrhundert antizipierte (S. 187f., 193). In diesem Zusammenhang spricht er auch von „politischer Depression“ und „tiefer Verzweiflung“. Schon Wucher meinte, dass die Testamentsklausel wenig „mit ‚düsterem Pessimismus‘, Schwermut, einer notorischen Schwarzseherei, mit chronischen Depressionen“ zu tun hatte, „auch wenn es noch so oft behauptet wird“.<sup>6</sup> Mommsens testamentarische Äußerung entsprang nicht einer plötzlichen Eingebung, sondern hatte eine längere Vorgeschichte. Dieser juristisch und an historischer Methode geschulte, politisch engagierte und erfahrene Mann lotete tiefer und blickte weiter als die meisten seiner Zeitgenossen und viele derer, die heute seinen Namen wie ein Schildbanner vor sich her tragen. Aus der Erfahrung des *animal politicum* wurde Verbitterung, aus der Enttäuschung Klarsichtigkeit. Was ihn belastete, war die schon damals manipulierbare Menschenherde, die im Glied der Befehls-, Weisungs- und Meinungsempfänger stand und die keinen Platz für freie Bürger ließ. Er hatte den Glauben verloren an das erbärmliche, vergiftete, nichtswürdige und servile deutsche Volk, „diese Nation ohne Rückgrat“, und er war erschrocken über den zunehmend radikaler werdenden deutschen Nationalismus (mit allen Folgeerscheinungen). Will man Mommsen verübeln, dass ihn die Unfähigkeit der Mehrzahl seiner Landsleute zum selbständigen Nach- wie Mitdenken und mehr eigenverantwortlichem Tun erschütterte? Nicht Verwirrung, nicht irgendeine Laune oder Müdigkeit sprechen aus seiner Testamentsklausel, sondern Klarheit und das Wissen um den wirklichen Zustand des Volkes, das einem „Junker- und Pfaffenstaat“ untertan war. Vielleicht war Mommsens Negativerkenntnis auch, so Wucher, „der Tribut an (den) unwandelbaren Optimismus“ – oder gar die Utopie – des Revolutionärs von 1848.

---

6 A. Wucher, a.a.O., S. 185.

4. Von einer gewissen Ignoranz oder eben nur Unkenntnis zeugt, wenn auf S. 225 f. geschrieben steht: „Als nach dem 2. Weltkrieg die SED die Linden-Universität regierte, berief man sich auf das Erbe der Gebrüder Humboldt und änderte den Namen der Hochschule. Nach Mommsen fragte niemand. Von dem Müllhaufen hinter der Humboldt-Universität wurde das Denkmal erst nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten geholt“. Mommsen war in der Humboldt-Universität stets präsent. Eine Bronzetafel mit seinem Bildnis hing für jedermann sichtbar im Westflügel. Die kriegsbeschädigte Marmorbüste Mommsens erhielt eine neue Nase und stand fortan im Kabinett des Direktors der Sektion Kriminalistik. Im Bildband „Die Humboldt-Universität zu Berlin“ aus dem Jahre 1973 wird seiner im Geleitwort des Rektors gedacht und findet sich sein Porträt (mit Begleittext) ebenso wie das von August Boeckh und Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf. Mommsen zählte zu jenen Wissenschaftlern, auf die sich die Universität in ihrem Traditionsverständnis immer wieder berief. Jeder Geschichtsstudent, jeder Student der Rechte oder der Kriminalistik hörte wenigstens einmal seinen Namen. 1983 fand anlässlich seines 80. Todestages, wenngleich in bescheidenem Rahmen, ein von der HU zu Berlin und der MLU Halle-Wittenberg organisiertes Kolloquium zu Werk und Persönlichkeit Mommsens statt (mit Kranzniederlegung am Denkmal).<sup>7</sup> Selbst in der hausinternen Parteizeitung erschien ein ihm gewidmeter Artikel. Schon damals wurde daran gedacht, das Mommsen-Denkmal wieder im vorderen Hof der Universität aufzustellen. Kostengründe und Sparzwänge standen der Umsetzung aber im Wege. Als sich die Mommsen-Gesellschaft in der DDR neu konstituierte, machte der Rez. abermals den Vorschlag, Mommsen an seinen angestammten Platz zu bringen, was dann auch geschah. Das Foto auf S. 226 ist übrigens seitenverkehrt, und der Bauschutt- bzw. die Baumaterialien nahe dem Denkmal sind der untergegangenen DDR wahrlich nicht anzulasten.

---

7 Theodor Mommsen (1817 – 1903), Berlin 1984 (AdW d. DDR, Inst. f. Theorie, Geschichte u. Org. d. Wiss., Kolloquien, H. 40, als Manuskript gedruckt).

Rainer Schimming

**Ernst Schmutzer, Projektive Einheitliche Feldtheorie mit Anwendungen in Kosmologie und Astrophysik. Verlag Harri Deutsch, Frankfurt am Main 2004. 467 Seiten, kart.**

Der erste Teil des Buches (Kapitel 1 bis 4) ist ein Lehrtext, führt in die Relativistische Physik ein und stellt benötigte Mathematik bereit. Der zweite Teil (Kapitel 5 bis 11) ist eine Forschungs-Monografie, präsentiert des Autors Projektive Einheitliche Feldtheorie (englisch Projective Unified Field Theory = PUFT) und ihre Anwendungen in Kosmologie und Astrophysik. Eine Einführung in die herkömmliche Kosmologie (Abschnitt 7.1) erleichtert den Zugang. Schließlich kleidet in einem 18-seitigen Anhang A. K. Gorbatsievich von der Universität Minsk, ein akademischer Schüler des Autors, die Theorie in eine alternative Form.

Ernst Schmutzers Buch ist im Licht der großen Programme der Geometrisierung und der Unifizierung der Physik zu sehen (vgl. etwa /1/, /2/). Geometrisierung der Gravitation ist bekanntlich die zentrale Idee von Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie von 1915. Daran anknüpfend will man weitere Felder geometrisieren und zusammen mit der Gravitation vereinheitlicht beschreiben. Kaluza und Klein /3/ initiierten frühzeitig zu diesem Zweck das Prinzip der Höherdimensionalität: Danach ist die vierdimensionale Raum-Zeit-Union der „Schatten“ eines höherdimensionalen Raumes, welcher mit einer Riemannschen Metrik Lorentzscher Signatur versehen ist. Projektion auf vier Dimensionen erzeugt herkömmliche physikalische Felder und Feldgleichungen. Th. Kaluza 1921 und O. Klein 1926 begnügten sich mit fünf Dimensionen /3/. Die fünfdimensionale Metrik erzeugt vierdimensionale Einsteinsche Gravitation, Maxwellsche Elektrodynamik sowie ein Skalarfeld und schreibt deren Kopplungen vor. Das Skalarfeld war nicht eingepplant; man setzte es zunächst konstant. Später interpretierte man es als variable Stärke der Kopplung zwischen Gravitation und der übrigen Materie /4/, /5/. Ein nichtlineares allgemein-relativistisches Skalarfeld ist problematisch, da es manchmal die Energiebedingungen verletzt. Auch hat man bis heute ein sol-

ches Feld nicht direkt nachgewiesen. Trotzdem beruhen einige moderne Theorien wesentlich auf einem nichtlinearen Skalarfeld, welches dort Higgs-Feld, Quintessenz, Dilaton-Feld oder noch anders heißt.

Das Kaluza-Klein-Prinzip wurde auf Dimensionen  $D = 4 + d$  verallgemeinert und verzweigte sich /3/: Erstens ist in sogenannten Projektiven Relativitätstheorien die Zylinder-Bedingung von Kaluza und Klein durch eine elegantere Projektor-Bedingung ersetzt. Zweitens können Yang-Mills-Felder erzeugt werden, indem der  $D$ -dimensionale Raum als Hauptfaserbündel über der vierdimensionalen Raum-Zeit mit einer  $d$ -dimensionalen kompakten Liegruppe als Fasertyp angesetzt wird. Drittens wird auf noch allgemeinere Mannigfaltigkeiten sogenannte Dimensions-Reduktion, eine Art Fourier-Analyse, angewendet. Ernst Schmutzer hat die erste Linie verfolgt und schrittweise seine eigene Projektive Relativitätstheorie entwickelt. Die letzte (dritte) Version überwindet frühere Schwierigkeiten und wird hier im Buch vorgelegt. Die Theorie startet mit einer Lagrange-Funktion  $L$  für die fünfdimensionale Metrik  $g$ , für das Skalarfeld  $S = \text{Wurzel aus } g(X,X)$  und für etwaige weitere Materie, Substrat genannt.  $X$  bezeichnet den Vektor aus den fünf homogenen Koordinaten. Die fünfdimensionalen Variationsgleichungen zerfallen in gekoppelte vierdimensionale Feldgleichungen für Gravitation, aus  $X$  abgeleiteten Elektromagnetismus und  $S$ . Die Hauptteile sind vom Einstein-, Maxwell- bzw. D'Alembert-Typ. Die interessante Physik steckt in den Nebenteilen und in den spezifischen Kopplungen. Der Ansatz für  $L$  enthält noch zu wählende freie Funktionen; ferner tauchen bei der Explizierung der Theorie Konstanten auf, denen Werte zuzuweisen sind.

Wir heben die folgenden Aspekte der Projektiven Einheitlichen Feldtheorie hervor:

1. Ein neuer Ansatz für ein Skalarfeld, von Schmutzer zur besseren Unterscheidung „skalarisches Feld“ genannt, wird zu einem dominanten Naturphänomen, als solches von Schmutzer "Skalarismus" genannt.
2. Der Skalarismus führt zu einer von der Standardkosmologie wesentlich verschiedenen Kosmologie, insbesondere zu einer solchen ohne Urknall. Auch in der Post-Newtonschen Näherung behält der Skalarismus seine Bedeutung; insbesondere gibt es kosmische Einflüsse auf Himmelskörper; vgl. /6/, /7/. Kenngrößen des Kosmos zeigen bei PUFT typischerweise langsame monotone Entwicklung überlagert von relativ schnellen Oszillationen.
3. Die klassischen Einstein-Effekte im Sonnensystem lassen sich – durch geeignete Justierung von Funktionen und Konstanten – reproduzieren.

4. PUFT eröffnet eine Möglichkeit zur Erklärung der Dunklen Materie. Auch kann die sogenannte Pioneer-Anomalie – eine unerwartete Beschleunigung der Raumsonden Pioneer 10 und 11 – modelliert werden.
5. Die bekannte Folgerung aus der Jordanschen Theorie /4/ einer zeitabhängigen empirischen Newtonschen „Gravitationskonstanten“ ergibt sich auch in der Schmutzerschen Theorie, aber in besserer Verträglichkeit mit Messungen. In PUFT ist die Radialausdehnung der Himmelskörper eine Art „kosmologischer Induktionseffekt“ und führt auch zur Wärmeproduktion bewegter Himmelskörper. Diese mögliche Quelle der Erdwärme hat die Aufmerksamkeit von Geophysikern auf sich gezogen.
6. Das Machsche Prinzip gilt insofern, als die Masse eines Körpers von der Globalstruktur des Kosmos abhängt.

Die Vorgänger-Theorien hatten derart mit ernststen Problemen zu kämpfen, daß Pascual Jordan /4/ und seine Hamburger Schule das Thema aufgaben. Ernst Schmutzer (geboren 1930) stellte sich nach seiner Promotion 1955 in Rostock dieser Herausforderung. Er korrespondierte übrigens mit P. Jordan und begegnete ihm zweimal auf Konferenzen. Ab 1957 wirkte E. Schmutzer an der Universität Jena, wo er habilitierte und eine Schule der Allgemeinen Relativitätstheorie von internationalem Rang aufbaute. Von 1990 bis 1993 war er Rektor der Friedrich-Schiller-Universität. Ernst Schmutzer wurde 2005 von der Stadt Jena durch Eintragung als Ehrenbürger in das Goldene Buch der Stadt geehrt. Seit 1990 ist er Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

### Referenzen:

- /1/ Ernst Schmutzer: Relativistische Physik. Teubner, Leipzig 1968.
- /2/ Rainer Schimming: Zum Programm der Geometrisierung der Physik. *Wiss. Z. Univ. Greifswald. Math.-nat. R.* 35 (1986), S. 40-46.
- /3/ Hubert Goenner und Daniela Wünsch: Kaluza's and Klein's contribution to Kaluza-Klein theory. MPI für Wissenschaftsgeschichte Berlin, Preprint 235, 2003.
- /4/ Pascual Jordan: *Schwerkraft und Weltall*. Vieweg, Braunschweig 1955.
- /5/ Valerio Faraoni: *Cosmology in Scalar-Tensor Gravity*. Kluwer, Dordrecht 2004.
- /6/ Ernst Schmutzer: Investigation of the 2-body system with a rotating central body within the Projective Unified Field Theory. *Astronom. Nachr.* 326 (2005), 760.
- /7/ Ernst Schmutzer: New model of angular momentum transfer. *Astronom. Nachr.* 327 (2006), 29.

Heinz Kautzleben

**Klaus Fleischmann, Zu den Kältepolen der Erde. 50 Jahre deutsche Polarforschung. Delius Klasing Verlag, Bielefeld, 2005. 344 Seiten.**

Der Autor des Buches, Dr. phil. Klaus Fleischmann (Jahrgang 1941), ist durch seine Tätigkeit (ab 1971) in den Geschäftsstellen des Wissenschaftsrates, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der International Foundation for Science in Stockholm und als Geschäftsführer der Hermann von Helmholtz-Gemeinschaft Deutscher Forschungszentren ein profunder Kenner der Wissenschaftsverwaltung und des Wissenschaftsmanagements sowie der Verflechtungen zwischen Wissenschaft, Politik und Verwaltung. Diese Kenntnisse und Erfahrungen haben offensichtlich die Sicht bestimmt, unter der er das Buch geschrieben hat. Diese Sicht ist dem Thema „50 Jahre deutsche Polarforschung“ vollauf angemessen. Ein gewiß ungewolltes Ergebnis ist, daß die Leser dadurch auf das Dilemma hingewiesen werden, in dem sich heute die deutsche Polarforschung befindet.

Das Buch entstand im Auftrag des Alfred-Wegener-Instituts für Polar- und Meeresforschung (AWI) in Bremerhaven, das seit seiner Gründung zur Helmholtz-Gemeinschaft gehört. Das Buch mit dem griffigen, aber nicht ganz zutreffenden Obertitel „Zu den Kältepolen der Erde“ erschien etwa 25 Jahre nach Beginn der Teilnahme der Bundesrepublik Deutschland an der Antarktisforschung. Zu diesem Beginn einige Daten:

Am 12.12.1979 beschloß das Bundeskabinett das „Antarktisforschungsprogramm der Bundesrepublik Deutschland“ und die Einrichtung einer permanent besetzten deutschen (d.h. bundesdeutschen) Station in der Antarktis. Gleichzeitig beschloß das Kabinett, das Polarforschungsinstitut (der BRD) in Bremerhaven anzusiedeln. Damit übernahm der Bund die Verantwortung für die Beteiligung der BRD an der Antarktisforschung. Federführend wurde das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT). Die Standort-suche für die Station in der Antarktis lief bereits seit Mitte Dezember 1979. Dabei entstand auf dem Filchner-Schelfeis ein Camp, das am 10.01.1980 als

künftige Sommerstation, benannt nach Wilhelm Filchner, in Betrieb genommen wurde. Die Überwinterungsstation wurde, völlig neu, auf dem Ekström-Schelfeis am nordöstlichen Ausgang des Wedell-Meeress gebaut und am 24.02.1981 eröffnet; sie erhielt den Namen „Georg von Neumayer“. Das Polarforschungsinstitut wurde im Januar 1980 in Bremerhaven als Stiftung des öffentlichen Rechts gegründet; es wurde nach Alfred Wegener benannt. Das AWI trat 1983 der „Arbeitsgemeinschaft der Großforschungseinrichtungen“, der späteren Helmholtz-Gemeinschaft, bei. Der Auftrag zum Bau des eisgängigen Forschungsschiffes „Polarstern“, das zum Vorhaben gehörte, wurde vom BMFT am 30.08.1980 vergeben. Es wurde am 09.12.1982 vom AWI übernommen. Für das AWI wurde ein repräsentatives Institutsgebäude vorgesehen; der Neubau (der allerdings bereits 2004 durch einen weiteren Bau ergänzt werden mußte) wurde am 04.06.1986 offiziell eingeweiht. Alle diese Maßnahmen hatten das einzige Ziel, die Aufnahme der BRD in die Konsultativrunde zum zwischenstaatlichen Antarktisvertrag vom 01.12.1959 zu erreichen. Bereits im Mai 1978 hatte das Scientific Committee on Antarctic Research (SCAR) des ICSU die Aufnahme der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als Vertreterin der BRD in dieses höchste wissenschaftliche Beratungsgremium für die Mitglieder der Konsultativrunde zum Antarktisvertrag beschlossen. Am 05.02.1979 wurde der Beitritt der BRD zum Antarktisvertrag durch die Hinterlegung der Urkunde in Washington wirksam. Durch die Inbetriebnahme der Station „Georg von Neumayer“ wurde das letzte Kriterium zur Aufnahme in die Konsultativrunde erfüllt. Seit dem Aufnahmebeschluß der bis dahin 13 Staaten mit Konsultativstatus am 03.03.1981 gehört die BRD zu dieser Runde. Als Nebenergebnis hatte die BRD damit auch den „Wettlauf“ mit der Deutschen Demokratischen Republik um die Aufnahme in die Konsultativrunde mit einem Vorsprung von 6 Jahren gewonnen.

Dr. Fleischmann schreibt dazu (S. 221): „Das Eintrittsgeld (der BRD, HK) war hoch. (Eine Zusammenstellung aller aufgebrauchten Kosten sucht man im Buch allerdings vergeblich. HK) ... Aber der Ertrag für die Wissenschaft war groß ... ein profiliertes Forschungsinstitut ... die Antarktis- und Arktisforschung an den Universitäten und Hochschulen erhielt endlich ein zentrales Institut. Die von diesem Institut getragene eigene deutsche Logistik vermittelte ... langfristige Planungssicherheit und eröffnete für den Nachwuchs insgesamt deutlich verbesserte Berufschancen.“ Aber man findet im gesamten Buch keine Einschätzung dazu, ob und wie weit die ursprünglichen Erwartungen erfüllt wurden, die an den Beitritt in die Konsultativrunde zum



Antarktisvertrag geknüpft wurden und letztlich entscheidend dafür waren, das hohe Eintrittsgeld aufzubringen.

„Zu den Kältepolen der Erde“ ist ein schönes, repräsentatives Buch, zudem zu einem erträglichen Preis (26,00 €) zu erwerben. Im Format 27cm × 21 cm mit festem Einband, ist es hervorragend gestaltet, reich bebildert mit 328 Farb- und 65 SW-Fotos und 53 meist farbigen Reproduktionen. Es ist flüssig zu lesen, langweilt trotz der vielen Fakten nie; es macht die Beschäftigung zur Lesefreude. Man kann dem Autor zu seiner Leistung gratulieren. Seine Ziele, die er sich mit der Abfassung gesetzt hat und die er im Vorwort (S. 8) skizziert, hat er erreicht. Dr. Fleischmann sollte und wollte eine Geschichte der deutschen Polarforschung in den letzten 50 Jahren schreiben, wie sie in der BRD und in der DDR betrieben wurde. Er wollte „dem Leser Forschungsergebnisse aus verschiedenen beteiligten Disziplinen verständlich machen und ihm außerdem die Bedingungen, unter denen sie in der Arktis und der Antarktis erzielt worden sind, vermitteln“. Bei der Einarbeitung „gewann er Einblick in die Abhängigkeit der Polarforschung von den Weichenstellungen der Politik, in der BRD wie in der DDR. Diese sind nach meiner Auffassung unverzichtbarer Teil einer Geschichte der modernen deutschen Polarforschung.“

Das Buch entstand in einer erstaunlich kurzen Zeit; als Arbeitsbeginn wird Herbst 2001 genannt. Dr. Fleischmann hat die Akten in den Archiven in West- und Ostdeutschland studiert und rund 100 Zeitzeugen aus Wissenschaft, Politik und Verwaltung befragt. Er hat den Partnern die Entwürfe der ihren Bereich betreffenden Kapitel bzw. Abschnitte zur Stellungnahme zugeleitet und ihre kritischen Hinweise und Ergänzungen bei der Endfassung berücksichtigt. Ich kann das für meinen Teil bestätigen, obwohl ich erst im Endstadium der Arbeit konsultiert wurde und nur zum Abschnitt „Der verlorene Wettlauf“.

Die Polarforschung ist eine komplexe Materie, wissenschaftlich anspruchsvoll, politisch sehr brisant und wesentlich verschieden bezüglich der Arktis und der Antarktis. Über lange Zeit erfolgte ein Wettlauf zwischen der DDR und der BRD. Ich meine, die Materie gut zu kennen aus meinen Tätigkeiten (von 1969 bis 1990) als stellvertretender Direktor und Direktor des Zentralinstitutes für Physik der Erde der Akademie der Wissenschaften der DDR (ZIPE) und Leiter des Forschungsbereiches Geo- und Kosmoswissenschaften der Akademie. Das ZIPE war seit seiner Gründung im Februar 1969 die Leiteinrichtung der DDR für die Beteiligung der DDR an der Erforschung der Antarktis. Die Entwicklungen in der BRD waren uns in den Grundzügen voll ausreichend bekannt – wie ich beim Lesen des Buches bestätigt fand. Aus

den diesbezüglichen Darlegungen habe ich jetzt noch viele Details erfahren. Die Aktivitäten in der DDR hat Dr. Fleischmann weitgehend vollständig und korrekt dargestellt. Ich selbst habe darüber im Buch erwartungsgemäß nichts Neues gefunden – aber den Eindruck, daß er sich bei seinen entsprechenden Recherchen wohl vollständig auf Mitarbeiter und Akteure der unteren Verantwortungsebenen gestützt hat, sicher auch auf umfangreiche Akten, die aber vielfach unvollständig sind. Manche Hintergründe und Bestrebungen blieben ihm deshalb verborgen bzw. unverständlich. Das Wichtigste davon: Wir haben in der DDR immer versucht, unsere Ziele mit geringst möglichem Aufwand zu erreichen. Und unsere Möglichkeiten waren rundum äußerst begrenzt.

Im Mittelpunkt des Buches stehen selbstverständlich die Aktivitäten der BRD; sie nehmen den weitaus größten Teil des Buches ein. Die Darlegungen zur Vorgeschichte, zum internationalen Rahmen und zu den Aktivitäten in der DDR werden geschickt eingeflochten.

In einem kurzen ersten Kapitel (8 Seiten) „Entdeckerlust und nationaler Ehrgeiz“ wird auf die deutsche Polarforschung vor dem 2. Weltkrieg, mit großen Erfolgen noch in der Kaiserzeit, hingewiesen. Das nächste Kapitel „Anschluß-Suche“ (46 Seiten) behandelt relativ ausführlich die ersten Expeditionen nach dem 2. Weltkrieg – seitens der BRD die Spitzbergen-Expeditionen von Büdel u.a. (1959 bis 1967) und die Teilnahme an den gemeinsamen glaziologischen Expeditionen von vier westeuropäischen Ländern nach Grönland (1959/60 und 1967/68), seitens der DDR die Expeditionen nach Spitzbergen von Pillewitzer u.a. (1962 und 1964). Im Grunde genommen waren das Weiterführungen von Arbeiten der führenden Wissenschaftler aus der Vorkriegszeit.

Mit dem dritten Kapitel „Außen vor: Die Antarktis wird international“ (12 Seiten) beginnt die Beschäftigung mit der Antarktisforschung. Erläutert wird hier der Antarktisvertrag, zu dessen Abschluß das Internationale Geophysikalische Jahr 1957/58 (IGJ) außerordentlich viel beigetragen hat. Die bundesdeutsche Wissenschaft war bis zur Mitte der siebziger Jahre für die Antarktisforschung nicht zu interessieren. Anders gestaltete sich die Situation in der DDR. Die DDR nahm 1956 die Einladung der Sowjetunion an, Wissenschaftler als Gäste zu den jährlichen Sowjetischen Antarktisexpeditionen zu entsenden. Die Beteiligung begann im Herbst 1959, sie dauerte ab 1971 ohne Unterbrechungen bis zum Ende der DDR. Das gesamte vierte Kapitel (mit 70 Seiten das umfangreichste des Buches) „Wachsende Eigenständigkeit: DDR-Forschung in der Antarktis“ ist diesen Aktivitäten gewidmet.

Sie standen von Anfang an unter der Verantwortung der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (DAW), die ab 1972 Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW der DDR) hieß. Die Beschreibung reicht bis zum Abbau der DDR-Forschungsstation „Georg Forster“ im Jahre 1996 und der Einbeziehung eines großen Teils der Polarforscher der DDR mit neuen Aufgaben in das AWI. Die letztgenannten Fragen werden im Buch erst in einem Abschnitt („Vereinigung der beiden Flußarme“, 6 Seiten) des 8. Kapitels beschrieben.

In der zweiten Hälfte des Buches werden, beginnend mit dem 5. Kapitel „Rohstoffe locken: Die Bundesrepublik Deutschland entdeckt die Antarktis“ (30 Seiten), fast ausschließlich die Aktivitäten in der BRD beschrieben. Sie begannen in der Mitte der siebziger Jahre mit den Erkundungsfahrten der Bundesforschungsanstalt für Fischerei und der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe, die wirtschaftliche Interessen verfolgten. Sie konfrontierten die BRD sofort mit den Bestimmungen des Antarktisvertrages, was nahezu hektische Aktivitäten der Bundesregierung zur Folge hatte. Die Bemühungen um die Aufnahme der BRD in die Konsultativrunde zum Antarktisvertrag werden ausführlich im 6. Kapitel „Endlich dabei: Polarforschung wird nationale Aufgabe“ (40 Seiten) abgehandelt. Dabei lernt man das Gerangel auf vielen Ebenen kennen, das dabei durchzustehen war.

Im kurzen Abschnitt „Der verlorene Wettlauf“ (13 Seiten) werden in diesem 6. Kapitel auch die entsprechenden Aktivitäten der DDR um Aufnahme in die Konsultativrunde zum Antarktisvertrag beschrieben. Dabei wird auch erstmals öffentlich über die Episode vom Herbst 1979 bis Juni 1980 berichtet, in der unter Verantwortung des Ministeriums für Umweltschutz und Wasserwirtschaft der Aufbau und Betrieb einer Forschungsstation der DDR in der Antarktis (im Gebiet der Larsemann-Hügel in der Ostantarktis), vollständig mit eigenen Kräften, vorbereitet werden sollte. Diese Bemühungen sind daran gescheitert, daß die errechneten Angaben über die voraussichtlich erforderlichen Aufwendungen ständig größer wurden und diese schließlich alle Möglichkeiten der DDR weit überstiegen. Die Verantwortung für die Beteiligung der DDR an der Erforschung der Antarktis blieb bei der Akademie der Wissenschaften der DDR. Sie fand – auch weiterhin gestützt auf die Sowjetischen Antarktisexpeditionen – eine praktikable Lösung der Probleme, baute ihre Forschungsbasis in der Schirmacher-Oase im Dronning-Maud-Land, die sie 1976 bei der sowjetischen Station „Nowolasarewskaja“ errichtet hatte, weiter aus und weihte sie am 25.10.1987 als DDR-Forschungsstation „Georg Forster“ ein. Damit hatte auch die DDR alle Bedingungen für die Aufnahme in die

Konsultativrunde zum Antarktisvertrag erfüllt und wurde in diese aufgenommen. Den Beitritt zum Antarktisvertrag hatte die DDR bereits 1974 erklärt. In das SCAR war die AdW der DDR als Vertreterin der DDR bereits am 23.10.1980 aufgenommen worden.

Wenn man bei den Angaben für die beteiligten Institutionen die gleiche Detailtreue für die der DDR wie für die der BRD anstrebt, ist an dieser Stelle eine Bemerkung dazu angebracht, wie die Verantwortung für die Polarforschung der DDR geregelt war: Die übliche Darstellung, die auch im Buch verwendet wird, daß die Aufträge für die Expeditionen der DDR in die polaren Gebiete, einschließlich der Beteiligungen an den Sowjetischen Antarktisexpeditionen, von 1959 bis 1969 vom Nationalkomitee der DDR für Geophysik und Geodäsie (NKG) erteilt wurden und dann vom ZIPE der DAW bzw. AdW der DDR, ist unvollständig. Korrekt ist, daß beide Einrichtungen als ausführende Organe der DAW bzw. AdW der DDR fungierten. Nur die Akademie war juristisch selbständig. Die Unterscheidung hat historische Gründe. In Verbindung mit den Bemühungen um die Teilnahme der DDR am IGJ auf der einen Seite und um die gleichberechtigte Mitgliedschaft der DDR-Wissenschaftler in der Internationalen Union für Geodäsie und Geophysik (IUGG) andererseits war 1956 von der Regierung der DDR die grundsätzliche Entscheidung getroffen worden, daß die DAW die Vertretung der DDR-Wissenschaft gegenüber allen nichtstaatlichen internationalen wissenschaftlichen Organisationen und Aktivitäten zu übernehmen hat. Sie sollte sich bei der Wahrnehmung dieser Aufgaben den Anforderungen und Gepflogenheiten der internationalen Organisationen gemäß verhalten. Die Regierung forderte, daß diese Aufgaben, soweit sie langfristig planbar waren, im Rahmen des Haushaltes der DAW, der entsprechend aufgestockt wurde, finanziert werden, sagte aber zu, daß für besondere Aufgaben auch zusätzliche Mittel aus dem Staatshaushalt bereitgestellt werden können. In Übereinstimmung mit dieser Entscheidung bildete die DAW 1956 nahezu gleichzeitig für die angestrebte Mitwirkung in der IUGG einen DDR-Landesausschuß für die IUGG (ohne eigenes Budget), mit dem Mitglied der DAW Otto Meißer als Vorsitzendem, und ein Nationalkomitee der DDR für das IGJ (mit beträchtlichen zusätzlichen Mitteln aus dem Staatshaushalt), mit dem Vizepräsidenten der DAW Hans Ertel als Vorsitzendem. Für die praktische Verwendung der IGJ-Mittel wurde ein Technisches Büro gebildet; dessen Aufsichtigung wurde vom Präsidium der DAW dem Direktor des Meteorologischen Dienstes der DDR, der die Funktion des Vorsitzenden des IGJ-Komitees übernommen hatte, übertragen. Aus mehreren Gründen wurden die

beiden Komitees am 14.05.1962 zum Nationalkomitee der DDR für Geophysik und Geodäsie, dem bereits mehrfach genannten NKGG, vereinigt. Zu seinem Präsidenten wurde Prof. Dr. Horst Philipps, der Direktor des MD, berufen. Nach seinem plötzlichen Tod im November 1962 folgte ihm in dieser Funktion Prof. Dr. Horst Peschel, Ordinarius an der Technischen Hochschule Dresden. Nach der Vereinigung der beiden Komitees zum NKGG blieb glücklicherweise im Staatshaushalt die Position „Internationale Geophysikalische Expeditionen“ mit Zugriff durch das IGJ-Komitee noch für einige Jahre erhalten und konnte direkt vom Technischen Büro unter Aufsicht des NKGG genutzt werden. Das NKGG war längere Zeit das einzige Nationalkomitee bei der DAW, das neben seiner eigentlichen Aufgabe, der internationalen Vertretung in der entsprechenden internationalen Organisation noch über finanzielle Mittel zur Förderung von Forschungsaufgaben verfügen konnte. Erst Mitte der sechziger Jahre wurde diese Position aus dem Staatshaushalt in den normalen Haushalt der DAW eingeordnet, was damit verbunden war, daß das bisherige Technische Büro als Ständige Arbeitsgruppe Expeditionen an die DAW überführt wurde. In der Akademiereform wurde diese Arbeitsstelle in das neu gebildete ZIPE eingegliedert, und zwar als Abteilung Expeditionen im Bereich Verwaltung und Dienstleistungen des ZIPE. Damit übernahm die Leitung des ZIPE die Aufgabe, die Teilnahme an internationalen Expeditionen auf dem Gebiet von Geophysik und Geodäsie in die großen Forschungsprogramme der Akademie und des Hochschulwesens der DDR einzubringen und sie gleichzeitig auch zu realisieren, eine Aufgabe, die im Wissenschaftssystem der DDR durch ein Nationalkomitee als Personengremium nicht erfüllt werden konnte. Dazu gehörte als Erstes, die bisherigen zersplitterten Aktivitäten in der Antarktis zu ordnen und behutsam um einen tragfähigen Kern zu gruppieren. Als solcher kam nur eine geophysikalische Observatoriumsaufgabe in Frage. Dazu gehörte auch die Vertretung der Polarforschung als wissenschaftliche Aufgabe im Plenum der Mitglieder der AdW der DDR. Eine solche Vertretung erwies sich als unerlässlich, als es darum ging, die Zustimmung zur Errichtung der DDR-Forschungsstation „Georg Forster“ und damit die Aufnahme der DDR in die Konsultativrunde zum Antarktisvertrag allein auf Grund der Forschungsleistungen, die von der Akademie verantwortlich koordiniert wurden, zu erreichen. Die Zustimmung des Plenums erfolgte in seiner Sitzung am 19.09.1985 nach ausgiebiger Erörterung meines Vortrages „Ergebnisse und Aufgaben der Antarktisforschung“. Der Vortrag wurde auszugsweise in zwei Teilen veröffentlicht in der Zeitschrift *Wissenschaft und Fortschritt* 36 (1986)3 und 36 (1986)5.

Die drei Kapitel des Buches ab Kapitel 7 beschreiben die weitere Entwicklung in der BRD, nachdem die politischen Entscheidungen getroffen waren. Um den Inhalt anzudeuten, genügt es, deren Überschriften zu nennen. Das 7. Kapitel (44 Seiten) trägt die Überschrift „Eine Struktur wird geschaffen: Aufbau der neuen Instrumente“. Das 8. Kapitel (28 Seiten) heißt „Ordnung in der Vielfalt: Die Wissenschaft setzt Schwerpunkte“. Das 9. Kapitel (32 Seiten) ist überschrieben „Präzisionsarbeit: Beispielhaftes aus multinationalen Kooperationen“. Aus diesen Darlegungen ist besonders bemerkenswert, daß die Polarforschung der BRD sich seit Anfang der neunziger Jahre verstärkt auch Untersuchungen in der Arktis zugewandt hat. Sie haben teilweise vergleichenden Charakter. Unverkennbar ist aber, daß zunehmend auch spezifische Fragen der Arktis aufgegriffen werden. Die Zusammenarbeit mit den Polarforschern der Russischen Föderation ist dafür unerläßliche Voraussetzung. Sie entstand nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und der dadurch veränderten politischen Situation in der Arktis.

Das 10. und letzte Kapitel des Buches „Polarforschung in der Zukunft: Die nächsten 25 Jahre“ (7 Seiten) wurde von Prof. Dr. Jörn Thiede, dem Direktor des AWI, verfaßt. Er stellt darin mit vollem Recht fest, daß die deutsche Polarforschung seit der Aufnahme in die Konsultativrunde zum Antarktisvertrag systematisch ausgebaut wurde und sich international eine Spitzenstellung erarbeitet hat. Er erwartet, daß die nationale und internationale Polarforschung in den kommenden 25 Jahren ihr Profil und ihre wissenschaftlichen Inhalte wesentlich verändern wird. Auch in den kommenden Jahrzehnten würden beträchtliche Aufwendungen in der Polarforschung notwendig sein, die Forschungsinfrastruktur müsse fortlaufend instand gehalten und erneuert werden. Dem muß man voll beipflichten. Ob die politischen Entscheidungsträger in der BRD das auch so sehen und entsprechend handeln, bleibt abzuwarten. Eine erste Bewährungsprobe dürfte das (4.) Internationale Polarjahr 2007-2009 werden.

Die weltpolitische Situation hat sich gegenüber den fünfziger Jahren, in denen das IGJ vereinbart und durchgeführt wurde, und den siebziger Jahren, in denen die beiden deutschen Staaten gerade ihre weltweite diplomatische Anerkennung errungen hatten und unter anderem auch um die beachtete Mitwirkung im internationalen Konzert um die Antarktis und ihre Ressourcen wetteiferten, grundlegend geändert. Heute müssen neue Argumente gefunden werden, die zumindest das gleiche Gewicht wie damals haben. Das Interesse der Wissenschaftler an neuen Erkenntnissen dürfte allein nicht ausreichen. Das Buch von Dr. Klaus Fleischmann veranschaulicht überzeugend, was auf welche Weise für die Förderung der Wissenschaft erreicht werden kann.

Gerhard Öhlmann

**Detlev Möller, Luft – Chemie · Physik · Biologie · Reinhaltung · Recht.  
Walter de Gruyter, Berlin New York 2003. 750 Seiten, 168 Abbildungen,  
178 Tabellen.**

Bereits der Umfang und die Begriffe des Untertitels des vorliegenden Werkes machen deutlich, dass es sich bei diesem Thema nicht, wie es zunächst vielleicht scheinen will, um ein sehr begrenztes Wissensgebiet handelt, sondern vielmehr um einen sehr facettenreichen, sich schnell entwickelnden, angewandten Zweig der Chemie, dessen Bedeutung angesichts komplexer anthropogener Einflüsse auf Atmosphäre und Umwelt weiter zunimmt. Es kann daher nur begrüßt werden, dass der Verlag die Herausgabe des Werkes als Pendant zu dem Buch „Wasser“ initiiert und in unserem Mitglied, Hrn. Möller, einen auf diesem Gebiet sehr erfahrenen und renommierten Wissenschaftler als Autor gefunden hat.

Das Buch soll nach dessen erklärter Absicht sowohl als Nachschlagewerk als auch als Lehrbuch dienen und damit zugleich die Lücke schließen, die er trotz des Vorhandenseins zahlreicher Bücher zu diesem Thema in dem Fehlen eines zusammenfassenden Werkes sieht. Es sei hier vorweggenommen, dass diese nicht einfach zu realisierende Symbiose von Handbuch und Lehrbuch gut gelungen ist. Zu bemängeln wären allenfalls mitunter auftretende Wiederholungen, die aber wohl diesem Doppelcharakter geschuldet sind.

In der *Einführung* wird Luft als die chemische Substanz der Atmosphäre definiert, womit der Begriff Atmosphäre als der umfassendere, im Sinne einer Geosphäre charakterisiert ist. „Aus physiko-chemischer Sicht ist Luft ein Gasgemisch mit darin suspendierten Teilchen, wobei die natürlichen chemischen Bestandteile der Atmosphäre überwiegen sollten.“ Die Frage, ob Luftverschmutzungen zur Luft gehören oder nicht, ist angesichts der Tatsache, dass auch *reine* Luft, also vom Menschen unbeeinflusste Luft sehr variabler Zusammensetzung sein kann, eher müßig. Dem Autor ist zuzustimmen, wenn er es für richtiger hält, nach den natürlichen und anthropogenen Quellen der Luftbestandteile zu fragen. In Abgrenzung von der Atmosphärenphysik,

Meteorologie und von biogeochemischen Fragestellungen werden ausschließlich die chemischen, physikalischen und biologischen Prozesse behandelt, die mit den chemischen Substanzen der Luft in direktem Zusammenhang stehen. Im Hinblick auf die Wirkung atmosphärischer Spurenstoffe auf Vegetation, Mensch, Tier und Material kann die Luftchemie als Hilfsdisziplin Beiträge leisten, die Erforschung der Wirkung dieser Stoffe auf die Atmosphäre selbst gehört aber natürlich zu den ureigensten Aufgaben der Chemie und Physik der Atmosphäre. Im Ergebnis einer Reihe von weiteren Überlegungen zu Begriffen wie Luftzusammensetzung und Klima, Luftverschmutzung und Luftreinhaltung resümiert der Autor, dass in diesem Buch „die Chemie der Luft (oder Atmosphäre) als die Lehre von der Herkunft, der Verteilung, Umwandlung und Ablagerung fester, flüssiger und gasförmiger Stoffe der Luft verstanden wird.“ Damit wird deutlich, dass die Luftchemie keine rein chemische Disziplin sein kann, sondern sehr eng mit biologischen, geophysikalischen und technologischen Prozessen (Herkunft) verknüpft ist und ohne Physik und Meteorologie (Ablagerung und Verteilung) nicht denkbar wäre.

Das 1. Kapitel, „*Herkunft von Luftspurenstoffen*“, beginnt mit einem Rückblick auf die Geschichte der Entdeckung der Elemente der Luft, gefolgt von einem kurzen Ausflug in die Evolution der natürlichen Atmosphäre der Erde und ihrer Zusammensetzung, wobei besonders die Herkunft und Anreicherung des Sauerstoffs in Verbindung mit der Entstehung und Ausbreitung des Lebens betrachtet wird. Hervorzuheben ist hier die Feststellung, dass für die Landbesiedlung durch lebende Organismen nicht der Sauerstoff in der Luft fehlte, sondern, dass die harte UV-Strahlung der Sonne das Leben außerhalb der Ozeane zunächst verhinderte, es also zusätzlich der Herausbildung der stratosphärischen Ozonschicht als Filter für diese Strahlung bedurfte.

In einem gesonderten Abschnitt beschäftigt sich der Autor mit dem vergangenen Klima (Paläoklima) und gelangt zu der Feststellung, dass trotz abwechselnder Eis- und Warmzeiten unser Klima in den letzten 3,5 Milliarden Jahren als ziemlich stabil eingeschätzt werden kann, was er als Ausdruck eines sich im „Gleichgewicht“ befindlichen globalen biogeochemischen Kreislaufs versteht. Mit Blick auf die gegenwärtige Klimadiskussion betont er, dass die durch die Menschheit seit Beginn der industriellen Revolution vor ca. 150 Jahren verursachten Störungen der biogeochemischen Kreisläufe, deren Stoffumsätze zum Teil erheblich über den natürlich beobachteten liegen, sich noch innerhalb der natürlichen Variation der Luftzusammensetzung befinden mögen. Die Zeitspannen dieser natürlichen Änderungen aber liegen



Größenordnungen über den vergangenen 150 Jahren. Er folgert mit Recht: „Unser atmosphärisches Umweltproblem ist daher in erster Linie ein zeitliches Problem der Anpassung verschiedener Subsysteme innerhalb des globalen Systems.“

Wichtigste Voraussetzung für die Quantifizierung des menschlichen Einflusses auf die Luftzusammensetzung ist die Kenntnis der natürlichen Emissionen, die im zweiten Unterkapitel beschrieben werden. *Quellen natürlicher Emissionen* sind biogener, geophysikalischer oder geochemischer Natur. *Anthropogene Quellen* dagegen sind biogener, physikalischer, oder chemischer Natur. Die Zusammensetzung der Atmosphäre wird durch biogeochemische Stoffkreisläufe bestimmt. Triebkraft sind die Organismen mit ihrer Fähigkeit, chemische Substanzen zu synthetisieren, und diese mit dem Ziel der Energiegewinnung oder des Biomassewachstums um- oder abzubauen.

Der Autor behandelt zunächst ausführlicher den Kohlenstoffkreislauf ( $\text{CO}_2$ ) und kurz die Kreisläufe des Stickstoffs und des Schwefels, um dann auf einzelne Verbindungen der drei Elemente näher einzugehen ( $\text{NH}_3$ ,  $\text{SO}_2$ , Dimethylsulfid,  $\text{NO}$ ,  $\text{N}_2\text{O}$ ,  $\text{CO}$ ,  $\text{CH}_4$ , Alkane, Alkene sowie organische Säuren und andere organische Substanzen).

Als geogene Quellen von Luftspurenstoffen definiert der Autor solche geophysikalischen und geochemischen Prozesse, die Stoffeinträge in die Atmosphäre verursachen. Es handelt sich dabei um Bodestaub und Seesalze, die durch Windeinfluss von der Boden- oder Wasseroberfläche in die Atmosphäre eingetragen werden, um Stoffe, die durch Vulkanausbrüche, bei der Verbrennung von Biomasse oder in Gewittern freigesetzt bzw. aus primär emittierten Substanzen in der Atmosphäre gebildet werden (sekundäre Quellen). Alle genannten Quellen werden im Detail untersucht. Tabellarische, zusammenfassende Schätzungen der globalen, natürlichen Emission der betrachteten Spurenstoffe bilden den Abschluss des Kapitels der natürlichen Quellen von Luftbestandteilen.

Das dritte Unterkapitel behandelt die *belastete Luft*, wobei der Autor diesen Begriff ausschließlich für vom Menschen beeinflusste Luft verwendet und darauf verweist, dass es reine Luft, im Sinne einer vom Menschen unbeeinflussten Luft, heute praktisch nirgends mehr auf der Erde gibt. Man muss jedoch dabei sehen, dass die Spurenbestandteile der Luft in außerordentlich geringen Konzentrationen auftreten (0,01%  $\text{CO}_2$ ; 0,0001%  $\text{CH}_4$ ; 0,00001% alle übrigen Spurenstoffe), die trockene Luft also zu 99,9999% rein ist, wenn man als Verschmutzungen alle anderen Spurenstoffe mit Ausnahme von  $\text{CO}_2$  und  $\text{CH}_4$  bezeichnet. Zugleich wird deutlich, dass es sich bei der Analytik der

Luft um eine Ultrapurenanalytik handelt. Das Unterkapitel charakterisiert die anthropogenen Aktivitäten, die die chemische Zusammensetzung der Luft verändern und damit Wirkungen induzieren, die die Lebensqualität der Menschen nachteilig verändern. Der Autor nennt folgende atmosphärische Probleme, die uns in diesem Sinne gegenwärtig beschäftigen:

- Troposphärisches Ozon, d.h. die Zunahme des Oxydationspotenzials
- Atmosphärische Azidität (saure Deposition). Heute vor allem im asiatischen Bereich.
- Treibhausgase, zunehmende Emission, führt zweifellos zu einer Erwärmung
- Aerosole, insbesondere Sulfataerosole, führen zu einer Abkühlung der Atmosphäre, wirken im Unterschied zu  $\text{CO}_2$  aber regional.
- Aerosole sind aber auch zunehmend Gefahr für die menschliche Gesundheit. Über die chemische Zusammensetzung von Partikeln  $< 0,1 \mu\text{m}$  ist so gut wie nichts bekannt.
- Abnahme des stratosphärischen Ozons durch in die Troposphäre emittierte langlebige Spurengase ( $\text{CClF}_3, \text{N}_2\text{O}$ ). Hauptproblem: Zunahme der Intensität kurzweiliger Strahlung. Die Folgen sind für die Atmosphäre selbst noch unzureichend beschrieben.

Der Übersicht gegenwärtiger anthropogener Quellen von Luftbestandteilen ist eine interessante historische Betrachtung der Entwicklung der Luftbelastung durch menschliche Aktivitäten in der Menschheitsgeschichte vorangestellt. Es sei an dieser Stelle hervorgehoben, dass solche Rückblicke in die Vergangenheit und damit in die Entwicklung unseres Wissens um die untersuchten Erscheinungen immer wieder auftauchen. Sie sind charakteristisch für die Herangehensweise des Autors. Man spürt, dass ihm diese historische Sicht besonderes Anliegen ist.

Die Ursache aller heutigen Umweltprobleme sieht der Autor in erster Linie im Wachstum der Weltbevölkerung und erst in zweiter Linie in der Zunahme des individuellen Ressourcenverbrauchs. In einer Fußnote schränkt er aber ein, dass diese Tendenz sich nicht unbedingt in die Zukunft fortsetzen muss, wenn die Idee der Nachhaltigkeit durchgesetzt werden kann, die er jedoch letztlich nicht als vollkommen erreichbares Idealziel sieht.

Eine Übersicht der anthropogenen Quellen von Luftbestandteilen wird dann in einem Schema dargestellt, das die Quellen-Ursachen-Wirkungskette atmosphärischer Spurenstoffe zeigt. Ein weiteres Schema gibt eine umfassende Übersicht über die Emissionsquellen. Die Beschreibung der Quellen folgt gegliedert nach chemischen (Industrie, Verkehr, Kommunalbereich)

und biologischen Prozessen (Landwirtschaft, Deponien, Kommunalbereich). Eine Diskussion der Trends der Emissionen und im Zusammenhang damit auch zum zukünftigen Klima schließt sich an. Solche Trendaussagen, so stellt der Autor fest, beruhen im Wesentlichen auf Einschätzungen der zu erwartenden Veränderungen des Energieverbrauchs und der Anteile der einzelnen Primärenergieträger sowie der Entwicklung der Weltbevölkerung, hier insbesondere der Veränderungen im Einsatz von Düngemitteln, in der landwirtschaftlichen Landnutzung und Nutztierhaltung. Wer sich ein wenig mit den aus solchen Einschätzungen hervorgehenden Szenarien befasst hat, wird schnell erkannt haben, wie problematisch diese sind und wie stark sie oft Gruppeninteressen reflektieren. Die Aussagen des Autors hierzu beruhen, nach den angeführten Zitaten zu urteilen, letztlich auf dem „Weltenergie-Ausblick“ der IEA von 1998 und 2000. Ausgehend hiervon sind seine Schlussfolgerungen über die Entwicklung vor allem der Treibhausgas-Emissionen sehr pessimistisch, mehr noch, er erwartet ohne Maßnahmen zur Reduktion der CO<sub>2</sub>-Emissionen, die er für unrealistisch hält, bis Ende des 21. Jahrhunderts sogar eine noch wesentlich stärkere Zunahme der CO<sub>2</sub>-Emissionen als sie der IPCC in seinen Szenarien vorhersagt. Nun mag man angesichts des Gefeilsches, das heute schon allein um die Realisierung der Verpflichtungen des sicher nicht ausreichenden Kyoto-Protokolls stattfindet, skeptisch sein, ob die menschliche Gesellschaft eine nachhaltig-zukunftsfähige Energieversorgung auch gegen alle Widerstände durchsetzen kann. Die sehr kritische Haltung des Autors beruht aber wohl eher auf seiner Einschätzung, dass die regenerativen Energien, bei grundsätzlich sehr positiver Bewertung ihrer Rolle, erst zum Ende des Jahrhunderts weit genug entwickelt sein werden, um gemeinsam mit einer deutlich verbesserten Energieeffizienz den Weltenergiebedarf decken zu können. Hierin kann ihm der Rezensent nicht folgen, um so mehr als zumindest für moderne Industrieländer wie Deutschland die Enquete-Kommission des 14. Bundestages trotz aller Minderheitsvoten zu der eindeutigen Feststellung gekommen ist (Bericht vom Juli 2002), dass „in einem modernen Industrieland eine Minderung der CO<sub>2</sub>-Emissionen um 80% technisch realisierbar und wirtschaftlich machbar ist, auch unter Berücksichtigung des vereinbarten Ausstiegs aus der Kernenergie.“

Auf den folgenden Seiten gibt der Autor eine Einschätzung der künftigen Emissionen anderer Gase wie SO<sub>2</sub>, NO, CO, VOC und geht auf Methan und auf die möglicherweise bemerkenswerte Rolle von Isopren ein, das mit steigender Nettoprimärproduktion infolge des CO<sub>2</sub>-Anstiegs vermehrt gebildet

wird und durch seine Teilnahme an atmosphärischen Reaktionen den positiven Klimaantrieb verstärken könnte. In der Einführung zum 2. Kapitel – *Physikalisch-chemische Grundlagen der Luft* – kommt der Autor noch einmal auf die von ihm vertretene Definition der Luftchemie zurück und begründet, warum er den Begriff Atmosphärenchemie dem Begriff Luftchemie vorzieht, obwohl beide Begriffe synonym verwendet werden. Der Grund ist die sehr enge Verknüpfung der Chemie der Luft mit der Physik der Atmosphäre. Die Spezifik der Atmosphärenchemie beruht auf dem Einfluss der meteorologischen Elemente (Druck, Dichte, Temperatur, Feuchte, Windgeschwindigkeit, Strahlung) auf die chemischen Umwandlungen in der Atmosphäre, wodurch makroskopisch gesehen eine geographische Komponente in der Atmosphärenchemie wirksam wird. Bedingt durch den Multiphasen- und Multikomponentencharakter der Luft bedarf ihre wissenschaftliche Untersuchung der Anwendung praktisch aller Teildisziplinen der physikalischen Chemie, die der Autor hier kurz darlegt.

Das erste Unterkapitel befasst sich mit der *Phänomenologie der Luft*, das heißt mit ihren für den Beobachter direkt erkennbaren Eigenschaften, wie dem horizontalen und vertikalen Aufbau der Atmosphäre den meteorologischen Elementen, den Wolken, dem Nebel und den Niederschlägen.

Es folgt danach ein Unterkapitel über die Optik der Atmosphäre, in dem die Sonnenstrahlung als Triebkraft aller Prozesse, auch der chemischen Stoffumwandlungen, im Mittelpunkt steht. Behandelt werden die Strahlungsgesetze, Grundlagen der Strahlungsabsorption sowie die solare und terrestrische Strahlung und deren Bilanz. Wichtig ist hier der Hinweis, dass die jedes Jahr von der Sonne global eingestrahelte Energie in Höhe von  $5,5 \cdot 10^{24}$  J 100 mal mehr ist als dem Menschen noch aus ausbeutbaren fossilen Reserven zur Verfügung steht. Interessant auch die Abschätzung der Energiespeicherung durch nachwachsende Rohstoffe, die lediglich 1 TW beträgt, dem gegenwärtig ein anthropogener Energieverbrauch von 13 TW ( $400 \cdot 10^{18}$  J/a) gegenübersteht. Nachwachsende Rohstoffe allein können also den Welt-Energiebedarf nicht decken. Das folgende Unterkapitel ist der *Mechanik der Atmosphäre* gewidmet. Es beschreibt die Grundgleichungen der wirksamen atmosphärischen Kräfte, der Strömungen, der kinetischen Gastheorie, der Diffusion, sowie der Aerosoldynamik. Die drei letzten Unterkapitel dieses Kapitels behandeln die Thermodynamik der Atmosphäre, die Reaktionskinetik, sowie Aggregatzustände und Phasenübergänge in der Atmosphäre. Diese Kapitel sind charakteristisch für den Lehrbuchanspruch des Buches. Sie sind sehr übersichtlich und verständlich geschrieben. Die knappe Darstellung der

Grundlagen wird anschaulich an Beispielen aus der Luftchemie erläutert. In der Einführung des Unterkapitels (2.5) findet man die Aussage, die Thermodynamik sei, indem sie die Richtung einer Reaktion angibt, auch eine Methode zur Beschreibung des (Reaktions-)Mechanismus, ohne dabei jedoch Informationen über den konkreten Weg zu geben. Nach Auffassung des Rezensenten machen aber gerade diese Informationen den Mechanismus einer Reaktion aus. Ähnliche Bedenken hätte der Rezensent auch gegen die Aussage zur Definition katalytischer Reaktionen (S.224), wonach sich der Mechanismus einer Reaktion (z.B.  $A \rightarrow B$ ) in Gegenwart eines Katalysators als Folge der Verringerung der Aktivierungsenergie dieser Reaktion ändert. Vielmehr erschließt doch der Katalysator der Reaktion einen neuen Weg (Mechanismus), und dieser ist mit einer geringeren Aktivierungsenergie verbunden. Die verminderte Aktivierungsenergie ist also die Folge des neuen Weges und nicht umgekehrt. Das Kapitel 2 schließt mit einer ausführlichen Betrachtung heterogener Bestandteile der Luft in Gestalt von flüssigen oder festen Partikeln sehr kleiner Größe, die als Aerosole neben ihrer meteorologischen auch eine erhebliche Bedeutung für die Chemie der Atmosphäre haben. Sie sind offenbar an ihrer Oberfläche oder bei flüssigen Tropfen in deren Volumen sehr häufig Ort komplexen Reaktionsgeschehens, dessen Verständnis ohne die Analyse der Phasenübergänge nicht möglich ist. Diese werden daher ebenfalls behandelt.

Das 3. Kapitel des Buches trägt den Titel „*Deposition von Spurenstoffen*“. In ihm beschreibt der Autor die verschiedenen Mechanismen des natürlichen Substanzaustrags aus der Atmosphäre und schließt damit die Spurenstoffkette Emission  $\rightarrow$  Ausbreitung  $\rightarrow$  Umwandlung  $\rightarrow$  Deposition. Die Deposition ist zugleich eine intensive Quelle von Spurenstoffen für die Biosphäre. Beispielfhaft werden hier Daten zur Deposition von Sulfat, Nitrat und Ammonium, aber auch von Schwermetallen wie Pb, Cd, Cu, Zn und Mangan angeführt und diskutiert, an deren Bestimmung der Autor selbst großen Anteil hat.

Kapitel 4 beinhaltet eine ausführliche Darlegung der *Troposphärenchemie*, die, wie vom Autor immer wieder betont, ungeachtet der Dominanz von Gasphasenreaktionen, eine Multiphasenchemie ist. Sie schließt Reaktionen in flüssiger Phase und an Phasengrenzen, Gas/fest, Gas/flüssig und flüssig/fest ein. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Chemie der Bildung und des Verbrauchs reaktiver Oxidantien, mit deren Darstellung das Kapitel beginnt. Wegen der Vielzahl der parallel ablaufenden Reaktionen wählt der Autor eine Methode der Darlegung des Wissenstandes, die von dem System Sauerstoff/Wasser (enthält nur  $O_3$ ,  $O_2$ ,  $N_2$ , und  $H_2O$ ) ausgeht und dieses dann sukzessive

durch Spurenkomponenten ergänzt. Angesichts der Komplexität des gesamten Reaktionsgeschehens hätte man sich innerhalb dieses Kapitels eine angemessene Darlegung der experimentellen Untersuchungsmethoden, mit denen der Ablauf der einzelnen Reaktionen in Laborstudien bzw. in Feldmessungen nachgewiesen wurde, gewünscht.

Dem Konzept der sukzessiven Erweiterung des Ausgangssystems folgend, wird gezeigt, wie durch Photolyse von Ozon in Folgereaktionen die wichtigen OH- und HO<sub>2</sub>-Radikale gebildet werden, für die Nettobildung von Ozon in der Troposphäre aber noch die Voraussetzungen fehlen. Daran ändert auch die Zugabe von NO zu obigem System nichts, denn erst wenn zusätzlich OH-reaktive Kohlenstoff-Verbindungen zugegen sind, entsteht ein Reaktionssystem, in dem Peroxyradikale auftreten und eine Nettobildung von Ozon möglich ist. In dem folgenden Unterkapitel zur Gasphasenchemie geht der Autor ein auf die Rolle der Stickoxide (NO<sub>x</sub> – NO<sub>y</sub>) im atmosphärischen Stickstoffhaushalt und bei der Bildung der atmosphärischen Azidität. Es folgen ausführliche Beschreibungen der Luftchemie organischer Verbindungen, ein Arbeitsgebiet, das noch weniger gut erforscht ist als die Umwandlung anorganischer Spurenstoffe der Luft. Der letzte Abschnitt dieses Unterkapitels ist den Schwefelverbindungen und ihren Umsetzungen in der Luft gewidmet. Nach der Behandlung der Azidität und der Einführung des Begriffes der atmosphärischen Azidität folgt ein Unterkapitel zur Flüssigphasenchemie, worunter die Chemie in den einzelnen Tropfen der Atmosphäre verstanden wird, die trotz des geringen Anteils flüssiger Phase in der Luft nicht zu vernachlässigen ist (Elektronentransfer- und Ionenreaktionen, H<sub>2</sub>O<sub>2</sub>-Chemie, Katalyse an Übergangsmetallverbindungen) und hier zunächst als homogene Reaktionen, gleichsam in einem unendlich großen Tropfen, untersucht werden. Die Chemie in Wolken, Nebel und Niederschlag ist jedoch als Multiphasenchemie ungleich komplexer und ihre experimentelle Untersuchung außerordentlich schwierig. Erkenntnisse über die in Gas- und Flüssigphase ablaufenden Reaktionen basieren überwiegend auf Modellsimulationen. Obwohl der Wolken-Volumenanteil der planetaren Grenzschicht im Jahresmittel weniger als 10% ausmacht, ist der Effekt von Wolken auf die atmosphärische Chemie erheblich (Reaktionsbeschleunigung, Langstreckentransport und vertikaler Transport von Spurenstoffen und Auswaschung durch Regen). Diesen Prozessen ist daher ein besonderes Unterkapitel gewidmet, in dem im Einzelnen die Multiphasenchemie von Ozon, Wasserstoffperoxid, Schwefeldioxid sowie halogenhaltiger Verbindungen dargelegt wird. Das Kapitel zur Tropos-

phärenchemie endet mit Abschnitten zur chemischen Zusammensetzung von Niederschlägen, Wolken und Nebel.

Das 5. Kapitel behandelt die *Chemie der Stratosphäre*, in der im Prinzip alle troposphärischen Reaktionen ebenfalls vorkommen, jedoch wegen der anderen Reaktionsbedingungen Besonderheiten aufweisen. Wesentlich ist aber die Tatsache, dass in der Stratosphäre photolytische Reaktionen im Bereich kürzerer Wellenlängen ( $< 242$  nm) möglich sind. Wichtigste Reaktion ist hier die  $O_2$ -Photolyse zu Triplett- und Singulett-Sauerstoffatomen, die durch Wechselwirkung mit  $O_2$  Ozon bilden. Hauptgegenstand des Kapitels sind die Mechanismen der Bildung von Katalysatorsubstanzen aus Methan, Lachgas sowie Halogen- und Schwefelverbindungen, die den katalytischen Zerfall des Ozons in der Stratosphäre bewirken. Abschließend analysiert der Autor die Trends der stratosphärischen Ozonkonzentration und bedient sich dabei der längsten Messreihe für das Gesamtazon (seit 1926) von Arosa (Schweiz). Sie mündet in der Feststellung, dass die international durchgesetzten Maßnahmen zur Reduzierung der Produktion von Chlorfluorkohlenwasserstoffen und ihrer Anwendung heute die Annahme rechtfertigt, dass sich bis Mitte des 21. Jahrhunderts die Ozonschicht wieder auf die Werte von 1975 stabilisiert.

Wichtige Voraussetzung für Maßnahmen zur Luftreinhaltung und für die Aufklärung der Chemie der Atmosphäre ist die *Messung von Luftspurenstoffen*, die der Autor im 6. Kapitel ausführlich beschreibt. Es widerspiegelt in besonderem Maße die umfangreichen praktischen Erfahrungen des Autors in der Durchführung solcher Messungen und die Kenntnis ihrer Tücken und ist daher eine praktische Anleitung, die den interessierten Leser mit allem vertraut macht, was solche Messungen erfordern, angefangen bei den allgemeinen Prinzipien über die konkrete Planung von Immissionsmessungen zu den Verfahrenskenngrößen wie Empfindlichkeit, Präzision, Richtigkeit und Genauigkeit, der Qualitätssicherung bis hin zu den Auswertemethoden.

Das 7. Kapitel trägt den Titel *„Luftspurenstoffe und Luftreinhaltung“*. Eingeleitet wird es mit einer Definition des Begriffes Luftreinhaltung als Management der Luftverschmutzung. In der Praxis bedeutet das eine auf konkrete Emissionsquellen ausgerichtete Emissionsreduzierung im Ergebnis technischer und gesetzgeberischer Maßnahmen, nicht aber, was richtiger wäre, die grundsätzliche Vermeidung von Emissionen und Abfällen im Sinne einer Ressourcen schonenden, nachhaltigen Strategie möglichst geschlossener Stoffkreisläufe durch abproduktfreie Technologien. Mit Recht verweist der Autor an dieser Stelle auf den Konflikt zwischen marktwirtschaftlichen

und gesellschaftlichen Interessen. Veränderungen der chemischen Zusammensetzung der Luft als Folge menschlicher Tätigkeit sind nicht nur mit Hilfe jeweils geeigneter Analysemethoden zu bestimmen, sondern die erfassten Spurenkomponenten müssen auch hinsichtlich ihrer Wirkungen auf Mensch und Natur quantitativ bewertet werden. Diese zweifellos schwierigere Aufgabe mündet letztlich in einer wissenschaftlich begründeten Definition der tolerierbaren Grenzkonzentrationen der einzelnen Spurenkomponenten, innerhalb derer katastrophale Auswirkungen vermieden werden können. Die Genauigkeit, mit der das geschehen kann, ist, dem Stand der wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechend, mehr oder weniger gut. Der Autor verweist hier auf die Klimadiskussion, in der auch als Folge der Unsicherheiten in der Angabe der Auswirkungen weiterer Akkumulation der Treibhausgase und den damit verbundenen Rückkopplungen auf den in den nächsten Jahrzehnten zu erwartenden Temperaturanstieg, Raum ist sowohl für sehr pessimistische als auch für weniger pessimistische Prognosen. Regierungsentscheidungen zu Gegenmaßnahmen sind aber erforderlich. Diese können natürlich auch falsch sein. Ob das, wie der Autor in einer Fußnote vermerkt, auch für den Ausstieg aus der Atomenergie in Deutschland gilt, wagt der Rezensent zu bezweifeln.

Verwiesen wird auf die Berichte der UNEP zum Zustand der Umwelt unserer Erde, in denen die Probleme: stratosphärischer Ozonverlust, Stickstoffbelastung als Folge der Düngieranwendung, Klimaänderung als Folge der Treibhausgase und toxische Substanzen (Schwermetalle und persistente organische Verbindungen) genannt werden. Der Autor ergänzt diese Liste um die Probleme des Anstiegs der troposphärischen Oxidationskapazität und der troposphärischen Aerosolbelastung. Man kann dem Autor nur uneingeschränkt zustimmen, wenn er zum Schluss der Einleitung zu diesem Kapitel formuliert: „Vieles deutet darauf hin, dass sich die Lebensbedingungen der Menschen zum Ende des 21. Jahrhunderts drastisch verschlechtern werden, wenn weiter nach dem bisherigen Motto business-as-usual konsumiert wird“. Nach diesen grundsätzlichen Darlegungen beschreibt das Kapitel zunächst die Wirkungspotenziale von Luftspurenstoffen wie Oxidationspotenzial, Aziditätspotenzial, Toxizität und Klimaantrieb und behandelt im Anschluss daran ihre toxischen Wirkungen in Form des oxidativen Stresses, der Vegetationsschäden, und der Gesundheitsschädigung des Menschen. Schließlich folgt ein längerer, sehr interessanter Abschnitt, der allein der Klimaänderung gewidmet ist. Hier knüpft der Autor an seine Darlegungen dazu im ersten Kapitel an und kommt zurück auf den weiteren Temperaturanstieg



als Folge der Zunahme der Emission vor allem des Treibhausgases  $\text{CO}_2$ , der wahrscheinlich nur dann weniger als 1-2 K betragen würde, wenn es gelänge, die globale Emission dieses Gases um weit mehr als 50% innerhalb weniger Jahre zu senken, was nur mit einer Abkehr von der Verbrennung fossiler Rohstoffe erreichbar wäre. Ein solches Ziel aber hält er für wenig realistisch, selbst wenn der politische Wille dazu vorhanden wäre (S. 524). Wenn diese Haltung angesichts des dominierenden Einflusses der großen Welt-Energiekonzerne in diesen Fragen auch verständlich erscheint, sollte es nicht dennoch gerade Aufgabe der Wissenschaftler in Lehre und Forschung sein, die Kräfte in der Gesellschaft zu unterstützen, die sich die Durchsetzung der klimapolitischen Ziele zur Aufgabe gemacht haben? Sollte es nicht möglich sein, deutlich zu machen, dass die mit dem Klimawandel schon mittelfristig verbundenen Risiken wirtschaftliche Gewinne viel stärker bedrohen als Aufwendungen in die Entwicklung der regenerativen Energien diese heute vielleicht vorübergehend belasten?

Im Einzelnen werden dann der Einfluss der ultravioletten Strahlung (UV-B), die abkühlende Wirkung der Streuung an Aerosolen und die erwärmende Wirkung durch absorbierende Gase (Treibhauseffekt) auf das Klima diskutiert.

Es folgt nun ein Unterkapitel, in dem der Autor die Probleme der *Luftreinhaltung* beschreibt und nach der Darlegung allgemeiner Prinzipien und Technologien der Reinigung von Abluft und Abgasen auf einige für die Luftreinhaltung problematische Wirtschaftsbereiche eingeht. Dazu gehören vor allem die Landwirtschaft ( $\text{N}_2\text{O}$ ,  $\text{NH}_3$ ), die Energiewirtschaft (Verbrennung fossiler Rohstoffe) und der Transportsektor. Nach Einschätzung des Autors sind in der Energiewirtschaft die Probleme der  $\text{SO}_2$ - und Flugstaubemission für Braun- und Steinkohlekraftwerke gelöst. Während eine NO-Reduzierung (0,3-0,5 kg NO/MWh) bisher kaum gelang, können Reduzierungen von  $\text{N}_2\text{O}$  (6-15g  $\text{N}_2\text{O}$  MWh) und CO (0,12-0,14 kg CO/MWh) nicht erreicht werden. Nur in sehr begrenztem Maße ist eine Reduzierung der spezifischen  $\text{CO}_2$ -Emission (1000 kg  $\text{CO}_2$ /MWh) durch weitere Erhöhung des Wirkungsgrades der Kraftwerke denkbar.

Nach der ausführlichen Darlegung der Wirkungsprinzipien der Luftspurenstoffe und der Prinzipien der Luftreinigung kommt der Autor nun im letzten Teil des 7. Kapitels zu den Luftspurenstoffen selbst. Trotz Beschränkung auf die drei wichtigsten primären aziditätsbestimmenden Gase  $\text{SO}_2$ , NO,  $\text{NH}_3$  und zwei sekundäre Oxidantien ( $\text{O}_3$ ,  $\text{H}_2\text{O}_2$ ) ist dieser Teil der umfangreichste des Kapitels. Für alle diese Gase werden ihre Quellen, ihre Eigenschaften und

ihr atmosphärisches Verhalten, die mit ihrer Anwesenheit in der Atmosphäre verbundenen Probleme sowie die Maßnahmen zur Minimierung ihres Wirkungspotenzials beschrieben. Dabei setzt sich der Autor zu recht für eine intelligente Luftreinhaltung ein. Er plädiert für eine Steuerung der chemischen Zusammensetzung der Atmosphäre mit dem Ziel, ein optimales Wirkungspotenzial zu erreichen, da die verschiedenen Spurenkomponenten der Atmosphäre zum Teil gegensätzliche Wirkungen haben. Es erscheint ihm z.B. nicht sinnvoll,  $\text{SO}_2$ -Reduktionen in Europa weit unter den toxikologischen Schwellenwert fortzusetzen, wenn mit einer gewissen  $\text{SO}_2$ -Belastung der Luft sowohl eine Düngung als auch eine kompensierende Wirkung zum Treibhauseffekt infolge des negativen Aerosolantriebs (Ammoniumsulfat) möglich ist, was angesichts des bereits beobachteten Schwefeldefizits im Boden doppelten Vorteil brächte. Die Problematik beim troposphärischen Ozon liegt nach Meinung des Autors weniger in der Häufigkeit der Überschreitung definierter Grenzwertkonzentrationen (hier ist eine deutliche Abnahme zu verzeichnen) als viel mehr darin, dass die Hintergrundkonzentration des Ozons in den letzten 50 Jahren ständig zugenommen hat, womit eine Veränderung des Oxydationspotenzials der Atmosphäre einhergeht, und die Gefahr besteht, dass in absehbarer Zeit der Schwellenwert der phytotoxischen Wirkung ( $65 \mu\text{g}/\text{m}^3$ ) des Ozons überschritten wird. Verantwortlich für die langfristig angestiegene Ozonmenge in der Troposphäre sind die Vorläufersubstanzen Kohlenmonoxid und Methan. Eine humantoxikologische Wirkung des Ozons unter atmosphärischen Bedingungen hält er, gut begründet, nicht für gegeben. Beobachtete Wirkungen auf den Menschen im Zusammenhang mit erhöhten Ozonkonzentrationen müssen auf andere Substanzen zurückgeführt werden. Interessant ist auch die Feststellung des Autors, dass in Deutschland trotz einer starken Reduzierung der Vorläufersubstanzen des Ozons (flüchtige organische Substanzen und NO) durch Einführung von Automobilkatalysatoren keine Minderung der mittleren Ozonkonzentration zu beobachten ist. Erheblichen Einfluss hat diese Maßnahme in Deutschland jedoch auf die signifikante Abnahme der Bedeutung von Maximalwerten des Ozons durch die Reduzierung der Emission von organischen Verbindungen (andere außer Methan) (ca. 50%) als sehr reaktive Vorläufer der Ozonbildung gehabt. Schließlich kommt der Autor auf das Wasserstoffperoxid zu sprechen, mit dessen Bestimmung er sich selbst intensiv befasst hat. Es entsteht als ein Folgeprodukt der Ozonphotolyse, ist relativ stabil in der Luft und muss wegen seiner möglichen toxischen Wirkungen bei der Luftreinhaltung berücksichtigt werden. Er diskutiert zunächst die Daten zur Konzentration des

$\text{H}_2\text{O}_2$  in ihrer zeitlichen Variabilität und kann sich dabei auch auf eigene Messergebnisse stützen, die im Zeitraum vom August 2000 bis Juli 2001 in Berlin-Adlershof durchgeführt wurden. Im Detail werden danach die Quellen und Senken dieser Spurenkomponente sowie ihr Langzeitverhalten beschrieben. Auch hier zeigt sich wieder die Komplexität der luftchemischen Prozesse als Folge von miteinander konkurrierenden Reaktionen, auf die der Autor immer wieder hinweist. So ist NO als Reaktionspartner der  $\text{HO}_2$ -Radikale (Bildung von  $\text{NO}_2$ ) ein wichtiger Konkurrent zu der Bildung des  $\text{H}_2\text{O}_2$  in deren Reaktion mit sich selbst, was den Autor veranlasst, die Frage aufzuwerfen, in wie weit eine drastische Reduktion der NO Emission (z.B. mit Hilfe des Dreiwegekatalysators bei Automobilen) tatsächlich zweckmäßig ist. Sicher ist diese Frage berechtigt, sein Vorschlag jedoch, sinnvoller ein optimales NO/VOC-Verhältnis anzustreben, dürfte nicht ganz einfach zu verwirklichen sein. Interessant sind seine Überlegungen zur Erklärung der erst in letzter Zeit aus der Untersuchung von Grönland-Eisbohrkernen gewonnenen Erkenntnis, dass die Konzentration des  $\text{H}_2\text{O}_2$  in den letzten 150 Jahren um etwa 60% gestiegen ist, wovon wiederum 80% allein auf die Jahre 1975 bis 1995 fallen. An Hand einer Gegenüberstellung der 10-jährigen Mittelwerte der  $\text{H}_2\text{O}_2$ -Konzentrationen und dem Sulfatgehalt in diesen Eisbohrkernen mit dem Wachstum der Weltbevölkerung in dieser Zeit und der Summe der jährlichen  $\text{SO}_2$ -Emissionen Nordamerikas und Westeuropas zeigt er recht überzeugend, dass die  $\text{SO}_2$ -Emission offensichtlich eine begrenzende Wirkung auf das durch Zunahme der Weltbevölkerung bedingte Anwachsen der  $\text{H}_2\text{O}_2$ -Konzentration hat, wodurch dieses maskiert wird ( $\text{H}_2\text{O}_2$  oxydiert  $\text{SO}_2$  zu  $\text{SO}_3$ ). Die drastische Abnahme des Wasserstoffsuperoxids in den zwei Jahrzehnten von 1975 bis 1995 erklärt sich dann durch die in diesen Jahren beginnende Abnahme der  $\text{SO}_2$ -Emission infolge der Einführung der Rauchgasentschwefelung.

Das letzte Kapitel des Buches widmet der Autor *rechtlichen Aspekten der Luftreinhaltung*, wobei das immissionsschutzrechtliche Instrumentarium zum Schutze der Umwelt vor schädlichen Umwelteinwirkungen durch Luftverunreinigungen im (Bundes-Immissionsschutzgesetz) Vordergrund steht.

Neben dem umfangreichen Literaturverzeichnis schließen sich als Anhänge 1 und 2 tabellarische Zusammenstellungen der in der Atmosphäre (Gas- und Flüssigphase) ablaufenden Elementarreaktionen und ihren Geschwindigkeitskonstanten an. Von den etwa 1000 zitierten Originalarbeiten stammen etwa 50 aus der Feder des Autors. Das vorliegende Werk ist ohne jeden Zwei-

fel eine wesentliche Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur auf diesem hochwichtigen Zweig der Chemie.

Stefan Bollinger

**Ostrowski – Westrowski – Zentrowski? Ein Oberbürgermeister zwischen den Fronten des Kalten Krieges  
Norbert Podewin, Otto Ostrowski – der gelöschte Oberbürgermeister. Ein Schicksal im Berlin des Kalten Krieges. Edition Luisenstadt. Berlin 2005, 2 Abb., 301 S.**

Charakterstärke und Gradlinigkeit sind selten Empfehlungen für Parteipolitiker. Sie stören nur und machen mit einem zudem kantigen Charakter leicht Karrieren kaputt im 20. Jahrhundert, dessen Lager- und Blockdenken bis heute nachwirkt. Das mußte auch Berlins erster frei gewählter Nachkriegsoberbürgermeister, Dr. Otto Ostrowski, spüren, der nach nur 134 Tagen im Amt zum Rücktritt gezwungen wurde. Nicht durch die allmächtige, totalitäre sowjetische Militäradministration, nicht einmal direkt durch die gegen ihn intrigierende US-Militärregierung, als vielmehr durch die eigenen Genossen der SPD.

Norbert Podewin, ausgewiesener Historiker, Biograph umstrittener Persönlichkeiten der deutschen Linken wie Walter Ulbricht oder Friedrich Ebert jr., und solider Kenner der Berlingeschichte hat in Archiven zu einer verdrängten, tabuisierten Persönlichkeit der Stadt gegraben. Einer der führenden SPD-Kommunalpolitiker war nicht nur – naheliegend – in der DDR- und SED-Geschichtsschreibung unbekannt, auch in der westlichen und SPD-nahen ist er Unperson.

Ostrowski, 1883 in bescheidenen Verhältnissen geboren, sollte es einmal besser haben. Die Eltern sparen sich sein Studium vom Munde ab, und der junge Mann wendet sich den Neusprachen zu, studiert in Paris und London. Eine Arbeit zu finden, ist für den „über“qualifizierten, aus dem Rahmen fallenden Kandidaten schwer, zumal er Reformschulprojekten anhängt und bald begeisterter Fürsprecher der Montessori-Pädagogik wird. Trotzdem findet er 1909 eine Anstellung als Hilfslehrer im gutbürgerlichen Lankwitz vor den Toren Berlins. Er arbeitet sich hoch, gewinnt das Vertrauen der Schüler, bleibt aber umstritten. Politisch schwankt er, ist kriegsbegeistert, muß aber

nicht ernsthaft dienen. Dafür geht er in die Deutsche Vaterlandspartei aus dem Umfeld der Alldeutschen, eine Verirrung, wie zu vermuten steht.

Die Novemberrevolution scheint für ihn persönlich wie politisch eine Befreiung. Er will sich einmischen, Politik machen, geht in die SPD, gründet im Ort den ersten Arbeiter- und Soldaten-Rat mit, vertreibt den Bürgermeister und wird selbst erster Beamter der Stadt. Obwohl von Anfang an umstritten und keinem Streit aus dem Wege gehend, wird Ostrowski einer der profilierten Kommunalpolitiker der Weimarer Republik. Ob im brandenburgischen Finsterwalde oder ab 1926 als Stadtbezirksbürgermeister von Berlin-Prenzlauer Berg, er ist radikal, setzt sich für eine moderne Schule ebenso wie für öffentlichen Wohnungsbau ein. Er spürt die Polarisierung der Gesellschaft, in der soziale Maßregeln zu Lasten der Besitzenden wenig goutiert werden, merkt auch den Bruderkampf der linken Parteien. 1933, nach der NS-Macht ergreifung, wird er seines Amtes enthoben und eingesperrt, kommt aber rasch frei. Der Versuch, auf dem Gerichtsweg Amt und Bezüge zu verteidigen, ist ein naturgemäß aussichtsloser Rechtstreit in einem Unrechtsregime, trotz dessen Fassade. Die braunen Jahre überlebt er meist arbeitslos, mit kleinen Geschäften. Mit dem Widerstand sympathisiert er, hilft Juden, kommt aber insgesamt recht unbehelligt durch die Zeit. Seine Biographie wird dadurch getrübt, daß er sich Ende 1944 von seiner lange verlassenen jüdischen Frau trennt. Er ist wohl an ihrem Untertauchen danach beteiligt, sie hat Glück und überlebt.

Die Niederlage des Faschismus, die Befreiung, erlebt ein ungebrochener, tatendurstiger Mann, der sich schnell der SPD wieder zur Verfügung stellt. Sie braucht den unbescholtenen Kommunalpolitiker, macht ihn in Berlin-Wilmersdorf zum Stadtbezirksbürgermeister. Ostrowski begreift aber weniger als andere, wie sich die Zeiten ändern. Nicht mehr der rabiate Streit mit den Bürgerlichen oder mit anderen Linken bestimmt nun das Schicksal eines politisch Aktiven. Der Kalte Krieg zeichnet sich früh ab. Nun ist es die große Konfrontation des freiheitlichen Westens mit dem diktatorischen Osten, zwischen Demokraten und Kommunisten. So fragwürdig und entfernt von der Realität diese Etiketten, so nachdrücklich das Einfordern neuer Loyalitäten. Das merkt auch Ostrowski, der nicht den Westrowski gibt, den seine SPD-Freunde und die sich ins politische Geschäft einmischende US-amerikanische Besatzungsmacht erwarten. Er hat seine Lehren aus der Spaltung der Arbeiterbewegung gezogen, glaubt trotz aller Unterschiede an die Möglichkeit des Zusammengehens mit den Kommunisten. Er steht dem von Schumacher ausgehenden und in den Berliner Westsektoren erfolgreichen Abblocken der so-

zialistischen Einheitspartei skeptisch gegenüber, obschon er sich in die SPD-Linie des Westens fügt.

Bei den ersten Wahlen in Berlin ist er einer der Spitzenkandidaten seiner Partei, die zum Verdruß von Kommunisten und sowjetischer Besatzungsmacht haushoch siegt. Wenn auch widerwillig setzt die SPD auf ihren Verwaltungsfachmann, der im verfassungsgemäßen Allparteienmagistrat für alle Parteien und Besatzungsmächte ein annehmbarer OB-Kandidat ist. Im September 1946 wird er gewählt und ist schnell mit dem Hungerwinter 1946/47 konfrontiert. Wenig interessieren ihn die politischen Querelen, die immer sichtbarer zwischen den Siegermächten ausbrechen, und die Interessen seiner Parteifreunde. Er sucht den Kontakt mit der sowjetischen Besatzungsmacht, schließlich auch mit der von den anderen geschnittenen SED-Fraktion. Er will über den Winter kommen und jene politischen Forderungen einvernehmlich lösen, die im Westen konfrontativ behandelt werden: Die Anpassung der Besetzung der Verwaltung an die veränderten Mehrheiten. Dieses "zentristische" Verhalten, der Versuch, im Interesse der Berliner und nicht des Partei- und Blockkalküls etwas zu bewegen, bringt SPD und noch mehr US-Verwaltung in Harnisch. Im Hintergrund lauert bereits deren Wunschkandidat Ernst Reuter, so daß es ein für Ostrowski peinliches Tauziehen und schließlich ein Mißtrauensvotum der eigenen Partei gibt, das ihn zum Rücktritt zwingt. Eine Politik für die Berliner sollte es in der beginnenden Blockkonfrontation nicht mehr geben, sondern die bewußte Konfrontation mit Moskau. Die Antwort kam postwendend, man verwehrte dem ungeliebten einstigen KPD-Spitzenfunktionär Reuter sein Amt. Erst mit Blockade und offener Spaltung bekam der Westen den Spitzenpolitiker für den von ihm verwalteten Stadtteil.

Ostrowski blieb trotz dieser Blamage mehr oder minder treues SPD-Mitglied, ließ sich mit einem Posten am Berliner Rechnungshof abspesen, suchte über Jahr und Tag erfolglos seine Rehabilitierung, bis er 1963 starb. Er blieb als Berliner Oberbürgermeister eine Unperson für seine Partei wie für die Berlingeschichte, zwischen den Fronten Stehende mag keiner.